

Sepp Blatter über den Boxer Muhammad Ali

DIE WELTWOCHEN

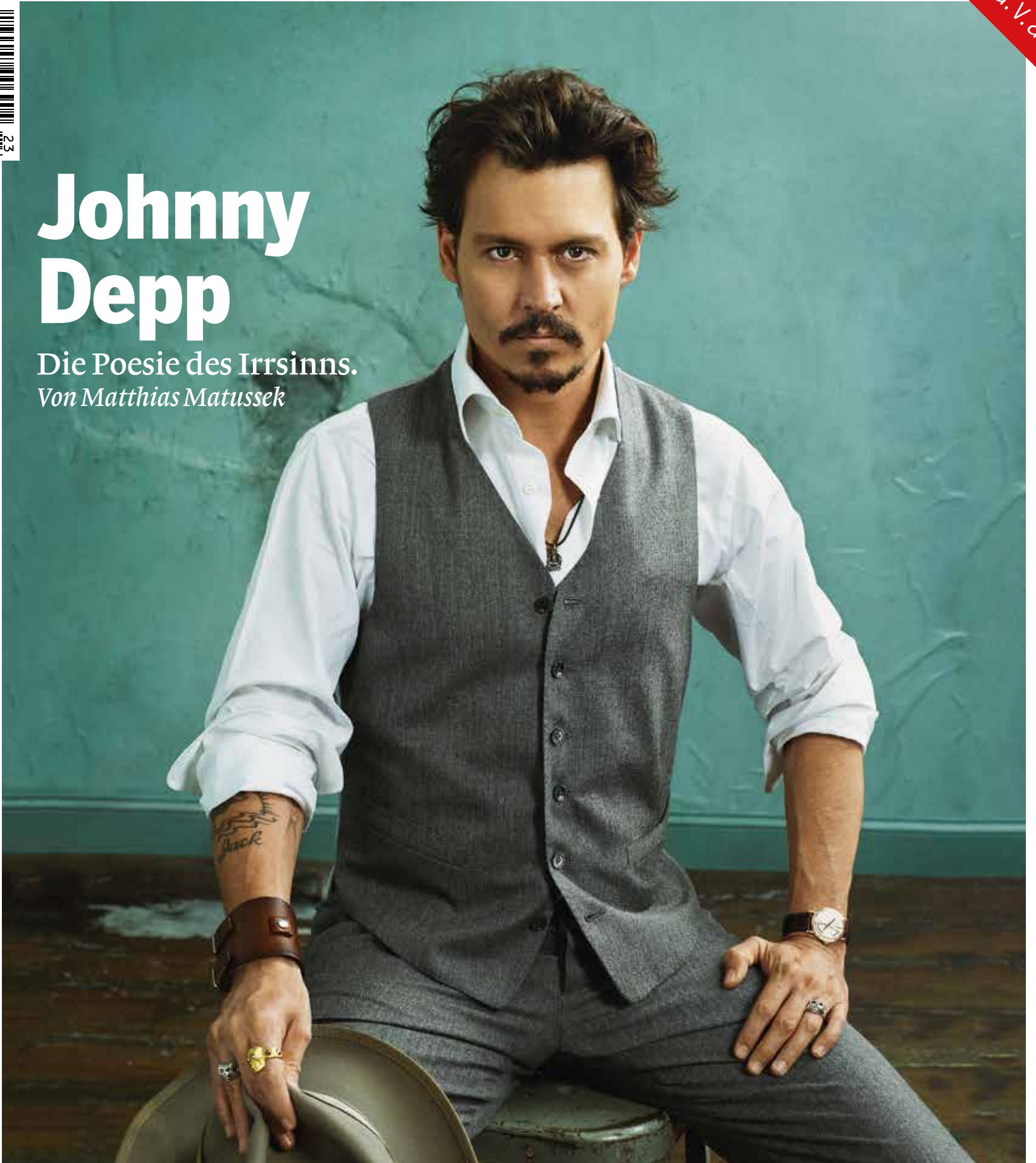
Nummer 23 – 9. Juni 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

Fussball-Extra
Gebrüder Xhaka,
Jogi Löw, Marcel Koller u. v. a.

4 194 07 006 90 23

Johnny Depp

Die Poesie des Irrsinns.
Von Matthias Matussek





Faszination Dubai – jetzt zu einmaligen Preisen

1590.-
CHF
pro Person



Jebel Ali Beach Resort****

Der Klassiker unter den Strandresorts in Dubai. Traumhafte und grosszügige Gartenanlage, verschiedene Restaurants und zwei Swimmingpools. Zahlreiche Aktivitäten für die ganze Familie. Sämtliche Mahlzeiten und Getränke sind bereits inbegriffen.

Preis pro Person Basis Doppelzimmer mit "all inclusive"
CHF 1'590.- vom 13. Juni bis 25. September 2016

Bereits ab
1350.-
CHF
pro Person



Fairmont The Palm****(*)

Stilvolles Luxushotel auf dem Stamm der Halbinsel "Palm Jumeirah" mit einem atemberaubenden Blick auf Dubai. Grosser Strand- und Poolbereich sowie zahlreiche Aktivitäten. Reisedaten; tägliche Flüge vom 13. Juni bis 3. Oktober 2016

Preise pro Person Basis Doppelzimmer mit **Halbpension**
CHF 1'350.- vom 13. Juni bis 1. Juli 2016
CHF 1'540.- vom 2. Juli bis 05. September 2016
CHF 1'695.- vom 06. September bis 03. Oktober 2016

Bereits ab
1430.-
CHF
pro Person



Waldorf Astoria The Palm*****

Traumhaftes Luxushotel mit einer grosszügigen Poolanlage, verschiedenen Restaurants und einem topmodernen SPA Bereich. Sehr elegante und grosse Zimmer, alle mit jeglichem Komfort und Balkon. Reisedaten; tägliche Flüge vom 13. Juni bis 25. September 2016

Preise pro Person Basis Doppelzimmer mit **Halbpension**
CHF 1'430.- vom 13. Juni bis 30. Juni 2016
CHF 1'530.- vom 01. Juli bis 17. September 2016
CHF 1'590.- vom 18. September bis 25. September 2016

1780.-
CHF
pro Person



Palm Tree Court Hotel****(*)

Mit seinem parkähnlichen Garten, dem luxuriösen Ambiente und dem umfangreichen Freizeitangebot eignet sich das Schwesternhotel vom Jebel Ali Beach Resort ideal für Familien. 208 Suiten, drei Pools und verschiedene Restaurants. Sämtliche Mahlzeiten sind bereits inbegriffen. Preis pro Person Basis Doppelzimmer mit "all inclusive"
CHF 1'780.- vom 13. Juni bis 25. September 2016



Leistungen bei sämtlichen Angeboten: tägliche Flüge mit EMIRATES oder SWISS nonstop nach Dubai und zurück inkl. Taxen und Steuern, Privattransfers, 5 Übernachtungen mit Halbpension oder "all inclusive", deutschsprachige Betreuung und ausführliche Reiseunterlagen.

Kinder: Sämtliche Hotels sind sehr kinderfreundlich. Fragen Sie uns nach den attraktiven Konditionen. Verlängerung in allen Hotels möglich.





Brüderduell: Granit und Taulant Xhaka. Seite 56

Am 10. Juli wird im Stade de France in Paris der Fussball-Europameister erkoren. Wir spielen den Steilpass mit 22 Seiten Extra zur wichtigsten Nebensache der Welt. Die Auftaktpartie der Schweizer Nationalmannschaft gegen Albanien ist auch das Bruderduell: Xhaka gegen Xhaka – Granit gegen Taulant. Thomas Renggli hat sich auf Spurensuche zwischen Basel, Mönchengladbach und Tirana begeben und stellt eine Familie vor, die durch den Fussball vereint und getrennt wird. In der Schweizer Mannschaft steht die Multikulti-Romantik in den nächsten vier Wochen auf der Probe – in Frankreich ist sie bereits verfliegen. Zu dieser Erkenntnis kommt unser Autor Rod Ackermann. Trotzdem ist mit den Bleus zu rechnen. Denn noch jedes Mal, wenn in der jüngeren Vergangenheit ein grosses Turnier in Frankreich stattfand, jubelte am Schluss das Heimteam. In Italien dagegen herrscht Katerstimmung auf Vorrat. Trainer Antonio Conte lässt seinen grössten Star – Mario Balotelli – zu Hause, die Squadra Azzurra ist ein zerstrittener Haufen. Just das macht sie zum Favoriten. Italien-Experte Peter Hartmann weiss: Je tiefer die Gräben im italienischen Team, desto grösser die Erfolgsaussichten. Weiter greift in den nächsten Wochen eine der versiertesten deutschen Stimmen für die *Weltwoche* in die Tasten: Starreporter Marcel Reif. Er berichtet jede Woche vom Spielgeschehen. *Last, but not least* blickt der frühere Fifa-Präsident Joseph S. Blatter in Richtung Frankreich. Er zieht ein kritisches Fazit: 24 Mannschaften könnten an

der Euro des Guten zu viel sein. Seite 54–75

Die Würfel sind gefallen. Hillary Clinton hat vor den letzten Vorwahlen in Kalifornien die Nomination als demokratische Präsidentschaftskandidatin numerisch auf sicher. Gemäss den wichtigsten Meinungsumfragen liegt sie deutlich vor Trump. Doch das will nichts heissen. «Hillary zu wählen, um Trump zu verhindern, mag für manche unentschlossene Amerikaner sinnvoll erscheinen», schreibt Christopher Caldwell, einer der führenden US-Journalisten, in seinem Porträt für die *Weltwoche*. Doch er warnt: «Hillary ist ein politisches Chamäleon.» Ebenso vielfältig wie die

Talente der ehemaligen First Lady, Senatorin und Aussenministerin seien ihre Schwächen. Ihr liege es nicht, Wähler direkt anzusprechen, sie bringe kaum eine Botschaft auf den Punkt. Die Jugend pfeife auf sie. Aussenpolitisch habe sie bei fast allen wichtigen Fragen letztlich auf der falschen Seite gestanden. «Selbst Hillarys grösste Stärke macht sie zugleich besonders angreifbar: ihre Finanzkraft.» Seite 46

Immer wieder muss sich die *Weltwoche* mit Archetypen der Gegenwart befassen. Der Schauspieler Johnny Depp gehört dazu. Ist der Kassenstar ein Scharlatan oder ein Genie der Leinwandkunst? Bald soll ihm ein Honorar von 100 Millionen Dollar winken. In den Schlagzeilen ist Johnny, weil ihm seine junge neue Frau Amber Heard mit einem Scheidungskrieg einheizt. Das Porträt schreibt unser neuer Autor Matthias Matussek. Der frühere Kulturchef und Auslandskorrespondent des *Spiegel* gehört zu den profiliertesten Federn der Branche. Wir begrüssen ihn herzlich. Seite 16

Aus organisatorischen Gründen wird die E-Mail-Adresse redaktion@weltwoche.ch ab 9. Juni nicht mehr bedient. Bei redaktionellen Zusendungen wenden Sie sich bitte künftig direkt an den verantwortlichen Redaktor. Für Zusendungen im Zusammenhang mit Ihrem Abonnement wenden Sie sich wie bisher an weltwoche@kundenservice.ch.

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 310.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo
Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehriger, Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huissing, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Tom Kummer, Christoph Landolt, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*), Martin Kappler, Anton Beck (*Assistent*)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*),

Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempfer, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

WELCOME TO OUR WORLD



AVENGER BANDIT

Im Zentrum der extremsten Missionen stehen aussergewöhnliche Männer, die täglich Spitzenleistungen erbringen und für ihre Sicherheit nur den leistungsstärksten Instrumenten vertrauen. Im Zentrum der extremsten Missionen steht auch die Avenger von Breitling. Alle Avenger-Modelle stehen für Kraft, Präzision und Funktionalität. Sie sind ultrarobust und von 100 bis 3000 Meter wasserdicht. Die Automatikwerke dieser authentischen «Instruments for Professionals» sind von der COSC als einziger auf einer internationalen Norm basierenden Referenz für Zuverlässigkeit und Präzision Chronometer-zertifiziert. Willkommen in der Welt der Extreme. Willkommen in der Welt von Breitling.


GÜBELIN
JUWELEN • UHREN


BREITLING
1884

INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™

Trump

Warum wir den angeblichen Populisten dankbar sein sollten.

Von Roger Köppel

Grosses Reizthema ist der Aufstieg sogenannt rechtspopulistischer Parteien und Politiker. Der Vorwurf des Populismus wird immer wieder dann erhoben, wenn einer etwas sagt, was dem Establishment nicht passt. Die Diffamierungsmethoden der Mächtigen sind sich gleich geblieben, nur die Wörter ändern: Früher waren Kritiker Gotteslästerer, vaterlandslose Gesellen, Kommunisten, Untermenschen, Langhaarige, Faschisten oder Subversive. Heute hat sich das Unwort Rechtspopulismus eingebürgert. Wer Rechtspopulismus sagt, will nicht über die Sache reden.

Die meisten jener Politiker, die als Populisten verunglimpft werden, sind keine Populisten. Gemäss Duden ist ein Populist ein Politiker, der immer das sagt, was sein jeweiliges Publikum hören will. Er sagt nicht, was er denkt und was er richtig findet, sondern er sagt etwas, wovon er glaubt, es komme bei seinen Zuhörern gut an. Populisten sind wesensmässig Wendehälse und Windfahnen. Ein Musterbeispiel ist Deutschlands Kanzlerin Merkel, die ihren Machtinteressen bis jetzt fast jede ihrer inhaltlichen Positionen opferte, von der Sozial- und Wirtschafts- bis hin zur Energie- und Flüchtlingspolitik. Die wahren Populisten sitzen meistens im Establishment.

Das Paradebeispiel eines antipopulistischen Politikers ist der Schweizer SVP-Doyen Christoph Blocher. Blocher hat seit bald vierzig Jahren die gleiche Botschaft: nein zum EU-Beitritt, nein zu immer mehr Staat, nein zu immer noch mehr Regulierungen, nein zur unkontrollierten Zuwanderung, nein zum Abbau unserer direkten Demokratie und bewaffneten Neutralität. In Nebenfragen mag auch er manchmal gedreht haben, aber es gibt europaweit vermutlich keinen zweiten Politiker, der im Grundsätzlichen so stur, so verlässlich, so unpopulistisch, aber populär und so konsequent auf seiner Linie politisierte. Weil ihm die Gegner sachlich nicht gewachsen sind, erklären sie ihn zum rechten Populisten.

Die Methode funktioniert nicht mehr. Die Ausgrenzungsmanöver der Elite nützen sich allmählich ab. Legionen von Bedenkenträgern warnen seit Monaten vor Trump. Vermutlich haben sie mit vielem recht. Trotzdem marschiert der Brachialaussenseiter unbeirrt in Richtung Präsidentschaft weiter. Interessanter als seine Person und seine Politik ist der gewaltige Zulauf, den er erreicht. Die Amerikaner scheinen die Nase voll zu haben von der



«Die Leute sind intelligent.»

schöngeistigen Arroganz der etablierten Politik. Sie sehnen sich nach einer Alternative. Man hofft auf authentischere, echtere Typen. Trump ist, wie auf der Gegenseite Bernie Sanders, die Verkörperung solcher Sehnsüchte.

Es bringt nichts, Trump als angeblichen Idioten zu entlarven. Die Anfeindungen seiner Gegner sind oft ähnlich primitiv wie die Entgleisungen des Kandidaten. Wer Trump beleidigt, macht ihn stärker, weil sich seine Unterstützer mit beleidigt fühlen. Ihn trägt der gewaltige Überdross des Volks. Ein Trump hätte sich früher ins Abseits provoziert. Sein heutiger Erfolg ist das Symptom eines Versagens jener Eliten, die sich hinter die aseptisch wirkende Hillary Clinton scharen.

Man darf die sogenannten Populisten nicht in einen Topf werfen. Die französische Nationalfront hat soziale und zentralistische Züge. Die deutsche AfD ist inspiriert von der alten Bundesrepublik um Konrad Adenauer und Willy Brandt mit seinem guten Leitspruch: «Mehr Demokratie wagen». In der Schweiz hat die SVP einen Linksrutsch im bürgerlichen Mainstream etwas korrigiert.

Bei allen Unterschieden gibt es eine entscheidende Gemeinsamkeit: Die Protestparteien mobilisieren ein Misstrauen gegen den überspannten Globalismus der letzten Jahre. Grossräumige Strukturen brechen ein. Die Konstruktionsfehler der EU werden drastisch sichtbar. Die Leute spüren, dass die Schuldenwirtschaft mit Gelddruckmaschinen und Negativzinsen nicht aufgehen kann. Das soziale Experiment einer unkontrollierten Massenzuwanderung ohne Grenzen löst Entsetzen aus. Oben herrscht Ohnmacht, unten ballt sich die Unzufriedenheit zur Wut.

«America first», sagt Trump. Doch auch in Europa wünscht man sich die Rückkehr zum Konkreten, zum Überschaubaren, zum Eigenen. Die Rettung des Weltklimas, wie verdienstvoll auch immer, fällt auf den Sorgenbarometern zurück. Die Migration aus afrikanischen und arabischen Ländern beherrscht die Diskussionen. Multikulti ist Geschichte. Identitätsfragen kommen auf. Militärische Selbstverteidigung wird wichtiger. Man diskutiert wieder über den Sinn von Staaten und Grenzen.

Dahinter steht kein reaktionärer Rückfall in die Vorklärung, wie die Etablierten ätzen, die um Macht und Pfründen fürchten. Viele der hochfliegenden Konzepte nach 1968 funktionierten einfach nicht. Das Internationale wurde auf Kosten des Nationalen übertrieben. Es geht jetzt nicht um radikale Schubumkehr. Eine neue vernünftige Balance ist gefragt.

Noch mauern die Obrigkeiten, doch die Mauern bröckeln. Kanzlerin Merkel nimmt heimlich die ersten asylpolitischen AfD-Forderungen auf. In der Schweiz überbieten sich die Bürgerlichen mit «pfefferscharfen» Konzepten. Die angeblichen Populisten sprengen überall politische Kartelle auf. Anstatt sie zu verteufeln, könnte man ihnen dankbar sein. Wer will, dass sie verschwinden, soll sie durch bessere Lösungen überflüssig machen.

Offene Gesellschaften gehen zugrunde, wenn man Missstände totschweigt und tabuisiert. Der Aufschrei, den die «Populisten» erzeugen, ist heilsam. Provokationen wirken entkrampfend in der Politik, wenn die Botschaft dahinter Substanz hat. Krawall allein verpufft. Die Leute sind intelligent. Bewusst schüren Politiker die Angst vor dem «verführbaren Volk», um davon abzulenken, dass sie in der Geschichte meist selber die Verführten waren. Die Völker, wusste ein britischer Historiker, sind oft klüger als ihre Führer.

Eines unserer Ziele: Dass Patienten schnell wieder gehen.

Fusschirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.





Weidmanns Unheil: Lorenz Hess. Seite 26



Welttheater: Gotthard-Zeremonie. Seite 35



Denkverbote an den Schulen: Seite 36



Bilder des Krieges: Lynsey Addario. Seite 52

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 Kommentar Auf Kosten der anderen
- 9 Im Auge Mauricio Macri, Präsident Argentiniens
- 10 EU In Orbáns Spur
- 10 Trend Flossenerotik
- 10 Politik Das Versprechen
- 11 Flüchtlingkrise Gefragt ist Ehrlichkeit
- 12 Frankreich Präsident Hollandes Hoffnung
- 13 Euro 2016 Vorfreude und Bedenken
- 14 Personenkontrolle Rechsteiner, Schlumpf etc.
- 15 Nachruf Sepp Blatter über Muhammad Ali
- 16 Johnny Depp: Die Poesie des Irrsinnis
Die Karriere des ungewöhnlichsten Filmstars
- 20 Die Deutschen Handschellen
- 20 Wirtschaft Mit Blindheit geschlagen
- 21 Ausland Rückzug in den Terror
- 22 Mörgeli Vom Unwohlsein der Sieger
- 22 Bodenmann Ajatollah aus der Kirschtorte
- 23 Medien Bohren für die Welt
- 23 Gesellschaft Vergessen
- 24 Darf man das? / Leserbriefe

Hintergrund

- 26 Jägerpräsident prügelt Fuchs zu Tode
Fragwürdiges Verhalten von BDP-Nationalrat Lorenz Hess

28 Verwunderliche Personalpolitik

Rahel von Kaenel, Generalsekretärin des Finanzdepartements

- 29 Neat-Eröffnung Matteo regiert

30 Kinder im Visier

Gender-Mainstreaming breitet sich rasant aus

32 Urner List und etwas Verlagerung

Am Gotthard ist ein Kurswechsel fällig

34 Stolz aufs Loch

Anerkennung und Bewunderung für das Jahrhundertwerk

- 35 Theater Vor dieser Zeremonie wird gewarnt

36 Heilsamer Tabubruch

Alain Pichard über die Migrationsdebatte an den Schulen

- 38 Arbeitslosenversicherung Sozialamt der EU

- 39 Justiz Kriminalität lohnt sich

40 Arglos in die Zukunft

Die Inflation kommt dann, wenn man sie nicht erwartet

42 «Das kann jeder Bank passieren»

Prinz Maximilian, CEO der Liechtensteiner LGT Group

- 44 Wissenschaft Ist öffentlich finanzierte Forschung besser?

- 45 Geothermie Der Ofen ist aus

46 Das Chamäleon

Hillary Clintons erstaunliche Wandlungsfähigkeit

- 50 Moral Trump und die Gutmenschen

- 51 Brief aus Berlin Wegducken, bis es zu spät ist

52 In der Schusslinie

Porträt der Kriegsphotografin Lynsey Addario



Politisches Chamäleon: US-Präsidentschaftskandidatin Hillary Clinton. Seite 46

Spezial: EM 2016

- 54 Inhalt
- 56 Schweiz–Albanien Xhaka gegen Xhaka
- 59 Identität Liebe auf Bewährung
- 60 Deutschland Frauenfeld macht Weltmeister
- 62 Frankreich Erinnerung an den Mythos
- 63 Italien Achtung, Krise!
- 64 Mannschaften Je unmöglicher, desto wahrscheinlicher
- 66 Modus Erlauchter Kreis
- 67 Österreich Schweizer Wunderwuzzi
- 68 Spanien Barcelona oder Madrid?
- 70 England «Bloody» Fluch
- 71 Wales «Bin ich 140 Millionen wert?»
- 72 Belgien Mannschaft der Hoffnung
- 73 Island Muss Aschenbrödel nach Hause?
- 74 Russland Schlafender Riese

Stil & Kultur

- 76 Kino «The Assassin»
- 77 Jazz Kenny Barron Trio
- 78 Namen Falscher Alarm
- 79 Hochzeit Erica Wark und Corey Laurysen
- 79 Thiel In der Schule
- 80 Wein Terrazze dell'Etna
- 80 Zu Tisch Küchenchef Christian Geisler
- 81 Motorrad BMW C650 GT
- 82 MvH trifft Christian Jankowski, Künstler und Kurator

Autoren in dieser Ausgabe

Christopher Caldwell



Der amerikanische Journalist ist leitender Redaktor des *Weekly Standard* und zählt zu den einflussreichsten politischen Kommentatoren. Er sagt, warum er Hillary Clinton Chancen einräumt als nächste Präsidentin ins Weisse Haus einzuziehen. Seite 46

Virginia Nolan



Die freie Journalistin ist schweizerisch-irische Doppelbürgerin und lebt in Zürich. Sie porträtiert die amerikanische Fotografin und Pulitzerpreisträgerin Lynsey Addario, eine der wenigen Frauen, die aus dem Krieg berichten. Seite 52



MEHRWERT FÜR IHR GELD

Aktuelle Anlagetrends und Investmentideen finden Sie in dieser Ausgabe der Weltwoche.

Bis zu 83% Rabatt!

Jetzt Probe lesen, sparen und gewinnen!

Profitieren Sie beim grossen Verlags-Spezial gleich doppelt: Sie lesen Ihren Wunschtitel zum Vorzugspreis und gewinnen vielleicht schon bald eines von insgesamt fünf iPad Air 2. Wir wünschen Ihnen viel Glück!



Grosser Wettbewerb
5x je ein iPad Air 2,
9.7"-Retina-Display, 64 GB,
Wi-Fi, spacegray

www.abo24.ch



| | | | | | | | |
|---|--|--|---|--|---|--|--|
| <p>37% sparen</p> <p>Talentierte Fotoreporter im Dienste aussergewöhnlicher Bilder. 2 Ausgaben für nur Fr. 20.- statt Fr. 32.-*</p> | <p>48% sparen</p> <p>Wissen, was wichtig ist. 10 Ausgaben für nur Fr. 25.- statt Fr. 48.-*</p> | <p>41% sparen</p> <p>Das führende Magazin für Bio- und Naturgarten. 3 Ausgaben für nur Fr. 15.- statt Fr. 25.50*</p> | <p>43% sparen</p> <p>«daheim» – Freude an der ursprünglichen Landschaft. 7 Ausgaben für nur Fr. 19.90 statt Fr. 34.90 *</p> | <p>32% sparen</p> <p>Das Magazin für Fitness und Ausdauersport. 3 Ausgaben für nur Fr. 20.- statt Fr. 29.40*</p> | <p>46% sparen</p> <p>Unterhaltsam, spannend und nützlich. 12 Ausgaben für nur Fr. 25.- statt Fr. 46.80*</p> | <p>28% sparen</p> <p>Der intelligente Freizeit-Spass mit sensationellen Preisen. 8 Ausgaben für nur Fr. 20.- statt Fr. 28.-*</p> | <p>30% sparen</p> <p>Das Schweizer Magazin über das Leben mit Enkelkindern. 3 Ausgaben für nur Fr. 20.- statt Fr. 28.50*</p> |
|---|--|--|---|--|---|--|--|



| | | | | | | | |
|--|---|--|---|--|---|---|---|
| <p>33% sparen</p> <p>Geniessen mit Annemarie Wildeisen's KOCHEN. 4 Ausgaben für nur Fr. 20.- statt Fr. 30.-*</p> | <p>44% sparen</p> <p>Das Magazin für ganzheitliches Leben. 4 Ausgaben für nur Fr. 20.- statt Fr. 35.60*</p> | <p>47% sparen</p> <p>Das Schweizer Magazin rund um PC, Smartphone und Tablets. 6 Ausgaben für nur Fr. 20.- statt Fr. 38.-*</p> | <p>58% sparen</p> <p>Schweizer Magazin für Wohnen, Architektur und Design. 5 Ausgaben für nur Fr. 20.- statt Fr. 47.50*</p> | <p>58% sparen</p> <p>Lesen, was mich bewegt. 6 Ausgaben für nur Fr. 19.90 statt Fr. 40.20*</p> | <p>32% sparen</p> <p>Das beliebte Kochmagazin der Schweiz. 6 Ausgaben für nur Fr. 20.- statt Fr. 29.40*</p> | <p>55% sparen</p> <p>Outdoor- und Freizeittipps für die ganze Familie. 3 Ausgaben für nur Fr. 20.- statt Fr. 44.40*</p> | <p>58% sparen</p> <p>Die grösste Familien- und People-Zeitschrift der Schweiz. 10 Ausgaben plus 2 x Style für nur Fr. 25.- statt Fr. 60.80*</p> |
|--|---|--|---|--|---|---|---|



| | | | |
|---|---|---|--|
| <p>33% sparen</p> <p>Das Magazin über das gute Leben auf dem Land. 3 Ausgaben für nur Fr. 15.- statt Fr. 22.50*</p> | <p>44% sparen</p> <p>Das grösste Fashion- & Celebrity-Magazin der Schweiz. 6 Ausgaben für nur Fr. 20.- statt Fr. 35.40*</p> | <p>56% sparen</p> <p>Relevante News und intelligente Unterhaltung. 10 Ausgaben für nur Fr. 20.- statt Fr. 45.-*</p> | <p>83% sparen</p> <p>Die grösste abonnierte Tageszeitung der Schweiz. 30 Ausgaben für nur Fr. 20.- statt Fr. 117.50*</p> |
|---|---|---|--|



| | | | |
|---|---|--|--|
| <p>67% sparen</p> <p>Mehr Lesespass für die ganze Familie. 12 Ausgaben für nur Fr. 20.- statt Fr. 60.-*</p> | <p>41% sparen</p> <p>Voller Einsatz für die Schweiz. 5 Ausgaben für nur Fr. 25.- statt Fr. 42.50*</p> | <p>39% sparen</p> <p>Das Magazin für Mütter und Väter in der Schweiz. 4 Ausgaben für nur Fr. 20.- statt Fr. 32.80*</p> | <p>33% sparen</p> <p>Das Magazin für Menschen mit Lebenserfahrung. 5 Ausgaben für nur Fr. 20.- statt Fr. 30.-*</p> |
|---|---|--|--|

Ihr Profitier- und Gewinncoupon

Ja, ich möchte folgende/n Titel zur Probe lesen und dabei bis zu 83% sparen. Zusätzlich nehme ich automatisch am Gewinnspiel um ein iPad Air 2 teil!

Bitte gewünschte/r Titel ankreuzen:

- | | | |
|---|--|--|
| <input type="checkbox"/> Animan | <input type="checkbox"/> KOCHEN | <input type="checkbox"/> Schweizer LandLiebe |
| <input type="checkbox"/> Beobachter | <input type="checkbox"/> natürlich | <input type="checkbox"/> Style |
| <input type="checkbox"/> Bioterra | <input type="checkbox"/> PCtipp | <input type="checkbox"/> Sonntagszeitung |
| <input type="checkbox"/> Daheim (Reader's Digest) | <input type="checkbox"/> RAUM UND WOHNEN | <input type="checkbox"/> Tages-Anzeiger |
| <input type="checkbox"/> FIT for LIFE | <input type="checkbox"/> Reader's Digest Schweiz | <input type="checkbox"/> Tierwelt |
| <input type="checkbox"/> GlücksPost | <input type="checkbox"/> Saisonküche | <input type="checkbox"/> Weltwoche |
| <input type="checkbox"/> GlücksPost Super-Rätsel | <input type="checkbox"/> SCHWEIZ Das Wandermagazin | <input type="checkbox"/> wir eltern |
| <input type="checkbox"/> Grosseltern | <input type="checkbox"/> Schweizer Illustrierte | <input type="checkbox"/> Zeitupe |

Ich wähle 2 Probeabos und erhalte somit einen 10-Franken-Gutschein von Migros.

Vorname _____

Name _____

Strasse, Nr. _____

PLZ/Ort [] [] [] [] _____

Telefon _____

E-Mail _____

Coupon einsenden an: abo24, Leserservice, Postfach, 8099 Zürich

Ja, ich bin damit einverstanden, dass mich künftig abo24.ch oder die beteiligten Verlage via E-Mail über weitere interessante Angebote informieren.

Teilnahmebedingungen: Jeder Coupon nimmt an der Verlosung teil. Die Teilnahme ist unabhängig von einer Bestellung. Nur Wettbewerbs- teilnahme kostenlos unter www.abo24.ch. Teilnahmeschluss ist der 31.12.2016. Die Gewinner werden schriftlich benachrichtigt. Preise werden nicht bar ausgezahlt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Über die Verlosung wird keine Korrespondenz geführt.



*Im Vergleich zum Einzelkauf. Gilt nur für Neuabonnenten in der Schweiz. (Preis inkl. MwSt. und Versandkosten.)



Oder schneller gehts unter:

www.abo24.ch

Auf Kosten der anderen

Von Beat Gygi — Die AHV ist viel weniger solid, als es scheint. Wenn die Rentenbezüger auf ihren heutigen Ansprüchen beharren, sprengen sie das System.



Verschleierte Finanzierungslücke.

Der grösste Rentenklau aller Zeiten». Mit diesem Titel stellt die Gewerkschaft Unia in der jüngsten Ausgabe ihrer Zeitung die bürgerlichen Parteien SVP und FDP als brutale Umverteiler dar, die Rentnern das wohlverdiente Geld wegnehmen wollen. Im Visier ist vor allem die Nationalratskommission, die in der laufenden Reform des Pakets «Altersvorsorge 2020» einen anderen Kurs einschlägt als die Ständeratskollegen im vergangenen Herbst. Damals hatte die Ständeratskommission in ihrer alten Zusammensetzung vor dem Wechsel der Legislaturperiode den Bundesratsvorschlag bei den Renten noch rasch aufgebessert. Das hiess: mehr Renten an die Älteren ausschütten und im Gegenzug bei den jüngeren Generationen sowie bei Firmen und Konsumenten mehr Geld einziehen, etwa über eine höhere Mehrwertsteuer und höhere Lohnbeiträge.

Eine Art Schneballsysteem

Das nennt man Rentenklau, auch wenn die Gewerkschaften darunter natürlich genau das Gegenteil verstehen. Ihnen schwebt ja vor, die Jüngeren, die Erwerbstätigen und die Firmen künftig noch stärker zu belasten, um die Rentenbezüger grosszügiger bedienen zu können. Man kann es auch so sagen: Die Gewerkschaften wenden sich von der Arbeitnehmerschaft ab und widmen sich lieber jener Gruppe, die in der Gesellschaft an Gewicht zulegt und mit der sich eher Abstimmungen gewinnen lassen. Die gewerkschaftliche Initiative «AHV plus» passt gut ins Bild. Die Vorlage, die im September zur Abstimmung kommt, verlangt für alle eine zehnprozentige

Erhöhung der AHV-Rente. Dies vor dem Hintergrund, dass die AHV 2015 ein Defizit von gut einer halben Milliarde Franken hervorgebracht hat, weil mehr ausbezahlt als eingenommen wurde, was den AHV-Ausgleichsfonds auf 33 Milliarden Franken schrumpfen liess.

Das sieht für viele aus wie ein Kratzer, aber die Probleme der AHV gehen in Wirklichkeit viel tiefer. Laut Berechnungen der Bundesverwaltung und der UBS ist die AHV im gegenwärtigen

Rahmen mit einer grossenteils versteckten Verschuldung belastet, die etwa 175 Prozent des Bruttosozialprodukts entspricht. Die Lasten werden bisher dadurch verschleiert, dass die zugewanderten ausländischen Arbeitskräfte die Gruppe der aktiven Beitragszahler und damit den Geldzufluss vergrösserten, praktisch im Stil von Vorschusszahlungen in einem Schneballsysteem. Ohne die Infusion durch die Zuwanderung wäre in der Schweiz laut dem in Vorsorgefragen erfahrenen Ökonomen Martin Janssen ein reales Wirtschaftswachstum pro Kopf und Jahr von gut drei Prozent nötig, um das System im Gleichgewicht zu halten.

Die verschleierte Finanzierungslücke kann entweder durch Steuern, also einen Zufluss von aussen, durch höhere Beiträge der Erwerbstätigen und Firmen oder durch einen Beitrag der älteren Generationen geschlossen werden. Letzteres ist bisher fast tabu. Die von den Gewerkschaften heftig kritisierten bürgerliche Nationalräte möchten nun auch da ansetzen und das Rentenalter stärker erhöhen, als bisher diskutiert.

Wenn man dies nicht konsequent durchzieht und die Rentenbezüger nicht stärker zur Stabilisierung der AHV heranzieht, wird das System nicht nur finanziell, sondern auch moralisch mehr und mehr untergraben. Jedes Plus an Lebenserwartung bedeutet ja, dass die Rentenbezüger mehr Geld von den andern an sich ziehen, sofern der Pensionierungszeitpunkt nicht automatisch gleichermassen nach oben verschoben wird. Und irgendwann würde man dann wirklich vom grössten Rentenklau aller Zeiten sprechen.

Krieg der Bilder



Mauricio Macri, Präsident Argentinien.

Jeder Regierende ist auch sein radikaler Innendekorateur. Der *presidente* musste sich jetzt eine Nacht lang zur Beobachtung in eine Klinik begeben, weil er Herzrhythmusstörungen verspürte. Nichts Ernsthaftes, wie sich herausstellte, aber begreiflich, denn Mauricio Macri, 57 Jahre alt und der 57. Präsident Argentinien, hat das weite Land in wenigen Monaten als liberaler Bilderstürmer von Dogmen und Irrtümern des Irgendwie-Peronismus befreit. Weil ihn in der Casa Rosada, dem rosafarbenen Regierungspalast an der Plaza de Mayo in Buenos Aires, auf Schritt und Tritt die Mythen der Vergangenheit anstarrten, gab er Order, die ganze patriotische Galerie abzuhängen. Beginnend mit seinen Vorgängern Néstor und Cristina Kirchner. Die Präsidentin Kirchner hatte ihrerseits erst vor drei Jahren die riesige Statue des Amerika-Entdeckers Christoph Kolumbus aus dem Park entfernen lassen. Sie ersetzte den «imperialistischen Invasor» durch die bolivianische Freiheitskämpferin Juana Azurduy, ein Geschenk des Präsidenten Evo Morales. Macris Vater, ein reicher Industrieller, war mit achtzehn Jahren aus Italien nach Argentinien eingewandert, mausarm und ohne ein Wort Spanisch im Gepäck. Mauricio Macri machte Tabula rasa. Von der Wand verschwanden Che Guevara wie Carlos Menem, Salvador Allende, Bischof Romero und sogar der legendäre mexikanische Revolutionär Pancho Villa. Er schreckte auch nicht vor Juan Domingo Perón und der romantisierten Lichtgestalt Evita zurück, die als untote Gespenster in Argentinien Politik herumspuken. Sie alle wurden in das Museum der berüchtigten früheren Marineschule entsorgt, wo die Schergen der letzten Militärdiktatur von 1976 bis 1983 Tausende Opfer gefoltert und ermordet hatten. Die staatliche Gelddruckerei erhielt Anweisung, die Maschinen, die den neuen 100-Peso-Schein mit Evita Peróns Porträt auswarfen, zu stoppen.

Das braucht aber nicht das Ende aller Ikonen zu bedeuten. Macri war lange Jahre Präsident des Fussballklubs Boca Juniors, und Diego Maradona wartet nur darauf, zum Heiligen ausgerufen zu werden. *Peter Hartmann*

In Orbáns Spur

Von Boris Kálnoky —
Wie Osteuropa die
EU-Flüchtlingspolitik prägt.

Die Standpunkte von Bundeskanzlerin Angela Merkel und Ungarns Ministerpräsident Viktor Orbán in der Flüchtlingskrise müssen kombiniert werden, sonst werden die Wähler in Europa extremere Lösungen suchen.» Mit diesen Worten zitierte das Nachrichtenportal Politico.eu den EU-Ratspräsidenten Donald Tusk. Entsprechend enthalte das neueste Vorschlagspaket der EU-Kommission zur Migrationspolitik, das am Dienstag in Strassburg präsentiert wurde, Elemente beider «Denkschulen».

«Migrationspartnerschaften» stehen im Fokus der neuen Vorschläge. Sie kombinieren Merkmals Ansatz, legale Migration zu ermöglichen, mit Orbáns Ansatz, Asylverfahren ganz ausserhalb der Grenzen der EU abzuhandeln. Angelehnt an den Flüchtlingsdeal mit der Türkei, geht es darum, unerwünschte Wirtschaftsmigranten gar nicht erst nach Europa kommen zu lassen. Vielmehr sollen sie ihre Asylbegehren möglichst ausserhalb der EU stellen – oder, wenn sie hochqualifiziert sind, mit grösseren Chancen als bisher eine sogenannte Blue Card beantragen. Bis zu 137 000 solche «Eintrittskarten» sollen jährlich vergeben werden.

Migrationspartnerschaften mit neun afrikanischen Ländern sollen diesen viel Geld versprechen, damit sie verhindern, dass Flüchtlinge überhaupt nach Europa aufbrechen. Und sie zurücknehmen, wenn sie es doch versuchen sollten. Es geht um acht Milliarden Euro binnen fünf Jahren für Länder von Äthiopien bis Senegal. Gekoppelt mit «Investitionsprogrammen» könnten es gar mehr als sechzig Milliarden Euro werden. So sollen die Flüchtlingsströme an der Quelle gedämmt werden.

Mehr Kontrolle

Funktionieren können die Migrationspartnerschaften nur, weil die Osteuropäer die Balkanroute im Alleingang dichtgemacht haben. Das dürfte den Anreiz für Migranten erhöhen, vom Heimatland oder einem Drittland aus Asyl in der EU oder eine Blue Card zu beantragen.

Es gibt ein ungeschriebenes Gesetz in den oberen Etagen der EU: Niemals darf man Orbán oder den EU-kritischen Osteuropäern öffentlich recht geben. So steht denn auch nirgendwo in den neuen Vorschlägen, wie sehr die Verschiebung der Schwerpunkte – weg von Willkommenskultur und Flüchtlingsverteilung, hin zu mehr Kontrolle – dem wachsenden Gewicht und Einfluss der hartnäckigen Osteuropäer zuzuschreiben ist.

Flossenerotik

Von Claudia Schumacher — Auch erwachsene Frauen spielen jetzt Meerjungfrau.



Verrückte Sache: «Mermaid-ing».

Ich habe eine spezielle Gabe und keine Angst davor, sie einzusetzen», heisst es im Titel Lied der beliebten Mädchenserie «H₂O – Plötzlich Meerjungfrau». Darin können sich drei Freundinnen in Meerjungfrauen verwandeln. Haben Sie in der Badi auch schon die sogenannten Monoflossen gesehen, mit denen sich der Tauchstil der Fabelwesen imitieren lässt?

Meerjungfrauen faszinieren Mädchen. Sie ermöglichen eine romantische Form der Projektion. Das Frauwerden ist eine verrückte Sache. Wem schon einmal Brüste gewachsen sind, der kann sich auch mit TV-Figuren identifizieren, denen Flossen wachsen. Inklusiv der neuen und befremdlichen Erotik, welche die Verwandlung mit sich bringt.

Aber warum spielen neuerdings auch erwachsene Frauen Meerjungfrau? «Mermaid-ing» heisst der Trendsport, der über Australien und die USA nach Europa geschwappt ist. Dabei ziehen sich Frauen ein Kostüm mit Monoflosse an und schwimmen wie Meerjungfrauen, oft gemeinsam in Gruppen. Gerade wurde die «Miss Mermaid Switzerland 2016» gewählt, eine Franziska Anneler aus Bern.

Zentral beim Meerjungfrauen-Mythos ist der Erlösungsgedanke: Das Mischwesen ist meist eine Verdammte, die durch die Vermählung mit einem Menschenmann erlöst wird – oder sich in Schaum auflöst. Nicht gerade ein zeitgemässes Frauenbild.

Übrigens sollte man Meerjungfrauen nicht mit Sirenen verwechseln. Zum einen handelt es sich bei diesen ursprünglich um Mischwesen aus Vogel und Frau. Zum anderen locken Sirenen Männer mit ihrem unwiderstehlichen Gesang ins Verderben. So viel Frechheit würde sich eine Meerjungfrau nie erlauben. Ist das Mermaid-ing vielleicht eine Art Selbstkasteiung? Muss schön sein, wenn man die Flosse danach abzieht und hoffentlich wieder eine Frau ist, die auf beiden Beinen steht.

Das Versprechen

Von Alex Baur — Das
Asyl-Referendum war trotz
klarer Abfuhr eine gute Sache.

Die wichtige Zustimmung des Souveräns zur Asylvorlage löste bei den hinlänglich bekannten SVP-Gegnern eine kleine Euphorie aus. «SVP im asylpolitischen Abseits», jubelte die NZZ, «SVP verliert im Kerndossier», frohlockte der *Bund*, «Das haut die SVP vom Hocker», kalauerte der *Blick*. Die Schadenfreude sei den Politstrategen gegönnt. Doch sie täuscht über das Wesentliche hinweg.

Aus der Perspektive der Stimmbürger standen ganz andere Fragen im Zentrum: Werden die Asylverfahren endlich schneller und effizienter? Wie lassen sich Missbrauch des Asylrechts und illegale Zuwanderung eindämmen? Über das Ziel herrscht weitgehend Konsens, nur der Weg war umstritten.

Tatsächlich weiss niemand, ob es mit dem neuen System besser oder gar schlechter wird. Dass Gratisanwälte Verfahren beschleunigen und vereinfachen, wäre ein Novum. Dass man eine Enteignungsklausel ins Gesetz schreibt, die man dann aber gar nicht anwenden will, sorgte selbst bei Befürwortern für Stirnrunzeln. Doch 66,8 Prozent der Stimmbevölkerung haben der Landesregierung und dem Parlament das Vertrauen ausgesprochen. Das ist schön. Doch Vertrauen verpflichtet.

Heilsamer Druck

Gesetze sind immer nur so gut, wie sie in der Praxis angewendet werden. Wie schon in der Schlacht um die Durchsetzungsinitiative hat die Landesregierung auch bei der Asylvorlage versprochen, dass sie das Gesetz in aller Härte und Konsequenz umsetzen wird. An diesen Versprechen ist der Bundesrat zu messen. Und die SVP wird mit Argusaugen darüber wachen. Da sie die Revision des Asylgesetzes bekämpfte, ist sie frei, allfällige Fehlentwicklungen zu kritisieren. Auch das ist gut so.

Dass sich Regierungsparteien bei bestimmten Sachfragen in die Opposition begeben, ist für viele schwer verständlich. Doch dieser vermeintliche Widerspruch gehört, so sehr wie der Kompromiss, unabdingbar zu unserem System. Gerade bei diffizilen und unangenehmen Dossiers, die ohne Härte nicht zu bewältigen sind und die Politiker deshalb gerne vor sich herschieben, ist der Druck einer schlagkräftigen Opposition heilsam.

Es war deshalb, unbesehen des Resultats, ein richtiger Entscheid, das Referendum zu lancieren. Ob es der Volkspartei nützt oder schadet, ist für den Stimmbürger belanglos.

Gefragt ist Ehrlichkeit

Von Markus Schär — Die EU scheitert beim Versuch, die in Griechenland gestrandeten Menschen auf andere Länder zu verteilen oder in die Türkei zurückzuführen. Eine Delegation des Europarates war vor Ort.

Man sieht hier exemplarisch, dass die EU nicht funktioniert», sagt Nationalrat Alfred Heer. Der Zürcher SVP-Mann, der die Schweizer Abordnung im Europarat leitet, reiste letzte Woche mit einer Delegation des Parlaments aller Europäer nach Griechenland, um sich ein Bild von der Flüchtlingsmisere zu machen. Mit Logis im Fünfsternehotel «King George», dem teuersten von Athen, fuhren die Abgeordneten in die Lager rund um die griechische Hauptstadt; eine kleine Gruppe flog auch im Militärhelikopter auf die Insel Lesbos, wo es in den überfüllten Unterkünften oft zu Schlägereien zwischen Syrern und Schwarzafrikanern kommt. Und sie stellten gemäss Alfred Heer überall fest: «Die Lage ist prekär.»

Der Nationalrat zeigt Fotos von den Besichtigungen. Ein grosser Teil der Asylbewerber haust in den Sportanlagen, die seit den Olympischen Spielen in Athen 2004 ungenutzt zerfallen, so in den Tribünergängen des Landhockeystadions, wo sich Zelt an Zelt reiht. Andere warten in Containersiedlungen beim ehemaligen Flughafen oder in Zeltstädten am Hafen von Piräus, bis ihre Reise weitergeht. Das aber dürfte dauern: 63 000 Menschen sind in Griechenland blockiert – dabei wollte die EU dank dem Flüchtlingsdeal mit der Türkei ihr Problem lösen.

Selfies mit Flüchtlingskindern

Gemäss dem Deal sollte die EU die Asylbewerber im überforderten Griechenland entweder auf andere Länder verteilen oder in die Türkei zurückschicken; beide Wege aber sind versperrt. Einerseits nahm die Türkei unter dem Abkommen, das seit April gilt, erst 400 Personen zurück, kaum aus Syrien, sondern vorwiegend aus Pakistan, Afghanistan und Bangladesch. Jetzt weigert sich die Türkei grundsätzlich, den Deal zu vollziehen, solange die EU den Türken nicht die versprochene Visafreiheit gewährt. Und die Asylbewerber lassen sich auch nicht einfach abschieben.

«Es ist eine Lüge, dass sie gemäss dem Dublin-Abkommen registriert sind», stellte Alfred Heer fest. «Sie haben zwar alle Ausweise, diese gelten aber nur für die Lager.» Deshalb fordern Flüchtlingshelfer, aber auch der Europarat individuelle Asylverfahren, und ein Eilantrag, um die Rückführung eines Syrers in die Türkei zu verhindern, liegt bereits beim Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte in Strassburg.

Andererseits halten sich die EU-Länder nicht an ihre Versprechen, wie Dokumente der Europaratsdelegation zeigen. Die Staaten sagten zwar zu, insgesamt 4078 Personen aus Griechenland aufzunehmen, also rund sechs Prozent der 63 302 Gestrandeten. Bis Mitte Mai kam es aber nur zu 909 Umsiedlungen; Spanien und Polen, die wenigstens 150 beziehungsweise 65 zusagten, willigten in keine einzige ein. «Die Delegierten aus diesen Ländern schossen in den Lagern Selfies mit Flüchtlingskindern», erzählt Alfred Heer. «Abends, beim Whisky im Hotel, räumten sie ein, ihre Länder nähmen keine Asylbewerber auf.»

Der Schweizer Vertreter erkannte aber auch: «Die Asylbewerber wollen sich gar nicht auf andere Länder verteilen lassen – sie möchten ihr Zielland selber aussuchen.» Nur in zwei Lagern stellen die Syrer die Mehrheit, in vier Lagern finden sich zwischen 90 und 98 Pro-

zent Afghanen, und alle wollen sie nach Deutschland weiterreisen. Ein anderes Wunschland geben bloss die Eritreer an, die auf Lesbos gestrandet sind: Sie streben zumeist in die Schweiz. «Die Esten würden 58 Personen aus Griechenland aufnehmen», weiss Alfred Heer. «Aber wer will schon nach Estland?» Wer wirklich an Leib und Leben verfolgt wäre, würde sich mit jedem Asylland zufriedengeben, schliesst der SVP-Mann aus seinen Gesprächen, also müsse es sich um Wirtschaftsmigranten handeln.

Die Menschen, die unter misslichen Umständen in den Lagern festsitzen, taten ihm leid, sagt Alfred Heer; er finde es vor allem stossend, dass die Kinder keinerlei Schulunterricht erhielten. Es rege ihn aber auf, dass die «Gutmenschen» den Gestrandeten Hoffnung machten: «Sie wissen so genau wie ich, dass wir nichts machen können – diese Menschen in der Ungewissheit zu lassen, ist auch nicht anständig.» Sogar wenn sich eine Lösung für die 63 000 Personen in Griechenland fände, hiesse das nur, dass der Zustrom, der vorläufig zumindest eingedämmt ist, wieder zunähme. «Wir brauchen mehr Ehrlichkeit: Wir müssen öffentlich zugeben, dass uns das Problem überfordert», meint der Schweizer Delegierte. «Aber dazu hat niemand den Mut.»



«Die Lage ist prekär»: Flüchtlinge am Hafen von Piräus.

Französisches Fieber

Von *Jürg Altwegg* — Streiks und Demonstrationen lähmen Frankreich. Doch jetzt beginnt die Europameisterschaft, und sie soll Präsident François Hollande retten.



Trendwende: Gewerkschafter-Demo in Lyon.

Kann jetzt nur noch der Fussball Frankreich retten? Am vergangenen Wochenende mussten in Paris der Louvre und andere Museen geschlossen werden. Das Wasser der Seine drohte in die Kellergeschosse einzudringen, die in den Depots gelagerte Kunst musste in die oberen Etagen gezügelt werden. Den ganzen Mai über hatte es geregnet wie seit 150 Jahren nicht mehr. Das feuchtkalte Wetter verdrängte die Demonstranten der «Nuit debout» von der Place de la République.

Doch längst hatte die Bewegung zu landesweiten Streiks geführt. Seit Tagen fällt die Hälfte der Züge aus. Für die Versorgung mit Benzin musste die Polizei mehrere Raffinerien befreien. Auch die Lieferung von Elektrizität hätte die kommunistische Gewerkschaft CGT gerne unterbrochen. Es gelang ihr zumindest, in der Villa des Arbeitgeberpräsidenten Pierre Gattaz den Strom abzustellen.

CGT-Generalsekretär Philippe Martinez war vor Jahresfrist durch einen eigentlichen Putsch an die Macht gekommen – mit Hilfe seiner Lebensgefährtin, die schliesslich gehen musste. Martinez' Vorgänger hatte seine Dienstwohnung etwas zu luxuriös renovieren lassen und war untragbar geworden. Der grösste Gegner der CGT ist die reformbereite Gewerkschaft CFDT. Philippe Martinez wird mit dem britischen Gewerkschaftsführer

Scargill verglichen, der mit dem ruinösen Streik der Bergarbeiter Premierministerin Thatcher einen Machtkampf lieferte. Er gründete später eine Partei links von Labour.

Äusserlich kultiviert Martinez eine nicht zu übersehende Ähnlichkeit mit Stalin, nach dem in Frankreich noch immer eine Strasse benannt ist. Am Stalingrad-Platz hielt Jean-Luc Mélenchon von der Linkspartei am Sonntagnachmittag eine Rede, in der er sein Programm für die Präsidentschaftswahl im kommenden Jahr präsentierte. 2012 bekam er vier Millionen

Das Beste, was Europa passieren könnte, wäre tatsächlich ein Sieg Frankreichs an der EM.

Stimmen, für 2017 hofft er auf das Doppelte. In den Meinungsumfragen hat er weitgehend zu Hollande aufgeschlossen. «Dass wir im zweiten Durchgang für den Sozialisten stimmen, das ist vorbei», sagen die Meinungsführer der «Nuit debout». «Die Stimmzettel sind die Kugeln unserer Gewehre», rief Mélenchon seinen Anhängern zu.

Hollandes letzte Chance ist die Europameisterschaft. «Ça va mieux», predigte er im Fernsehen. Danach gab es die wundersame Nachricht vom U-Boot-Milliardendeal mit

Australien auf Kosten der Deutschen. Es folgte die fast noch schönere Meldung, dass der Luxusunternehmer und Kunstsammler François Pinault einen Teil seiner immensen Schätze aus Venedig nach Paris zurückbringt und ihm – auf seine Kosten – in der alten Börse ein Museum eingerichtet wird.

«Ça va mieux», wiederholt Hollande inzwischen fast täglich. Und er hat nicht einmal so unrecht. Das Wachstum ist besser als erwartet. Bei der Arbeitslosigkeit gibt es eine Trendwende. Auch mit dem Verteilen der Wahlgeschenke hat Hollande begonnen. Als sieben Nobelpreisträger gegen Sparmassnahmen bei der Forschung in der Höhe von 200 Millionen Euro protestierten, krebste er zurück. Bei der Kultur wird nicht mehr gespart. Den Lehrern, seiner wichtigsten Klientel, versprach er für Januar Lohnerhöhungen in Milliardenhöhe.

Inzwischen sind die Nationalmannschaften in Frankreich eingetroffen, ihre Hotels werden bewacht wie nie zuvor bei einer Europameisterschaft. Gefährdeter als die Stadien sind die Fanmeilen. Schon 1998 bei der Weltmeisterschaft in Frankreich war der Geheimdienst auf Attentatspläne gestossen. Beim Spiel England gegen Tunesien sollte eine Bombe unter der Spielerbank der Engländer explodieren. Im Hotel der Amerikaner, die gegen den Iran antreten mussten, sollten Fussballer gezielt erschossen werden. So steht es in den Biografien über Osama Bin Laden. Doch vor dem 11. September hatte niemand solche Drohungen ernst genommen, und der französische Innenminister hatte auch nur knapp darüber informiert.

Wie einst im Sommer 1968

Der WM-Titel 1998 wurde zum Sieg einer antifaschistischen Multikulti-Mannschaft «Black-Blanc-Beur» und zum Triumph gegen Le Pen hochstilisiert – mit dem Resultat, dass dieser 2002 in die Stichwahl kam und den Einzug des Sozialisten Lionel Jospin ins Elysée verhinderte. Daran musste man denken, als die Nachricht kam, in der Ukraine sei ein Terrorist gefasst worden, der fünfzehn Anschläge geplant habe. Es war kein Dschihadist, sondern ein Neonazi. Doch von der ideologischen Instrumentalisierung des Fussballs müssten die Franzosen eigentlich geheilt sein. Ein Sieg ihrer Mannschaft würde gleichwohl die Stimmung im Lande verbessern und Reformen möglich machen. 1998 hatte der Titel Wachstum, Arbeitsplätze und höhere Geburtenraten gebracht. Das Beste, was ganz Europa passieren kann, wäre tatsächlich ein Sieg Frankreichs, das diesmal schon glücklich sein kann, wenn es ohne Zwischenfall – Attentat – in die Endrunde kommt. Spätestens beim Anpfiff werden die Streiks und Demos so brüsk zu Ende gehen wie einst der Studentenaufstand im Mai 68 beim Ausbruch der Sommerferien. Fussball bleibt das beste Mittel gegen das französische Fieber.

Vorfreude und Bedenken

Von Marcel Reif — Morgen startet die Fussball-Europameisterschaft. Ich lasse mich gerne belehren, aber ich fürchte, wir werden bei diesem Turnier nicht den besten Fussball zu sehen bekommen.



Ich habe das grosse Vergnügen, in einer kleinen Gemeinde am Zürichsee zu leben – in einer Sackgasse. Da bin und fühle ich mich nach menschlichem Ermessen sicher. Mich also da verkriechen? Lieber bin ich tot, als mir von kriminellen Wahnsinnigen vorschreiben zu lassen, wo und wie ich zu leben habe.

Die totale Sicherheit wird es bei der Euro 2016 nicht geben können, auch wenn die EM-Macher ihren Sicherheitsetat verdoppelt, Drohnen und modernste Überwachungstechnik gekauft und die Zahl der Polizisten und Security-Leute vervielfacht haben. Noch nie in der Geschichte des Fussballs war ein Bedrohungsszenario so konkret wie für diesen Event in Frankreich.

Es wäre unverantwortlich naiv, wollte man garantieren, eine solch riesige Ansammlung von Menschen allerorts und rund um die Uhr kontrollieren zu können. In den Stadien vielleicht, aber was ist mit den Public-Viewing-Zonen? Der perverse Reiz für Terroristen, gerade dort eine verheerende Attacke zu reiten, ist leider allzu verlockend. Ich hoffe inständig, dass alles gutgeht und nicht wie letzten November wieder Menschen blindwütigen Angriffen zum Opfer fallen.

Neben der Sorge um die Sicherheit habe ich auch sportliche Bedenken. Manche Szenen aus dem deutschen Pokalfinal in Berlin zwischen Dortmund und Bayern und aus dem Endspiel der Champions League in Mailand nähren den Verdacht, dass etwas gewaltig schief läuft. Wenn hochgezüchtete Profis nach 75 Minuten, von Krämpfen geschüttelt, kaum mehr laufen können, muss uns das zu denken geben. Gareth Bale etwa ist im Mailänder San Siro wie ein Holzmännchen herumgestakst, und sein Körper sagte wie der von Mats Hummels beim Pokal-Endspiel in Berlin: «Nein!» Nach einer vielerorts zu langen Saison wird jetzt noch mehr rausgepresst. Vielleicht mehr, als selbst perfekt austrainierte junge Menschen leisten können.

Und Michel Platini – notabene ein Ex-Spitzenfussballer, der weiss, was er tut – fiel nichts Besseres ein, als die gutfunktionierende Europameisterschaft von 16 auf 24 Teilnehmer und eine unverantwortliche Dauer von vier Wochen aufzublasen. Abgesehen von dieser unsäglichen Inflation an Spielen ist ab 2018 auch noch die Nations League beschlossene Sache. Anstelle der ungeliebten (besser gesagt: nicht lukrativen) Freundschaftsspiele werden dann in bis zu sechs Gruppenspielen vier EM-Tickets vergeben. Diese unerträgliche Masslosigkeit des europäischen Verbandes stösst mich ab. Ich lasse mich gerne belehren, aber ich fürchte, wir kriegen bei dieser EM möglicherweise nicht den besten Fussball zu sehen und werden um dieses wunderbare Spiel betrogen, das möglich wäre.

Aber genug gefürchtet und kritisiert – geben wir der EM die Chance, uns vom Gegenteil zu überzeugen und uns ein Fussball-Lächeln ins Gesicht zu zaubern. Gastgeber Frankreich hat nach den skandalumwitterten Auftritten bei vergangenen Turnieren endlich wieder eine Mannschaft, die weiss, wie man sich zu benehmen hat. Dass der ins kriminelle Milieu abgedriftete Benzema sich selbst ins Abseits geschossen hat, wird der Equipe tricolore nur gut tun. Zu lange mussten die Fans dieser Fussballnation unter dem egozentrischen Gehabe einiger in ihrer Mannschaft leiden.



Grössenwahn und Minderwertigkeitskomplexe.

Neben Frankreich muss man auch Titelverteidiger Spanien zu den üblichen Verdächtigen zählen, wenn es um die Top-Favoriten geht. Nachdem bei der WM in Brasilien sein Plan A endgültig dechiffriert worden war, hat der bereits seit acht Jahren amtierende Vicente del Bosque seine wie immer eigenwilligen Schlüsse gezogen. So stellt Chelsea mehr Spieler ab als Champions-League-Sieger Real Madrid, von dem nur Ramos und Vázquez für EM-würdig befunden wurden.

Bei Deutschland wird es mehr eine Frage der Ein- als der Aufstellung sein, ob die Mannschaft von Jogi Löw nach dem WM-Titel auch den EM-Pokal holt. Schliesslich will jeder den

Dass die Engländer die talentierteste Elf seit langem haben sollen, glaube ich erst, wenn ich es sehe.

Champion schlagen, und es wird sehr darauf ankommen, wie viel die Herren Weltmeister noch einmal investieren wollen oder können.

Spezialfall Schweiz

Dass die Engländer die talentierteste Elf seit langem haben sollen, glaube ich erst, wenn ich es sehe. Auch die Beckhams, Giggs und Nevilles haben damals nichts gerissen. Von den Belgiern schwärmen alle, sie können hinreissenden Fussball spielen – für eine «Cinderella»-Story ist das Kader eines solchen Fussball-Schwellenlandes jedoch nicht breit genug.

Ein Spezialfall ist die Schweiz: Seit zwanzig Jahren lebe ich in diesem wunderbaren Land, und immer war die Schweiz notorisch dabei, hat sich für jedes Turnier qualifiziert. Davon können selbst grosse Fussballnationen wie die Niederlande nur träumen. Trotzdem ist die Kritik masslos und pendelt zwischen Grössenwahn und Minderwertigkeitskomplexen – falls man wieder einmal nicht Welt- oder Europameister wird. Mit Nati-Trainer Vladimir Petkovic, der das schwere Erbe von Ottmar Hitzfeld übernommen hat, fremdeln auch nach zwei Jahren noch immer viele. Ich wünsche mir, dass die Schweizer sich glücklich schätzen und wie manch andere – auch ohne Titel – erheben Hauptes wieder nach Hause gehen können.

Die Stars, der Star? Cristiano Ronaldo wäre prädestiniert dafür, der EM seinen Stempel aufzudrücken. Zuletzt war er nur noch ein Schatten seiner selbst. Auch für ihn gilt: Zu viel ist zu viel. Insgesamt stehen in den Kadern an die 140 Spieler aus der englischen Premier League, die seit Sommer 2015 ohne Pause durchgespielt haben. Ich bin sehr neugierig, wie viel Kraft da noch in diesen Körpern steckt.

Aber genug der Bedenken – freuen wir uns auf die EM!

Marcel Reif ist einer der bekanntesten Sportjournalisten. Als Kommentator erreichte er Kultstatus.

Personenkontrolle

Rechsteiner, Schlumpf, Widmer-Schlumpf, Furgler, Hubacher, Leuthard, Burgener, Cramer, Kuprecht, della Valle, Sommaruga, Gummy, Ossipow, Poncet, Müller, Parmelin, Leuthard

Ständerat Paul Rechsteiner, 63, sozialdemokratisches Urgestein und Präsident des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes, konnte vergangene Woche ein besonderes Jubiläum feiern. Der St. Galler Politiker sitzt seit dreissig Jahren im eidgenössischen Parlament. Als der junge Rechsteiner am 2. Juni 1986 erstmals in Bern anrückte, war Leon Schlumpf Bundesrat, der Vater der späteren Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf. Rechsteiner erlebte aber auch noch den legendären St. Galler Politiker Kurt Furgler. Bei den Wahlen 2011 schaffte der SP-Politiker dann überraschend die Wahl in den Ständerat. Wenn er bei den Genossen als grösster Sesselkleber in die Geschichte eingehen will, muss Rechsteiner noch ein paar Jahre ausharren. Der langjährige SP-Präsident Helmut Hubacher gehörte der Grossen Kammer geschlagene 34 Jahre lang an. (hmo)

Die Milchkuh leidet an Arterienverkalkung. Dies jedenfalls legen die Zahlen über die Verkehrsstaus im Jahr 2015 nahe, welche das Departement von Verkehrsministerin Doris Leuthard (CVP) am Montag veröffentlichte: Im Vergleich zum Vorjahr hat das Stauaufkommen um 6 Prozent zugenommen, was rund 23 000 Stautunden entspricht. Der Stauzuwachs infolge von Überlastungen betrug gar 9 Prozent. Bis zum Abstimmungssonntag hatte das Bundesamt für Strassen (Astra) der Bevölkerung diese unangenehmen Tatsachen vorenthalten, um sie dann unverfrorenweise just am Tag nach der geschlagenen Schlacht auf den Tisch zu legen. In der Abstimmungs-«Arena» hatte sich das Departement Leuthard gegenüber dem Direktor von Auto Schweiz, Andreas Burgener, noch in Ausflüchte verstiegen: Es sei halt kompliziert, die Zahlen folgten bis Ende Juni. (fsc)

Einen humoristischen Akzent, der tief blicken lässt, setzte in der momentanen Ratssession der Genfer Ständerat Robert Cramer (Grüne). In seinem Votum zum neuen Geldspielgesetz wunderte er sich über das engagiert betriebene Lobbying. Die interkantonale Lotteriegesellschaft Swisslos und der Verband Swiss Casinos verteidigen hier ihre Pfründen, indem sie ausländische Anbieter aussperren wollen (Weltwoche Nr. 22/16, «Im Staats-Casino»). Am 1. Juni



Desinformation: Fedpol-Chefin della Valle.



Auf Rekordjagd: SP-Ständerat Rechsteiner.



Andere Prioritäten: SVP-Bundesrat Parmelin.



Verwundert: Ständerat Cramer (Grüne).



Versuch und Irrtum: FDP-Politiker Müller.

wandten die Verbände sich mit der brieflichen Bitte an die Ständeräte, doch die Vorschläge ihres Kollegen Alex Kuprecht (SVP/SZ) zum Gesetz mit Wohlwollen zu studieren. Dieser reichte seine Anträge aber erst einen Tag später ein. «Man muss an dieser Stelle die hellseherischen Fähigkeiten der Lotto-Organisatoren vermerken», sprach Cramer trocken – «eine Gabe, die uns manchmal fehlt, weswegen wir vermutlich im Casino nicht systematisch gewinnen.» (fsc)

Nicoletta della Valle, Direktorin des Bundesamtes für Polizei (Fedpol) im Departement von Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP), lässt die laufende Reorganisation in ihrem Amt von der eigenen Verlautbarungsstelle schönreden und weichspülen. Die Westschweizer Zeitung *La Liberté* plante einen Artikel zu den Umwälzungen im Fedpol und hatte dafür während einer Pressekonferenz auch della Valle und anderen Mitarbeitern Fragen zu dem heiklen Thema gestellt. Beim Gegenlesen korrigierte und zensurierte die Fedpol-Desinformationsbeauftragte die öffentlich getätigten Aussagen

jedoch dermassen, dass *La Liberté* auf eine Publikation des Artikels verzichtete. Zuvor hatte das Fedpol erfolglos versucht, der Journalisten den Artikel auszureden, und bot stattdessen ein Interview mit della Valle an. *La Liberté* lehnte ab, und der zensurierte Artikel erschien nicht. Dafür feuerte Chefredaktor Serge Gummy im Blatt eine Breitseite ab gegen die Desinformationspolitik des Fedpol. (hmo)

Über hunderttausend Fälle sind am Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte in Strassburg hängig, einem der wichtigsten widmete er am Dienstag ein fünfzehnteitiges Urteil. 2005 gab der jüdische Genfer Politikologieprofessor William Ossipow das Buch «Israël et l'autre» heraus und schrieb im Vorwort, da sich Israel als jüdischer Staat verstehe, sei Israel kein Staat wie jeder andere. Deshalb griff ihn die Aktivistengruppe Cicad als Antisemiten an; das wiederholte sie nach einer Replik des Professors. Dieser erstattete Anzeige und bekam 2007 vom Kantonsgericht wie 2008 vom Bundesgericht recht. Der Genfer Anwalt und alt Nationalrat Charles Poncet zog

den Fall aber nach Strassburg weiter. Das höchste Gericht wies die Klage jetzt ab. Es hätte schon vor acht Jahren feststellen können: Es gibt kein Menschenrecht, um Lappalien zu streiten. (sär)

Philipp Müller, 63, früherer FDP-Präsident, teilte während einer Pressekonferenz der FDP-Korona zum Thema Asyl kurzerhand zwei Journalisten der *Basler Zeitung* (BaZ) der *Weltwoche* zu. Als ein Betroffener das klarzustellen versuchte, insistierte Müller besserwisserisch, der Betroffene habe doch für die *Weltwoche* gearbeitet, womit der Aargauer ein weiteres Mal danebengriff. Definitiv schoss der Ständerat den Vogel ab, als er den Journalisten zum Schluss auch noch mit dem Namen eines gar nicht anwesenden BaZ-Redaktors anredete. Für die Fehlerserie des ansonsten pingeligen FDP-Mannes gibt es vermutlich nur eine Erklärung: Er sprach im Sekundenschlaf. (hmo)

Guy Parmelin, 58, Bundesrat und Verteidigungsminister, musste bei der Eröffnung des Gotthard-Basistunnels Prioritäten setzen: den Darbietungen und Formationen seiner Patrouille Suisse beiwohnen oder zusammen mit anderen Bundesräten die Staatsgäste im Spezialzug nach Zürich begleiten. Der Verteidigungsminister entschied sich für die Staatsgäste, und so verfolgte am Ende Verkehrsministerin **Doris Leuthard** allein das Schauspiel am Himmel. Mittlerweile ist dies Parmelin aber doch ein bisschen peinlich: Er lässt von seinem Pressedienst ausrichten, er habe die Patrouille Suisse einfliegen sehen, bevor er in den Zug nach Zürich einsteigen musste. Der Dialog mit den Staatsgästen habe bei der Gotthard-Eröffnungsfeier im Vordergrund gestanden. In der hohen Politik war die neue Bahnverbindung durch die Alpen offenbar nur Beigemüse. (hmo)

Nachruf



Feinfühlinger Rebell: Muhammad Ali.

Muhammad Ali (1942–2016) — «Um ein ganz grosser Champion wie Muhammad Ali zu werden, muss man die Grenzen des Sports sprengen», sagte die amerikanische Schriftstellerin Joyce Carol Oates. Ich durfte persönlich erleben, dass Muhammad Ali mehr war als ein herausragender Sportler – viel mehr. Ich traf ihn an der Session des Internationalen Olympischen Komitees 2005 in Singapur. Ali gehörte zur Delegation der Kandidatur von New York für die Olympischen Spiele 2012. An der Spitze des Bewerbungskomitees stand Hillary Clinton. Doch in Erinnerung geblieben ist mir vor allem die Begegnung mit Ali. Er war schon schwer

gezeichnet von der Parkinson-Krankheit, doch wenn er einen Raum betrat, füllte er diesen mit seiner Aura. Als ich auf ihn zing, erhob er sich nur mühsam von seinem Sitz. Aber als er mir seine riesige Hand reichte, schaute ich in glasklare Augen und sah den Champion von einst, für den wir mitten in der Nacht aufgestanden waren, um Geschichte zu erleben. Es war nicht bloss Sportgeschichte, sondern Weltgeschichte.

Ali kämpfte zeitlebens nicht nur gegen die Widersacher im Ring, sondern auch für seine Ideale. In seiner Kindheit und Jugend stemmte er sich gegen Rassismus und Ausgrenzung. Später bekannte er sich zum Islam – und weigerte sich, für die US-Armee in Vietnam zu den Waffen zu greifen. Dafür wurde er gesellschaftlich geächtet und zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt. «They never come back», heisst es im Boxer-Jargon. Doch Ali kehrte zurück – und wurde zur Ikone seines Sports, zum Vorbild der Friedensbewegung, zum Ideal von Generationen. Ich lernte in meiner Zeit bei der Fifa viele Superstars kennen: Pelé, Eddy Merckx, Nadia Comaneci, Wjatscheslaw Fetisow, Usain Bolt, Roger Federer. Doch Ali überstrahlte alle. Im Kampf gegen Rassismus und Diskriminierung steht er auf einer Stufe mit Martin Luther King und Nelson Mandela. Ohne ihn wäre Barack Obama vielleicht nie amerikanischer Präsident geworden. Im Scheinwerferlicht war Ali ein Grossmaul und Showman. Aber daneben berührte er die Menschen als feinfühlinger Rebell, der für seine Überzeugung die Existenz riskierte – und auch die Zwischentöne traf, so präzise wie die Gegner im Ring. *Sepp Blatter*

Unter die Lupe genommen:

Ihr Spezialist für WiFi und Internet.

Ob Bar, Restaurant, Hotel oder Schule – bei UPC Business hat jeder seine persönliche Ansprechperson.

Für sämtliche Fragen zur Digitalisierung eines Gastronomie- oder Ausbildungsbetriebs liefern wir die Antworten.

Raphael Foucault
Account Manager
Hospitality & Education

Rufen Sie an und erfahren Sie mehr.
Raphael Foucault | Tel. 044 578 78 78 | business.upc.ch
Corporate Network · Internet · Phone · TV



Der Leinwandgott als Randfigur

Von Matthias Matussek — Was ist los mit Johnny Depp? Fast wie beiläufig wurde aus dem Film-Aussenseiter einer der bestbezahlten Schauspieler. Jetzt lässt er sich in einen vulgären Scheidungskrieg verwickeln. Depps Karriere beruht auf einer Mischung aus Kunst, interessanten Vorlagen und privaten Spinnereien.

In diese Piratenfilme, Megahits allesamt, stolpert Johnny Depp immer so von der Seite rein – könnte «Fluch der Karibik» sein, aber auch eine Boutique auf der Portobello Road, London 1967, ziemlich bekifft auf alle Fälle, Sergeant-Pepper-Uniformröcke aus Samt und mit sinnlosen Tressen, Rüschenhemden, es stinkt nach Patschuli und Räucherstäbchen, und dann lächelt er verlegen irgendwelche prächtigen Filmweiber an und lächelt leer an ihnen vorbei, und lässt einen Goldzahn aufblitzen.

Nein, eindeutig *stoned* ist er jetzt, die Haare wirr und der verschmierte Kajalstrich so selber gezogen, mit links, die Fingernägel sind blau oder rot lackiert: «Ich weiss, das sieht beschissen aus», sagt dieses verlegene Lächeln, nein, Moment, es ist nicht verlegen, sondern verschlagen, er schlenkert da knochenlos und geschlechtslos herum mit seinen Gliedern wie Apfelmus.

Mit Zimt.

Aaah, das käme jetzt gut.

Seine Figur Jack Sparrow, den Piraten als Rockstar, hat er, wie den ganzen Figurenzoo seiner Karriere, aus drei Teilen komponiert: Method-Acting, realen Vorlagen, privaten Spinnereien.

Reale Vorlage in diesem Fall war Keith Richards, den er vergöttert. Der hielt ihn, wenn er zu Besuch kam, für den Dealer seines Sohnes. Wahrscheinlich war Keith Richards der einzige Mensch auf diesem Planeten, der nicht wusste, wer Johnny Depp ist.

Dabei sind sie sich so ähnlich, wie man dann sah. Johnny Depp, das ist der Kassenmagnet als Strassenköter, der Leinwandgott als Randfigur, das Glamour-Idol als struppiger Aussenseiter; und wenn so einer gleich zweimal zum «Sexiest Man Alive» gewählt wird, begegnet man dem Hollywood-Trash, der sich solche Listen ausdenkt, gleich ein wenig ehrfürchtiger: «Ey, sind die vielleicht auch so drauf wie wir? Kاپieren die Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung?»

Dieser Johnny Depp aus verbürgt kaputten Verhältnissen, der sich mit zwölf bei einer Feuerspuckerei die linke Gesichtshälfte verbrannt hat, der schon mit vierzehn sämtliche Drogen durchhatte und sich dem Whisky zuwandte, dieser Typ, der mit fünfzehn die Highschool schmiss und im Auto pennte und von einer Karriere als Rockstar träumte, dieser zarte und zähe *poète maudit*, der sich schliesslich erleuchten liess durch Jack Kerouacs «On the Road», dieser Johnny Depp, der im Laufe seiner Karriere wie nebenbei drei Oscar-Nominierungen,

einen Golden Globe, neun Globe-Nominierungen, zehn People's Choice Awards (darunter «Schauspieler des Jahrzehnts»), ein halbes Dutzend MTV Movie Awards sowie Saturn Awards für Horrorfilme erhielt, dieser Exzentriker des Kinos ist jetzt von einer fürchterlich gewöhnlichen und vulgären Scheidungsgeschichte à la Hollywood eingeholt worden.

In seinem Fall von Amber Heard, die zwar erst seit einem Jahr mit ihm verheiratet ist, aber durch ihre Anwälte irgendetwas von «jahrelanger psychischer und physischer Gewalt» verlauten liess.

Andere tun's doch auch

Damit wäre ein Standard aufgegriffen, der auch bei ganz gewöhnlichen strittigen Scheidungen (Sorgerecht) greift, aber natürlich auch bei solchen, in denen es um eine Menge Geld geht. Scheidungen übrigens, die grösstenteils von Frauen eingereicht werden. Von Amber Heard, die ihn aus der gemeinsamen Villa schmeissen liess, lässt sich sagen, dass sie blond ist und einen roten Mund hat.

Ganz bekiffter Herzensbrecher in Schafstiefeln und überhaupt unbesiegbar.

«Der Kussmund lockte rot», schrieb das Kussmund-Fachblatt *Schweizer Illustrierte* anlässlich eines Fotoshootings noch vor ein paar Wochen: «Nun kann sie es dezenter und intellektueller angehen.» Weil sie sich ihren Johnny doch schon gekrallt hat, die Redaktorinnen aus der *style section* denken da durchaus unsentimental und ökonomisch.

Ja, wieso sollte nicht auch Johnny Depp einen, sorry, Deppenfehler begehen, es liegt so nahe, andere tun's doch auch.

Paul McCartney heiratete nach seiner Lebensliebe Linda Eastman die einbeinige Minenaktivistin und «öffentlichkeitsverliebte Geschichtenerzählerin» Heather Mills, die so lange und interessant und böse mit Schmutz herumwarf, bis er ihr bei der Scheidung einen wohl dreistelligen Millionenbetrag überwies.

Anklagepunkte waren: physische und psychische Gewalt.

Mel Gibson verliess seine Frau und Mutter der sieben Kinder für das russische Busenmodell Oksana Grigorieva, die ein Kind von ihm erwartete. Seine Ex musste mit über 400 Millionen Dollar abgefunden werden, die Russin

wollte 15 Millionen, die sie nicht bekam, aber sie kassiert immerhin 20 000 Dollar monatlich für das Kind. Weitere 2500 Dollar bezieht Oksana für ein anderes, das sie mit dem Schauspieler Timothy Dalton hat.

Mel Gibson übrigens hatte ihr die Kassetten in ihrem Anrufbeantworter vollgeheult, gefleht, geflücht, gelallt, und selbstverständlich fanden die Kassetten ihren Weg in die Radioshows, wo sie dann die Trucker auf den Highways belustigten und die Angelinos, die rund um Hollywood im Stau steckten.

Ach so, Oksana war es, die sich von Gibson getrennt hat. Ursachen: physische und psychische Gewalt.

Welcome to the club, Johnny. Irgendwann verlieren sie ihren Durchblick, unsere Helden, und bekommen dafür die Eier abgerissen.

Dabei war Johnny Depp mit dem hinreissenden «Zahnlückenwunder» (*Spiegel* online) Vanessa Paradis verheiratet, Mutter der beiden gemeinsamen Kinder Lily-Rose und Jack. Nach wie vor kümmern sich beide um beide. Vanessa Paradis zeigte sich schockiert über die Anschuldigungen von Amber Heard, sie schrieb, dass Johnny eine «sensible, liebende und geliebte Person» sei und dass er in ihren vierzehn Ehejahren nie gewalttätig geworden sei.

Während sich nun die Jury mit den bunten Blättern in den Zahnarzt-Wartezimmern und unter den Trockenhauben beim Coiffeur zur Beratung zurückzieht, lohnt sich vielleicht doch ein erster Rückblick auf diesen ungewöhnlichsten aller Hollywoodstars, diesen Borderliner und sein Leben an der Klippe.

Geboren 1963 – die Rolling Stones mit Keith Richards formieren sich gerade – Vater Ingenieur, Mutter Kellnerin; sie lassen sich scheiden, als er fünfzehn ist und sich aus der Highschool verabschiedet. Er schwört sich, kein normales Leben zu führen und die harten Drogen zu meiden. Gleichzeitig Musik. Gitarrengriffe hat er sich selber beigebracht. Er liebt die böse Filmmusik des bösen «Clockwork Orange» sowie Gospel und die Band Kiss.

Zu seinen Gigs in den Klubs schleicht er minderjährig durch die Hintertür. Später spielt seine Band Flame als Vorgruppe von Iggy Pop, bis ihm ein gewisser Nicholas Coppola aka Nicolas Cage ein Casting für den Film «A Nightmare on Elm Street» besorgt, wo er als frühes Opfer von Freddy Krueger nicht in die Filmgeschichte einget.

Er liest sich nicht nur durch Kerouacs «On the Road», sondern auch durch die Literatur



Irgendwann verlieren sie ihren Durchblick: Filmstar Depp, Januar 2015.



Teenie-Idol: in «21 Jump Street» (l.), 1987.



Kassengift: «Edward Scissorhands», 1990.



Als Jack Sparrow in «Pirates of the Caribbean», 2006.



«Alice Through the Looking Glass», 2016.

der übrigen Beatniks, Allen Ginsberg und William Burroughs, Neal Cassady und John Giorno, die Outcasts auf der Klippe, und träumt immer noch vom Ruhm als Rockstar.

Kleine Auftritte, etwa in Oliver Stones «Platoon» folgen, bis er in der Highschool-Serie «21 Jump Street» überraschend zum internationalen Teenie-Idol aufsteigt. Das Trauma darüber verarbeitet er dadurch, dass er sich seine Filme fortan sorgfältig aussucht, mit Vorliebe solche, die das Zeug zum Kassengift haben.

Etwa das schräge John-Waters-Musical «Cry-Baby» oder Tim Burtons «Edward Scissorhands» (Edward mit den Scherenhänden) oder, neben Leonardo DiCaprio, «What's Eating Gilbert Grape» oder «Benny und Joon», wo er den Sonderling Sam spielt.

Vor allem bleibt er dem Regie-Fantasten Tim Burton verbunden, dessen schwarzweisser «Ed Wood» folgt, in welchem er den gleichnamigen zweitklassigen Stummfilmregisseur gibt, der den abgehalfterten Dracula-Star Bela Lugosi umwirbt. Ein weiterer Schwarzweissfilm dann mit Jim Jarmuschs Western «Dead Man».

Eben alles, was sich Superstars leisten sollten, auch wenn sie erst Anfang dreissig sind.

Sowie gleichzeitig Musik. Spielt eine Platte mit seiner Band P ein, die unter anderem eine Coverversion von Abbas «Dancing Queen» enthält. Mit dabei, als Gäste, Steve Jones von den Sex Pistols und Flea von den Red Hot Chili Peppers. Sie finden sich während der Dreharbeiten zu «Gilbert Grape» in Austin und schmeissen später eine Geburtstagsparty für Kate Moss, mit der er vier wilde Partyjahre zusammenbleibt – so lange eben, bis er das Handtuch schmeisst.

Mit P bespielt er auch seine «Viper Room»-Bar am Sunset Boulevard in Hollywood, wäh-

rend draussen vor der Tür River Phoenix mit einem «Speedball» (Kokain und Heroin) tot zusammensackt. Depp, zu Tode erschrocken, schloss den Laden für eine Weile und drehte die Gangsterballade «Donnie Brasco» mit Al Pacino – schattige Unterwelt, Liebe zum Boss – und das als Polizist undercover, und das schon zwanzig Jahre vor Scorseses «The Departed».

Mit Brando in der Anstalt

Leinwandlegenden war er mittlerweile gewöhnt – zuvor hatte er mit dem überwältigenden Marlon Brando gespielt, in der noch überwältigenderen Romanze «Don Juan DeMarco». Als schizophrener Träumer und Patient in einer Anstalt überzeugt er den schwergewichtigen Psychiater Marlon Brando davon, dass eine mit Medikation erkaufte funktionale Alltagsnormalität nicht alles ist, dass sie verblasst, ja, mit Recht verblasen muss hinter der poetischen Kraft von Rollenspiel und Traum, bis Brando selber, in seliger Selbstvergessenheit, mit seiner Ehefrau Faye Dunaway barfuss am Strand den Tango tanzt.

Wo nimmt er das her, diese Kraft und diese poetische Genauigkeit für den Wahnsinn, wenn er ihn nicht selber erlebt? Diesen Wunsch nach Gerechtigkeit für die Aussenseiter und Grenzgänger der Gesellschaft, diese Aufforderung, auch das Irresein als Erkenntnisquelle zu nutzen, statt es auszunüchtern.

Während Tom Cruise mit abnehmender Interessantheit die Welt rettet und Matt Damon den *good guy* siegen lässt, ist Johnny Depp so fasziniert von den gebrochenen Beatniks der Fünfziger, die den Wahnsinn und die Drogen und die Freiheit feierten, dass er sich zur Wiedergängerei entschliesst, nach dem Motto: «Mal sehen, was da alles unvollendet blieb.»

Zum Beispiel im Journalismus. Zum Beispiel Hunter S. Thompson, der mit seinem «Gonzo-Journalismus» den Wahnsinn für *Sports Illustrated* und *Rolling Stone* Anfang der Siebziger wieder aufleben lässt, als er den Kongress der US-Rauschgiftbekämpfer in Las Vegas besuchte.

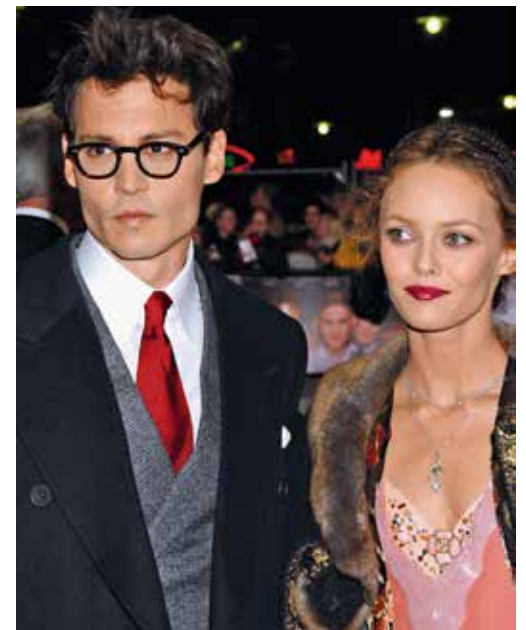
«When the going gets weird, the weird turn pro» (Wenn die Sache irre wird, werden die Irren zu Profis); Hunter S. Thompsons Aphorismus könnte auch über Johnny Depps Karriere stehen.

Also: Den Kofferraum mit allem bestückt, was man für so eine Story braucht, Kokain und Poppers und Äther, fünf Bögen mit LSD, Heroin, Gras, Pillen hoch und runter, Mescaline, zur Sicherheit noch Tequila und Rum, also «all das Zeug, das man in einem mobilen Labor der Drogenfahndung vermutet».

Und dann diese berühmten ersten Zeilen: «We were somewhere around Barstow on the edge of the desert when the drugs began to take hold» (Wir waren irgendwo in Barstow, am Rande der Wüste, als die Drogen zu wirken begannen). Was erst mal bedeutete, dass sich Thompson selber in seiner Story platzierte. Und zum Zweiten: Mal sehen, was passiert. Und drittens, dass man diese ganzen beschissenen schwarzen Fledermäuse in die Flucht schlagen muss, die plötzlich über dem roten Cabrio auftauchen, da in der Wüste, nachdem das Mescaline zu wirken beginnt...

Mit seinem Porträt von Hunter, dem «Duke», hat Johnny Depp den lustig-abgebrühten Protestjournalismus dieses verspäteten Hippies genial verkörpert, dessen Fenster zur kosmischen Verbrüderung sich nach eigenem Bekunden so um 1965 in San Francisco öffnete, wo man «überall zu Hause war und Freunde hatte», also dort, wo man ganz kurz ganz wunderbar reinpasste.

Depp und Hunter, eine lebenslange Freundschaft. Bis buchstäblich der Tod sie schied, im Februar 2005, als sich Hunter mit seinem Ge-



«Liebende Person»: mit Ex-Frau Vanessa Paradis.

wehr den Kopf wegschoss, weil er Parkinson bekam. Per Testament hatte er Johnny Depp damit beauftragt, seine Asche mit einer von ihm selbst gebauten Kanone in die Luft zu jagen.

Depp spielt Hunter S. Thompson 1998 in «Fear and Loathing in Las Vegas», er spielt ihn entschlossen als die Karikatur, die Hunter in sich erkannte, murmelnd, allerernsteste Paranoia, aber cool, ein Pro eben, von Halluzinationen heimgesucht, an seiner Zigarettenspitze ziehend, ungerührt in dem Chaos, das er im «Flamingo» mit seinem samoanischen Anwalt anrichtet, kniehoch im Wasser, in dem die Reste des *room service* schwimmen, der dicke Drogen-irre Samoaner in der Badewanne, der ihm befiehlt, in Grace Slicks «White Rabbit» das mit der Steckdose verkabelte Bandgerät zu ihm ins Wasser zu schmeissen, und zwar auf dem Höhepunkt des Songs: «Feed your head, feed your head ...»

Man muss die Poesie in diesen Abbrucharbeiten sehen. Und Johnny sah sie. Wenn die Sache irre wird, werden die Irren zu Profis.

Worüber hat er sich eigentlich mit Amber Heard unterhalten, der niedlichen Blondine, zu deren Evangelisten Ayn Rand zählt, die Prophetin des Egoismus, die Verkünderin der «Me First»-Ideologie? Übers Wachsen der Beine?

Ausgerechnet während der Dreharbeiten zu «The Rum Diary», Thompsons nachgelassenem Roman, lernte er sie kennen, 2011. «Er nimmt Drogen und trinkt», gibt sie nun zu Protokoll. Ach ja? Was soll er denn sonst machen, plötzlich mit einer Blondine verheiratet, die er offenbar gar nicht kennt.

In den 2000ern begann er mit der «Fluch der Karibik»-Serie, in der Grundannahme, dass die Piraten die Rockstars ihrer Zeit waren. Und er bringt es plausibel rüber, stoned, lallend, bisexuell, ist ganz bekiffter Herzensbrecher in Schafstiefeln und überhaupt unbesiegbar, schon die zweite Folge spielt über eine Milliar-



Scheidung, Anschuldigungen: mit seiner zweiten Frau Amber Heard.

de Dollar ein, für Teil fünf steht eine Gage von hundert Millionen an.

«Johnny war völlig normal»

Daneben albert er in ausgeklügelten Märchenproduktionen von Tim Burton herum («Charlie und die Schokoladenfabrik», der «Alice im Wunderland»-Fortsetzung «Hinter den Spiegeln») und macht ansonsten Filme, die kein Schwein interessieren, «Black Mass» zum Beispiel, der zwar jede Menge Preise auf den Festivals der Welt einheimst – aber wer will schon Johnny Depp mit Stirnglatze sehen, als humorlosen, brutalen Gangster und Schläger?

Und nun? Ist es möglich, dass Johnny seiner Amber das Handy hinterhergeworfen hat? Absolut! Übrigens schmeissen auch Frauen Handys. Supermodel Iman ist dafür mit Sozialarbeit bestraft worden.

Derzeit macht Johnny das einzig Vernünftige. Er tourt mit seiner Band, letzte Woche auf den Hessentag, dann nach Stockholm und Bukarest. Johnny bekifft und zugehörnt? Zeit für eine knallharte Recherche, beim Veranstalter Johannes Wessels von Music Pool an der Alster, der gerade die Pet Shop Boys betreut.

«Nee, Johnny war völlig normal, weder stoned noch sonst irgendwie high, völlig auf seine Musik konzentriert.» Wessels ist ein fröhlicher Veteran des Rock-Business, er hat schon alles erlebt. Das allerdings noch nicht: Johnny Depp reiste mit Double an, das eifrig Autogramme kritzelte, während er sich auf den Gig vorbereitete.

Wäre das nicht auch eine Lösung für die Zukunft? Ein Double? Schuld hat immer der andere, eine ideale Anordnung für multiple Persönlichkeiten.

Schauen wir doch noch mal kurz, wie weit die Jury in ihren Beratungen ist. Hier, Dr. Musterman, Allgemeinmediziner auf dem Sunset Boulevard. Tür auf. Lärm. *Lärm*. Das Wartezimmer ist verwüstet, auf einer fülligen Blondine sitzt rittlings eine Henna-Rothaarige in Pluderhosen, die brüllt: «Alle Männer sind Schweine», und die Blonde, in die Haare der Roten gekrallt, «Johnny nicht, Johnny nie». Die Rote: «Und was ist mit Woody Allen und Bill Cosby und der ganzen Schweinebande?»

Nochmals den Goldzahn

Andere schlagen mit zusammengerollten Heften von *Gala* und *People* und *In Style* auf sie und aufeinander ein, und versuchen, die Rote von der Blondine zu ziehen. In der Ecke eine verhuschte Brünette über dem *National Enquirer* mit einem Johnny-Foto, sie wippt vor und zurück und singt: «Johnny, heirate mich, Johnny, bitte mach mir ein Kind.» In der anderen Ecke hängt ein Schwarzer mit Rasta-Frisur und Bob-Marley-T-Shirt, der grinst und ruft: «Far out, man, far out», aber, stellt sich raus, der wollte eigentlich zum Cannabis-Doktor gegenüber.

So weit also haben wir noch kein Ergebnis, die Beratungen dauern an. Und sie werden lange andauern, denn Amber Heards Forderungen (vorerst: 50 000 monatlich) sind noch längst nicht alle auf dem Tisch, und so lange werden weitere schmutzige Details ausgebreitet.

Zeit für den Borderliner-Piraten Jack Sparrow, den Outcast als Filmstar, der in die Szene torkelt und vor sich hinmurmelt: «Ist ja nur Geld, gibt's doch hinter jeder zweiten Insel», und schüchtern und *verschlagen* lächelt und seinen Goldzahn zeigt.

Ein Rockstar eben.



Bis der Tod sie schied: mit Hunter S. Thompson.

Handschellen

Von Henryk M. Broder — Weniger Polizeipräsenz statt weniger Kriminalität.



Als Klaus Wowereit im Dezember 2014 nach dreizehn Jahren sein Amt als Regierender Bürgermeister von Berlin aufgab, hinterliess er dreierlei: eine Baustelle namens Berliner Flughafen, einen Schuldenberg von fast sechzig Milliarden Euro und den Satz: «Berlin ist arm, aber sexy.»

Wowereits Nachfolger Michael Müller, ebenfalls SPD, scheint aus anderem Holz geschnitzt. In einem Interview mit dem Deutschlandfunk sagte er vor ein paar Tagen, «Bildung, Wohnen und Arbeit» müssten wieder zu «Kernthemen» sozialdemokratischer Politik werden. Man habe 50 000 «gute Arbeitsplätze in der Wirtschaft und in der Wissenschaft schaffen können» und es gebe heute «40 000 mehr städtische Wohnungen als zu Beginn der Legislaturperiode».

Berlin ist also nicht mehr so arm wie am Ende der Ära Wowereit, aber immer noch sehr sexy. Und dafür, dass es so bleibt, sorgt nicht der Regierende Bürgermeister, sondern ausgerechnet der amtierende Polizeipräsident, der Ende Mai verfügt hat, dass ein «Problembezirk», in dem rund um die Uhr Prostituierte anschaffen und Drogenhändler ihre Geschäfte machen, nicht mehr als «kriminalitätsbelasteter Ort» (KBO) geführt wird. Es ist die Gegend rund um die Kurfürstenstrasse, die den südlichen Teil des Bezirks Tiergarten mit dem nördlichen Teil des Bezirks Schöneberg verbindet, ein weitgehend rechtsfreier Raum. Für die «dort eingesetzten Beamten», schreibt die *Welt*, bedeutet die Entscheidung des Polizeipräsidenten, «dass sie keine verdachtsunabhängigen Personen-, Fahrzeug- oder Taschenkontrollen mehr durchführen» und nur noch flanieren dürfen, bis jemand laut um Hilfe schreit. «Eine harte Hand» sei «in Berlin dort nicht gewollt», sagt ein Polizeibeamter, man wolle sich «ja als überaus liberal verkaufen».

Deswegen würden den Polizisten «quasi Handschellen angelegt».

Einfacher ausgedrückt: Da man die Zustände nicht ändern kann, will man wenigstens das Image verbessern. Weniger Polizeipräsenz statt weniger Kriminalität. Ebenso gut könnte man eine Mülldeponie zu einem Naherholungsgebiet erklären. Berlin, ick liebe dir!

Chancen des Austritts

Von Kurt Schiltknecht — Ob Brexit, Euro oder Personenfreizügigkeit: Es ist langfristig teurer, sich an den Fehlkonstruktionen der EU zu beteiligen, als sich freizuschwimmen.

Die Debatten im Brexit-Zusammenhang gleichen jenen, die über die Einführung des Euro, den Beitritt der Schweiz zum Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) oder die Folgen der Masseneinwanderungsinitiative (MEI) geführt worden sind. Sobald eine solche Entscheidung ansteht, werden die Bürger mit einer Vielzahl von Prognosen über die Auswirkungen konfrontiert. Zurzeit malen die meisten Ökonomen, die englische Regierung und – wen erstaunt's – die internationalen Organisationen ein rabenschwarzes Bild von den Folgen eines Brexit. Nach ihrer Meinung müssten sich die Engländer auf niedrigere Löhne, tiefere Häuserpreise und ein geringeres Wachstum einstellen.

Solche interessengebundenen Prognosen haben sich in der Vergangenheit meistens als falsch herausgestellt. Das wird auch diesmal so sein. Es wird zu wenig beachtet, dass sich nach einem Brexit die wirtschaftspolitischen Rahmenbedingungen der englischen Wirtschaft verbessern können. Für eine aussagekräftige Kosten-Nutzen-Analyse braucht es Annahmen über die Wirtschaftspolitik Englands und der EU nach einem Brexit. Wenn beispielsweise davon ausgegangen wird, dass die EU nicht in der Lage ist, langfristig eine gute Geld-, Fiskal- und Ordnungspolitik zu verfolgen, dann ist ein Brexit sinnvoll. Denn die kurzfristigen Kosten eines Austritts sind im Verhältnis zu den langfristigen Wachstumschancen, die eine gute nationale Wirtschaftspolitik eröffnet, gering. Angesichts der Überschuldung im EU-Raum, der Unfähigkeit von Ländern wie Frankreich, ihre Arbeitsmarkt- und Produktivitätsprobleme zu lösen, der Überregulierung oder der Hilflosigkeit bei den Migrationsproblemen kann man nicht davon ausgehen, dass sich die Wirtschaftspolitik der EU auf absehbare Zeit verbessern wird.

Wie wichtig solche Annahmen über die künftige Wirtschaftspolitik sind, lässt sich rückblickend auch anhand der Diskussionen zeigen, die im Zusammenhang mit der Schaffung der Gemeinschaftswährung Euro geführt worden sind. Auch damals präsentierten viele Ökonomen, Regierungen und Notenbanken Studien über die riesigen Vorteile, die ein Beitritt zur Euro-Zone mit sich bringen würde. So wurde behauptet, die Ausschaltung der Wechselkursschwankungen

würde den Aussenhandel dramatisch begünstigen und zu deutlich höheren Wachstumsraten in den beteiligten Ländern führen. Die Warnung unabhängiger Ökonomen, dass die Preisgabe der eigenen Geldpolitik die Lösung nationaler Wirtschaftsprobleme schwierig mache, wurde ebenso in den Wind geschlagen wie die Vorhersage, dass eine Einheitswährung in einem wirtschaftlich und politisch heterogenen Wirtschaftsraum zu einem Auseinanderklaffen beim Wachstum und damit zu politischen Spannungen führen würde.

Bilaterale? Kündigung riskieren

Die Probleme im Euro-Raum illustrieren, wie gefährlich es ist, wenn bei Entscheidungen über die Preisgabe nationaler Souveränität nur die kurzfristigen und offensichtlichen Kosten berücksichtigt werden. Viel wichtiger sind die langfristigen Vorteile, die ein Festhalten an

der Eigenständigkeit gegenüber dem Mittun in einem internationalen Wirtschaftsverbund mit sich bringt. Als das Stimmvolk 1992 den EWR-Beitritt ablehnte, sahen die Befürworter das Ende der Schweizer Wirtschaft gekommen. Knapp ein Vierteljahrhundert später steht diese dank ihres Alleingangs im internationalen Vergleich hervorragend da, auch wenn das Abseitsste-

hen ab und zu Kosten verursacht hat.

Wenn heute die Wirtschaft und viele Politiker die Kontrolle über die Einwanderung wegen möglicher Auswirkungen auf die bilateralen Verträge preisgeben möchten, ist dies aus kurzfristiger Optik nachvollziehbar. Da aber die langfristigen Kosten eines freien Personenverkehrs viel höher sind, muss das Risiko einer Kündigung der bilateralen Verträge eingegangen werden. Ohne Regulierung der Zuwanderung wird das Volkseinkommen insgesamt zwar stärker wachsen, dafür nimmt die Produktivität der Wirtschaft ab, und die Löhne vor allem der weniger qualifizierten Arbeitskräfte sinken. Der Wohlstand und die Wettbewerbsfähigkeit gehen zurück.

Wenn die Gewerkschaften glauben, mit einer teuren Überwachungsbürokratie diese Entwicklung im Arbeitsmarkt verhindern zu können, irren sie sich gewaltig. Die Marktkräfte setzen sich langfristig immer durch. Deshalb wäre es an der Zeit, emotionslos über eine erfolgversprechende schweizerische Einwanderungspolitik zu diskutieren.



Rückzug in den Terror

Von Kurt Pelda — Der Islamische Staat (IS) könnte im Irak militärisch weiter zurückgedrängt werden. Die Schlappen in seinem Kerngebiet verschärfen allerdings die Terrorgefahr im Westen.

Seit zwei Wochen versuchen Armee und Anti-Terrorismus-Einheiten des Irak, Falludscha zu erobern. In der symbolträchtigen Stadt im sogenannten sunnitischen Dreieck hat sich die Terrorgruppe Islamischer Staat (IS) verschanzt. Nach heftigen Kämpfen soll die Koalition aus Regierungstruppen und Milizen inzwischen in die südlichen Aussenbezirke eingedrungen sein – dank amerikanischer Luftunterstützung. Weil die Stadt mit Befestigungen, Sprengfallen, Scharfschützenestern und Tunnels gut verteidigt ist, kommt die Offensive nur langsam voran.

Sowohl in der Armee als auch bei den mit ihr verbündeten Milizen dienen neben Schiiten auch zahlreiche Sunniten. Dennoch wird der Angriff auf Falludscha, die Hochburg der Sunniten westlich von Bagdad, von vielen Sunniten nicht nur als Versuch der Befreiung vom IS wahrgenommen. Vielmehr befürchtet die sunnitische Minderheit, bei einem Sieg der Streitkräfte von der schiitischen Mehrheit massakriert oder zumindest diskriminiert zu werden.

Von einer Niederlage zur nächsten

Der IS benützt Zivilisten in Falludscha als menschliche Schutzschilde; wenn die Gepeinigten flüchten und in die Hände schiitischer Milizionäre geraten, drohen Schläge und manchmal Folter und Exekutionen. Das kommt dem IS insofern entgegen, als es den Terroristen damit leichter fällt, sich als Schutzmacht der Sunniten aufzuspielen. Die mehrheitlich schiitischen Milizen halten sich bei der laufenden Offensive zwar noch im Hintergrund, nicht zuletzt weil die Amerikaner sich weigern, Luftangriffe zu ihrer Unterstützung zu fliegen.

Sollte es aber nicht bald gelingen, Falludscha einzunehmen, werden die Schiitenmilizen eingreifen. Sie sind zahlenmässig stark, sind vom Iran ausgerüstet und trainiert und vor allem: ruchlos. Was die Brutalität angeht, sind sie kaum besser als der IS. Unter den Milizenchefs dieser sogenannten Popular Mobilization Units befinden sich auch solche, die auf der Terrorliste der USA stehen.

Der heftige Widerstand in Falludscha kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass der IS im Irak kürzlich eine Niederlage nach der andern kassiert hat. So verlor er die sunnitischen Städte Tikrit, Ramadi und Hit sowie die wichtige Erdölraffinerie von Baidaschi. Falludscha liegt nicht nur sehr nahe der

Hauptstadt Bagdad, sondern hat für alle Konfliktparteien Symbolcharakter. Vor zwölf Jahren gelang es den amerikanischen Okkupationstruppen erst im zweiten Anlauf, die Stadt am Ufer des Euphrats endgültig einzunehmen – aus den Händen von Kampfgruppen, die heute im IS aufgegangen sind. Lange nach dem Abzug der Amerikaner aus dem Irak eroberte der IS Falludscha Anfang 2014 zurück, noch vor seinem Siegeszug im selben Jahr, der mit der überraschenden Einnahme von Mossul im Norden des Landes gekrönt wurde.

Wie im Irak haben es die USA versäumt, tragfähige Allianzen zu schmieden.

Doch selbst wenn Falludscha bald fallen sollte, ist der Weg bis nach Mossul noch weit. Das liegt nicht allein an den innerirakischen Bruchstellen – sunnitische Araber im Westen, Kurden im Norden –, sondern vor allem an der Lage im benachbarten Syrien. Wie im Irak haben es die USA auch dort versäumt, tragfähige Allianzen mit den sunnitischen Arabern zu schmieden, obwohl die meisten Syrer den IS klar ablehnen. Stattdessen stützt sich Washington fast ausschliesslich auf die Kurden,

die aber anders als ihre Verwandten im Nordirak eine sehr enge Allianz mit der kurdischen Arbeiterpartei (PKK) in der Türkei eingegangen sind.

Die Türkei und ihr Präsident Erdogan versuchen deshalb alles, um den weiteren Vormarsch der syrischen Kurdenmilizen zu verhindern. Das widerspricht den Interessen Amerikas und hat dazu geführt, dass der IS immer noch ein Stück von etwa 70 Kilometern der türkisch-syrischen Grenze kontrolliert. Durch diesen Grenzstreifen verlaufen die letzten Nachschublinien der Terrororganisation, und erst wenn diese blockiert sind, kann man ernsthaft an eine Offensive gegen die IS-Hochburgen Mossul und Raqqa denken. Mit dem Vorstoss auf Manbidsch in der syrischen Provinz Aleppo sind die mit der PKK verbündeten Kurdenmilizen allerdings auf gutem Weg, dem IS Nachschub- und Fluchtwege abzuschneiden.

Rachegelüste im Ramadan

In Syrien steht der IS also unter noch grösserem Druck als im Irak. Seine Offensivkapazitäten hat er zwar noch nicht eingebüsst, wohl aber die Fähigkeit, an mehreren Fronten gleichzeitig länger anhaltende Grossoperationen durchzuführen. Dafür fehlen der Terrororganisation die Kämpfer. Die Terrainverluste werden den IS aber nicht davon abhalten, weitere Terroranschläge im Ausland zu verüben – im Gegenteil. Dem IS ist es jetzt ganz wichtig, zu zeigen, dass er nicht tödlich getroffen ist und er immer noch zurückschlagen kann – gegen weiche Ziele in Europa und anderswo.

Im soeben angelaufenen Fastenmonat Ramadan ist das Anschlagrisiko deshalb so hoch wie noch nie.



Heftige Kämpfe: Soldaten helfen irakischen Familien bei der Flucht aus Falludscha.

Vom Unwohlsein der Sieger

Von Christoph Mörgeli

Die Asylgesetzrevision ist vom Souverän mit satter Mehrheit angenommen worden. Eine Schlappe für die SVP. Und bei weitem nicht die erste Schlappe für die SVP. Auch das Krankenversicherungsgesetz kam bei den Bürgern durch. Weil sie den Regierenden glaubten, dass die Prämien nicht steigen würden. Auch die Personenfreizügigkeit wurde an der Urne akzeptiert. Weil das Volk dem Bundesrat vertraute, dass nur etwa 10 000 Personen jährlich aus der EU zuwandern würden. Auch der Vertrag von Schengen/Dublin fand eine Mehrheit. Weil sich die Bürger überzeugen liessen, dass das System funktioniere und weniger Asylbewerber bleiben könnten.

Jetzt stehen die Abstimmungssieger in der Pflicht. Sie haben dem Volk vollmundige Versprechungen gemacht. Ab sofort wird genau beobachtet, ob die Asylverfahren mit Bundeszentren, Gratisanwälten und Enteignungsmöglichkeiten kürzer und billiger werden. Den Siegern ist unwohl. Die CVP sagte bereits am Abstimmungssonntag, sie wolle wieder Grenzkontrollen einführen und Asylbewerber aus sicheren Schengen-Staaten zurückweisen. In einem bizarren Auftritt verlangte die FDP – wohlweislich am Tag nach der Abstimmung – ein Bündel von Asylverschärfungen. Und zeigte damit, was die Revision wirklich taugt.

Kein Journalist fragt nach, auf welchen Knopf Philipp Müller, Petra Gössi oder Gerhard Pfister im Nationalrat gedrückt haben, als genau jene SVP-Forderungen zur Abstimmung kamen, die sie jetzt auch verlangen. Die Mitteparteien sind pfefferscharfe Theoretiker, aber daunenflauschige Praktiker. Genau dafür lassen sie sich dann von den Medien als vernünftige Problemlöser abfeiern. Ganz im Gegensatz zu den hirnlosen Holzköpfen zu ihrer Rechten.

Kantone und Gemeinden waren auch für die Asylgesetzrevision. Sie hoffen, vor allem der Bund werde zur Kasse gebeten. Auch die FDP will mehr Bundesgelder. Ein Kurzschluss. Die Scheinflüchtlinge werden vorläufig aufgenommen und auf die Gemeinden verteilt. Sie sind gekommen, um zu bleiben. Innert Kürze sind die Gemeinden zahlungspflichtig und müssen die Steuern erhöhen, weil die Asylbewerber vom Sozialstaat leben. Es ist wie bei der Krankenversicherung, der Personenfreizügigkeit und bei Schengen: Die SVP hat verloren. Aber sie hat leider recht. Noch herrschen leise Bauchschmerzen. Laut wird's erst, wenn die Koliken einsetzen.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Ajatollah aus der Kirschtorte

Von Peter Bodenmann — CVP-Präsident Gerhard Pfister will alle Asylsuchenden nach Italien zurückschicken.



Die Grenzen werden, gegen den Willen des Papstes, vernagelt: CVP-Nationalrat Pfister.

Es lohnt sich, auf die jüngere Geschichte zu blicken. 1970 brummte die Konjunktur. 46 Prozent der Schweizer (Schweizerinnen hatten wegen der christlichen Grundwerte noch kein Stimmrecht) stimmten für und mit James Schwarzenbach. 300 000 Italiener, Spanier und Portugiesen hätten die Koffer packen müssen.

Darauf hatten die fremdenfeindlichen Initiativen von Valentin Oehen nicht den Hauch einer Chance. Weil die Konjunktur umgeschlagen hatte. Verglichen mit den Initiativen von Schwarzenbach und Oehen sind die bisher angenommenen SVP-Initiativen Nasenwasser. Seit Spätherbst 2015 läuft es wirtschaftlich nicht mehr rund. Wir haben mehr Erwerbslose als Bayern und Baden-Württemberg. Die SVP hat daher zurzeit einen mehr als schlechten Lauf.

Niederlage 1 — Die Durchsetzungsinitiative macht nicht mehr Stimmen als der Juso Molina.
Niederlage 2 — Alleinunterhalter Salvisberg kommt mit seinem Service public auf gleich viel Stimmen wie die angeblich stärkste Partei der Schweiz mit ihrem Kernthema.

Niederlage 3 — Nur eine kleine radikale Minderheit will die Milchkuh für mehr Strassenbau schlachten.

Zu Schwarzenbachs Zeiten war die Schweiz real weit fremdenfeindlicher als heute. Dem Staubsauger Blocher gelang es – im Gegensatz zum radikaleren Schwarzenbach –, das schrumpfende fremdenfeindliche Potenzial zu sammeln:

Republikaner weg, Schweizer Demokraten futsch, Autopartei verschrottet, Fremdenfeinde aus CVP und FDP aufgesogen.

Eigentlich würde jetzt die Stunde der CVP schlagen. Sie müsste die BDP und die Grünliberalen friedlich eingemeinden. Und zur Partei aller Vernünftigen und Bedächtigen werden.

Daraus wird mit Gerhard Pfister, dem Ajatollah aus der Zuger Kirschtorte, nichts. Der neue CVP-Präsident schreibt die BDP ab. Die verbleibenden Grünliberalen sollen zu den Freisinnigen abdösen. Die Grenzen werden – gegen den Willen des Papstes – vernagelt. Und die Schweiz soll sich subito auf jene christlichen Werte besinnen, die zu Kreuzzügen und Holocaust geführt haben. Immer mehr Schweizer sind Agnostiker oder Atheisten. Schweizer Muslime glauben und praktizieren weniger als Katholiken. Trotzdem wird die halbwegs aufgeklärte Schweiz nicht nur von Bischof Huonder und selbsternannten Bieler Imamen belästigt. Sondern neu auch von Gerhard Pfister.

Man hätte die Vertreter aller Religionen, in denen Frau und Mann nicht die gleichen Rechte haben, am 1. Juni 2016 mit einem Gotthardtunnel-Verbot belegen müssen. Dann hätte Gerhard Pfister in einem der zwei verbleibenden Erstfelder Restaurants einen Kafi Träsch trinken müssen. Zusammen mit dem Abt und dem Imam.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Bohren für die Welt

Von Kurt W. Zimmermann — Dass wir das noch erleben durften: Unsere Journalisten im patriotischen Rausch.

Epochale Ereignisse schlagen sich in den Medien oft in neuartigen Stilformen nieder. Das war auch letzte Woche nicht anders.

Wir erlebten die Wiederkehr des Presse spiegels.

Der Pressespiegel war jahrhundertlang ein festes Element des Medienschaffens. In den Zeitungen stand, was in den anderen Zeitungen stand. Vom Vertrag von Versailles bis zur Erstbesteigung der Eigernordwand war die Presseschau ein unverzichtbares redaktionelles Gefäss. Dann geriet sie zunehmend in Vergessenheit.

Am Gotthard erlebte der Pressespiegel nun eine triumphale Renaissance. Verzückt druckten die Schweizer Zeitungen ab, was ihre ausländischen Kollegen zum Tunnel sagten. «Die kleine Schweiz beschämt den Rest Europas» (*Frankfurter Allgemeine*). «Wie ein Schweizer Uhrwerk» (*La Repubblica*). «Die Schweiz lässt Deutschland alt aussehen» (*Die Welt*). «Die Schweizer erobern die Alpen» (*New York Times*).

Nun schoss das patriotische Pathos auch den heimischen Schreibtischtätern heftig in den Federkiel. «Das Loch der Zuneigung» entdeckte etwa die *Basler Zeitung*. «Mit dem Tunnel aus dem Loch» kam für die *Südostschweiz* das eigene Land.

Besonders überraschend hielt ein neues Wort Einzug in die Spalten, das dort seit Jahrzehnten tabuisiert war. Es war das S-Wort.

«Stolz und Tränen», titelte der *Blick*. «Ein Tag, auf den das Land stolz sein kann», kommentierte jubelnd das *St. Galler Tagblatt*. Fast vor Stolz platzte auch der Kommentator im *Tages-Anzeiger*: «Das war ein grosser Tag für die Schweiz. Es war ein Schweizer Tag.»

Das sind tatsächlich neue Töne. Seit den neunziger Jahren war Vaterlandsstolz im Journalismus ungefähr so verbreitet wie der Protestantismus im Vatikan. Egal, um welche Themen es ging, ob um Bankgeheimnis, Asylpolitik, Flugverkehr oder Währungspolitik, immer applaudierten die Medien den Kritikern des Landes. Immer waren wir, obwohl objektiv ungleich erfolgreicher als der Rest, die Deppen.

Wenn in Brüssel, Paris oder Berlin irgendein EU- oder Landes-Apparatschik sich kritisch zur Schweiz äusserte, waren ihm huldvolle Schlagzeilen gewiss. Die helvetischen Journalisten schrieben mit Tunnelblick über das Zerrbild des «Schurkenstaats Schweiz» (*Sonntagsblick*) und über die Schweiz «zum Schämen» (*Mittelland-Zeitung*). Sie waren perma-



Gesellschaftliche Trends: alt Bundesrat Ogi.

nent scharf auf externe Bestrafung: *fifty shades of red and white*.

Besonders im Stress waren unsere Journalisten stets, wenn sich ausländische Autoren-Autoritäten wie Tony Judt, Wolfgang Koydl, Rolf Hochhuth und Tyler Brülé zu Lobeshymnen auf dieses Land hinreissen liessen. Man unterstellte ihnen dann jeweils eine Art dumpfe Wahrnehmungstrübung.

Medien erkennen zwar gesellschaftliche Trends. Aber sie erkennen sie stets erst mit grosser Verzögerung. So wie sie das Ende der Willkommenskultur und das Ende supranationaler Freuden erst mit Verspätung erkannten, so verschliefen sie auch die mentale Rückkehr zum Nationalismus. Die Leser sind stolz auf das eigene Land, die Lieferanten der Leser können sich dem nicht dauernd verschliessen.

Natürlich brauchte es am Gotthard noch etwas Selbstüberwindung. Es brauchte ein Alibi für den Patriotismus. Man konnte den Nationalstolz als globalisierte Charity überschminken. Wir bohrten den Tunnel nicht für uns, wir bohrten für die Welt. Das Loch war ein «Geschenk an Europa», wie die Medien pathetisch posaunten.

So können wir nur hoffen, dass die Schweizer Fussballer an der EM nicht plötzlich gut spielen. Das wäre dann kein «Geschenk an Europa». Das wäre, viel schlimmer, ein Geschenk an uns.

Vergessen

Von Beatrice Schlag — Lernen aus der Vergangenheit?

Die Antwort ist vorwiegend ein tristes Nein, wenn es um unser Liebesleben geht. Das Wort «Beuteschema» mag dumm scheinen, weil es meist auf Äusserlichkeiten reduziert wird. Aber wenn man



es auf Eigenschaften der Person erweitert, die man sich gerne angeln würde, weiss jeder, dass man so gut wie immer nach dem Gleichen Ausschau hält: Narzissten, Kontrollfreaks, charmante Traumtänzer, intellektuell brillante Kühlschränke, dominierende Egos, körperlich umwerfende Gestalten – je nach Vorliebe. Gilt für Männer und Frauen. Unsere Erinnerung, dass es nicht gut endete mit der letzten und vorletzten Person, die so war, ändert nichts daran. Wer auf Fantasie steht, wird einem realistischen Partner eine Weile dankbar sein, dass er Sinn für den Alltag hat, und sich irgendwann sehr langweilen. Der klügste Rat, den ich je zum Thema Partnerschaft hörte: «Wenn du dich mit ihm/ihr nicht entspannen kannst, zieht nicht zusammen.» Das ist ein psychologisch vermutlich sehr undifferenziertes Kriterium. Trotzdem Gold wert. Stress beim Heimkommen nach Stress im Job ist nur begrenzt zu verkräften.

Zurück zum Thema «Lernen aus der Vergangenheit». Der amerikanische Schriftsteller David Rieff, Sohn der Autorin Susan Sontag, schrieb ein provozierendes und sehr kluges Buch darüber, dass es einfach nicht wahr ist, dass wir aus der Geschichte lernen. Und dass das vielleicht nicht nur ein Unglück ist. Vom spanischen Philosophen George Santayana stammt der Satz, der allen irgendwie im Kopf ist: «Wer sich nicht an seine Vergangenheit erinnert, ist verurteilt, sie zu wiederholen.» Rieff sagt, der berühmte Satz habe zwei Komponenten: einerseits die moralische, die mit Horror zu tun habe und mit Respekt vor den Opfern, und gleichzeitig den empirischen Anspruch, dass Menschen, die sich erinnern, nicht Gefahr laufen, je wieder Täter oder Opfer zu werden.

Letzteres, sagt er, sei einfach ein Humbug. Der Massenvernichtung der Juden durch Nazi-Deutschland folgten Völkermorde in Kambodscha und Ruanda, um nur zwei zu nennen. «Wir lernen gar nichts aus der Vergangenheit», sagte Rieff in einem Interview. «An alle, die etwas anderes behaupten, habe ich nur eine Frage: Syrien?»

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man die Einladung eines Freundes zu einem Konzert von dessen eigener Band ausschlagen, wenn einem der Musikstil überhaupt nicht gefällt? Und wie sagt man es ihm?
Maurice Zäuner, Meilen

Ein echter Freund ist ein Mensch, der mir Klar-textansagen macht und nicht mit Patisserie-Talk kommt. Die Schweizer müssen noch lernen, ohne schlechtes Gewissen nein zu sagen, und merken, dass dies zu ihrem Vorteil ist. In diesem Fall würde ich Folgendes sagen: «Mein lieber Freund: Du kochst gut, unsere Gespräche sind mir wichtig, du warst immer da, wenn ich dich brauchte, aber *please* verschon mich mit deiner Band. Ich steh auf andere Musik und wäre ein mieser Gast. Also, hab Spass, hau rein und sei froh, dass ich nicht da bin. Wir treffen uns zum Boccia-Spiel *next week*.»
Chris von Rohr

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Wenn wir noch wertvolle Nahrungsmittel hätten, würden wir viel weniger krank.» *Karl B. Rietmann*

Merkbar schwerer

Nr. 22 – «Wider das Laster»; Markus Schär über die Massnahmen des Bundes zur Förderung der Gesundheit

Wenn wir noch wertvolle Nahrungsmittel hätten, würden wir viel weniger krank. Aber die vielen «kreativen Destruktionen», die uns die Geschulten entwickelt haben, zeigen nun voll ihre Wirkung. Als Beispiel: Der in den siebziger Jahren übernommene sogenannte amerikanische Hybridweizen führte bereits in den achtziger Jahren zu einer merkbaren Gewichtszunahme bei der Bevölkerung. Alles Weitere im Aufsatz Besprochene hat auch seine Ursachen.
Karl B. Rietmann, Herisau

Richtige Richtung

Nr. 22 – «Religionsfreiheit ist überholt»; Kommentar von Rico Bandle

Endlich stellt jemand die Religionsfreiheit zur Diskussion. Wenn die Religion als Gesetz betrachtet und über unsere Konstitution gestellt wird, ist Religionsfreiheit nicht mehr möglich. Dass die Streichung derselben aus der Bundesverfassung das Problem lösen kann, glaube ich nicht. Aber es wäre schon mal ein gewisser Beitrag in die richtige Richtung.
Annarosa Rezzonico, Ponte Capriasca

Da wir einer religiös aufgeladenen Zeit entgegensehen, glaube ich nicht, dass es sinnvoll ist, die Religionsfreiheit aus der Bundesverfassung zu streichen. Denn wenn wirklich einmal dreissig bis vierzig Prozent Muslime im Land leben sollten, werden die Fanatischen unter ihnen immer unverhohlener ihren Glauben und seine gesellschaftlichen Forderungen ausleben, und die Diskriminierung der Ungläubigen und der Andersgläubigen wird derart zunehmen, dass wir noch einmal froh sein werden um unsere Bundesverfassung mit dem Grundrecht der Religionsfreiheit. Denn in einer solchen Zeit müssen vor allem Religionen respektive ihre Gläubigen geschützt werden und nicht nur Meinungen. Die Meinungsfreiheit genügt dann eben nicht mehr.
Beat Meister, Hochdorf

Unreife Mediendemokratie

Nr. 22 – «Gesinnungs-Mafia»; Editorial von Roger Köppel

Deutschland sei ja noch eine junge Demokratie, heisst es fast nachsichtig. Ich darf ergänzen: Es ist eine unreife Mediendemokratie, die es leider nicht versteht, mit der nötigen Gelassenheit und Souveränität mit politischen Rändern links



«Kreative Destruktionen».

wie rechts umzugehen. Vergangenheitsbedingt tut man sich mit rechts freilich noch schwerer. Ein anderes gutes Beispiel lieferte kürzlich die Landtagswahl in Rheinland-Pfalz: Ein SPD-Spitzenpolitiker verweigerte vor laufenden Kameras einer frischgewählten AfD-Abgeordneten den Handschlag. (Schon wieder ein verweigerter Handschlag – das kennen wir doch.) Die Szene wirkte unreif, kindisch, wenig gentlemanlike und undemokratisch. Ob nun Herr Gauland die Verteidigung wirklich verdient, steht auf einem anderen Blatt. Als Politik-Profi hätte er in diese Falle nicht tappen dürfen. Vergleiche mit dem Dritten Reich und/oder Rassismusverdacht sind beliebte Fallstricke, die Politikern in Deutschland traditionell zum Verhängnis werden und schon manche Karriere abrupt beendet haben. Da kommt so ein Patzer von einem AfD-Politiker, aus dem man einen «Skandal» konstruieren kann, gerade recht.
Alexander B. Bühlow, Zihlschlacht

Der deutsche Gesinnungsterror der Linken hat ja erst die Aufweichung und die Ausserkraftsetzung des deutschen Rechtsstaates möglich gemacht. Man muss ja vorbildlich sein, in jeder Lebenslage. Natürlich gibt es Gesetze, aber bei Flüchtlingen darf man da nicht so genau sein – man muss ihnen ja erst unsere Werte beibringen –, das hat man am besten am Silvester in Köln gesehen. Inhaltliche Debatten über ein Thema sind in Deutschland schwierig geworden. Trotzdem glaube und hoffe ich, dass die AfD erfolgreich sein wird. Ich kann es nur aus der Sicht einer wütenden

Österreicherin beschreiben. Für die Asylunterkünfte gelten in Österreich nicht dieselben strengen Brandschutzmassnahmen wie in der Bauordnung. Damit etabliert man meiner Meinung nach einen Staat mit zwei unterschiedlichen Rechtssystemen, denn es gibt ja noch mehr unterschiedliche Gesetze. Aber anders als durch den Druck der Bilder von flüchtenden Menschen, die deren Elend zeigen, die Macht und das positive Image der daran beteiligten NGOs wäre es nie möglich gewesen, durchzusetzen, dass diese De-facto-Einwanderung in der ersten Stufe von der Bevölkerung toleriert wird. Nach und nach überholt so manche Leute dann die Realität – das Schlimme daran ist, dass die Presse immer noch stur am linkslastigen Kurs festhält und dieser wahrscheinlich noch ärger werden wird, auch wenn der Staat damit untergeht. *Petra Bammer, Gmunden (Österreich)*

Emotionen pur

Nr. 22 – «Damenprogramm»; «Im Auge»
von Peter Hartmann

Auch für Zeitgenossen mit linkem Gedankengut gibt es gute Gründe, die *Weltwoche* zu lesen. In meinem Falle sind dies zum Beispiel die Beiträge ohne allzu ernsthaften Inhalt, die jedoch rein sprachlich einiges hergeben und köstlich zu lesen sind, wie jener über den Schattengatten von Peter Hartmann. Oder Artikel, über die man sich so herrlich echauffieren kann, weil sich beim Lesen Unmut breit macht. Und im Nachhinein kann Mann/Frau sich in den Leserforen austoben und wieder abregen. Emotionen pur.

Markus Spycher, Bern

Selbstredend: Interviews werden von Joachim Sauer (dem Gatten von Bundeskanzlerin Angela Merkel) abgelehnt. Es könnten unangenehme Fragen gestellt werden. Zum Beispiel: «Wie war es als Reisekader an der dunkelroten Berliner Uni?» Kollegen, die sich nicht unterwerfen, hatten keine Chancen auf eine Karriere und waren froh, in den Westen zu entkommen, um in einer freien Welt arbeiten zu können.

Walter Rehm, Riehen

Beachtliches Einfühlungsvermögen

Nr. 22 – «Polemische Stimmungsmache»;
Interview mit Kunstanwalt Alexander Jolles

Der Artikel erlaubt Anwalt Alexander Jolles Unterstellungen, etwa dass Beltracchi ein erfolgloser Künstler sei und dass er Rache an der vermeintlichen Ignoranz der Experten übe und gängige Ressentiments bediene. Beltracchi wurde als Fälscher von Unterschriften namhafter Künstler (d. h. als Dokumentenfälscher) mit sechs Jahren Haft juristisch hart bestraft, und zusätzlich muss er Schadenersatz im mehrstelligen Millionenbereich als Resti-

tution leisten. Zur Klarstellung: Man kann rechtlich niemanden belangen, der Kunstwerke kopiert und selbst signiert. Beltracchi hat aber niemals kopiert, sondern neue Kunstwerke geschaffen, die er im Sinne des Originalkünstlers interpretiert hat. Diese wurden, als vermisste oder im Kunstverzeichnis nicht aufgeführte Werke, durch namhafte, vom Markt anerkannte Experten als Originale eingestuft und anerkannt. Dies bedarf handwerklichen Könnens, aber viel wesentlicher noch einer beachtlichen Einfühlung in die Gefühlswelt der betroffenen Künstler. Beltracchi hat sein Handwerk nicht als Rache am Kunstestablishment gesehen. Bei wiederholter Übung hat es sich jedoch erwiesen, dass die Überheblichkeit und Ignoranz ausgewiesener Kunstexperten (oder auch die Begierde nach neuen Werken) entlarft worden sind. Künstlerische Interpretation und gutes Handwerk bergen noch immer Geheimnisse.

Roman Caspar, Riehen

Kriegsgefangene ermordet

Nr. 21 – «Hemingway»;
Editorial von Roger Köppel

Über Hemingways literarische Grösse braucht man nicht zu streiten. Trotzdem sollte man nicht ausblenden, dass er sich damit brüstete, wehrlose deutsche Kriegsgefangene ermordet zu haben, die teilweise im Alter seines eigenen Sohnes waren. Nachzulesen zum Beispiel in den «Selected Letters 1917–1961».

Thomas Veigel, Rheinau-Freistett (Deutschland)

Korrigenda

In der letzten Ausgabe (Nr. 22/16) berichteten wir, HRH Princess Eugenie of York besuche die Art Basel. Die Verantwortlichen der Messe legen Wert darauf, festzuhalten, dass Princess Eugenie wegen der Unaid's-Gala nach Basel komme. Diese sei mit der Kunstmesse jedoch nicht verbunden. Wir bitten um Entschuldigung. *Die Redaktion*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



FÜR IT-SPEZIALISTEN, DIE «UP TO DATE» SIND



DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

itjobs.CH
KARRIERE AUF SICHER

WWW.ITJOBS.CH

Jägerpräsident prügelt Fuchs zu Tode

Nationalrat Lorenz Hess, Präsident des Berner Jägerverbandes, hat einen angeschossenen Fuchs mit zahlreichen Stockhieben totgeprügelt. Jagdkenner und Tierschützer sind schockiert über den Verstoss gegen Gesetz und Weidgerechtigkeit. Hess verteidigt sich. *Von Christoph Mörgeli und Philipp Gut*



«Nicht die weidmännische Art»: Jäger und BDP-Nationalrat Hess.

Ein Handy-Video hält die Szene fest: Der oberste Berner Jäger Lorenz Hess, mit Schrotflinte auf Fuchspirsch im Berner Oberland, hält einen offensichtlich angeschossenen Fuchs an den Beinen und schlägt mit zahlreichen heftigen Stockhieben auf dessen Kopf ein. Auf Anfrage der *Weltwoche* bestätigt Hess den Vorfall. Er vermute, dass die im Video festgehaltenen Szenen «hässlich» aussähen. Er habe den Fuchs nicht selber angeschossen – sondern ein Jagdkollege habe das getan –, er sei dann aber zu ihm hingeeilt. Gemäss einer zweiten

schriftlichen Version will Hess realisiert haben, «dass in der Nähe ein Schuss abgegeben wurde». Das Tier habe sich nicht mehr bewegt, er sei überzeugt gewesen, dass es tot sei, glaubte dann aber, Regungen wahrzunehmen. Umso merkwürdiger bleibt die Tatsache, dass Hess trotzdem mehrfach mit einem Stock auf den Fuchs einschlug. «Im Nachhinein betrachtet, war diese Intervention vielleicht nicht nötig», sagt Hess. «Wahrscheinlich» sei der Fuchs bereits «klinisch tot» gewesen, als er auf ihn eindrosch.

Hat der Präsident des Berner Jägerverbands aus also purer Freude am Zuschlagen gehandelt? Das Video könne diesen Eindruck vermitteln, sagt Hess. Aber es sei ihm weder um «Tierquälerei» noch um «Lust» an der Ausübung von schierer Gewalt gegen ein wehrloses Lebewesen gegangen. Es habe sich um einen «Situationsentscheid» gehandelt. Und wenn man sich entscheide, zu handeln, dann müsse man es «richtig machen». Damit will Hess die wiederholten Schläge erklären. Es sei ihm darum gegangen, sicher zu sein, dass das Tier wirklich tot sei.

Die Jagd mit Stöcken oder Pfählen entspricht allerdings nicht dem Stand der Kunst – das weiss auch Lorenz Hess. «Selbstverständlich ist das nicht die weidmännische Art», sagt er gegenüber der *Weltwoche*. Warum hat der oberste Berner Jäger den Fuchs dann nicht mit einem gezielten Schuss getötet? Hess bietet folgende Erklärung: Er sei im steilen Gelände ausgerutscht, und dabei hätten sich beide Läufe seiner Schrotflinte verschmutzt. Gewehre mit Dreck im Lauf seien ein «grosses Sicherheitsrisiko» und dürften nicht mehr benutzt werden. Als «naheliegendstes Mittel» habe er sich für die Variante «Genickschlag» entschieden.

Aber warum hat er als erfahrener Jäger sein Gewehr nicht unverzüglich gereinigt? Warum hat Lorenz Hess den Fuchs anstelle eines ebenfalls anwesenden Kollegen erlegt, wenn doch dieser auf das Tier geschossen hat? Warum hat nicht jener Weidmann, der den ersten Schuss abgefeuert hat, auch den tödlichen Fangschuss vollzogen? Warum hat Hess in angeblicher Ermangelung einer brauchbaren Waffe nicht die Flinte des Kollegen verwendet, die sich ja in brauchbarem Zustand befand? Und wenn der Fuchs angeblich «klinisch tot» war, hätte doch der Begleiter die fachmännische Tötung in aller Ruhe vornehmen können. Hess entgegnet, es sei ihm darum gegangen, das allfällige Leiden des Tiers sofort zu beenden, und er habe deshalb zum schnellstverfügbaren Mittel gegriffen.

Zieht Lorenz Hess aus dem Vorfall Konsequenzen und tritt er als Präsident des Berner Jägerverbands zurück? «Wenn ich ein grobes Jagdvergehen begangen hätte, dann müsste man über einen Rücktritt reden», sagt Hess. Aber das mehrfache Einprügeln auf den Fuchs mit einem Stock sei kein solch grobes Vergehen, findet der höchste Berner Jäger.

«Eine verdamnte Sauerei»

Max Straub, langjähriger Chef der Zürcher Fischerei- und Jagdverwaltung und selber aktiver Jäger, nennt das Einprügeln auf einen Fuchs eine «verdamnte Sauerei». Die von Hess angeführten Gründe bezeichnet er als «Ausredenvielfalt». Er, Straub, habe selber eine Kandidatin durch die Jägerprüfung fliegen lassen, weil sie einem angeschossenen Eichelhäher den Hals umgedreht habe, statt ihn weidgerecht zu erschiessen. Wenn ein Jäger selber Hand an die Tiere lege, gehe es ihm meist einzig darum, eine Patrone und damit einen oder zwei Franken zu sparen.

Füchse hätten generell ein langes, zähes Leben; wenn ein angeschossener Fuchs im «Wundbett» liege, müsse er mit einem gezielten Schrotschuss getötet werden. Und weiter meint der erfahrene Jäger: «In jedem Fall ist das Vorgehen von Nationalrat Hess zu verurteilen.» Das Jagdrecht erlaube es dem Jäger grundsätzlich, sich Wildtiere mittels Abschuss anzueignen, aber nicht durch Erschlagen. «Es

kommt leider immer wieder vor, dass Jäger aus irgendwelchen persönlichen Gründen auf den erlösenden Fangschuss von angeschossenen Wildtieren verzichten und die verletzten Tiere qualvoll erschlagen», berichtet Straub. Als Grund fürs Erschlagen werde hinter vorgehaltener Hand vielfach angeführt, ein Schuss führe zu zusätzlicher Wildbret- oder Pelzzerstörung. Auch rede man sich mit Sicherheitsüberlegungen und angeblicher Gefährdung der Umgebung heraus oder schiebe Waffensterbung oder Patronenkosten vor. «Welche Überlegungen der höchste Berner Patentjäger auch immer anführt, ist völlig egal. Das Erschlagen eines Fuchses ist grausam und eines weidgerechten Jägers unwürdig.» Es gibt gemäss dem Zoologen Max Straub also keinerlei entlastende Argumente.

Das Bezirksgericht Uster hat unlängst eine Jagdpächterin wegen Vergehen und Widerhandlung gegen das Tierschutzgesetz verurteilt, weil sie einen angefahrenen Fuchs nicht erschoss, sondern durch ihren Hund totbeissen liess. Ein ebenfalls anwesender Bezirksbeamter war durch die «grauenhaften Schreie» des Fuchses so schockiert, dass er Anzeige erstattete. Die Beschuldigte, so befand das Gericht, «wählte nicht wie vorgeschrieben das mildeste Mittel, um das Tier zu töten». Das Zürcher Obergericht hat das Urteil inzwischen bestätigt und befand: «Man hätte schiessen müssen.» Dieses Verdikt gilt zweifellos auch für Lorenz Hess.

Rechtsanwalt Antoine F. Goetschel, ehemaliger Tieranwalt des Kantons Zürich und heute Präsident des Projekts Global Animal Law (GAL), beurteilt die Art und Weise der Tötung des Fuchses als nicht tierschutzkonform: Kopfschläge seien «auf den ersten Blick eine nicht zu rechtfertigende tierschutzwidrige Handlung». Artikel 26 des Schweizer Tierschutzgesetzes hält fest: «Mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren oder Geldstrafe wird bestraft, wer vorsätzlich ein Tier misshandelt, vernachlässigt, es unnötig überanstrengt oder dessen Würde in anderer Weise missachtet.» Goetschel würde eine Beurteilung durch die Staatsanwaltschaft und die Gerichte sehr interessieren. Es handle sich bei der Tat von Lorenz Hess mutmasslich um eine «vorsätzliche Tierquälerei mit Verdacht, dass sie qualvoll gewesen sei». Gerade als Repräsentant des Jagdwesens sollte Hess auch durch das persönliche Beispiel für das Miteinander von Jagd und Tierschutz einstehen. Da habe eine eigenhändige Tötung – früher oft zum Beweis eines «falsch verstandenen männlich-dominanten Verhaltens» – keinen Platz. Lorenz Hess widerspricht: Es habe sich «sicher nicht um Tierquälerei» gehandelt. Er sei zwar nicht Jurist, aber die Frage stelle sich, was höher zu gewichten sei: schnell zu handeln oder die Art des Tötens.

Der Berner Jagdverband stellt seinen Mitgliedern einen Auszug aus den Jagdvorschriften zur Verfügung. Darin werden Artikel 14 des

kantonalen Jagdgesetzes und Artikel 8 der kantonalen Jagdverordnung zitiert, laut denen «alle Sorgfalt» aufzuwenden sei, «um dem Tier unnötige Qualen und Störungen zu ersparen und seine Würde zu bewahren». Gemäss Artikel 12 der Jagdverordnung verstösst gegen die Weidgerechtigkeit, wer «Wildtieren unnötige Qualen zufügt». Es sind nur «gestattete Jagdwaffen und Munition» zu verwenden. Unter Jagdwaffen fallen laut Berner Direktionsverordnung genau definierte Gewehre, Schrotflinten und Faustfeuerwaffen.

Wer – wie Lorenz Hess im Fall seiner dokumentierten Fuchsjagd – gegen die gesetzliche Weidgerechtigkeit verstösst, kann gemäss Artikel 31 des kantonalen Jagdgesetzes «mit Busse bis zu 20 000 Franken bestraft werden», soweit nicht «bundesrechtliche Strafnormen zur Anwendung gelangen». Diese und weitere bindende Vorschriften an die Berner Jäger unterschreibt «mit Weidmannsgruss» niemand geringerer als Lorenz Hess, Präsident des Berner Jägerverbands.

Fragwürdige Vorbildfunktion

Zweifellos erbringen die Jäger eine beeindruckende Leistung zur Erzielung von einigermaßen ausgewogenen ökologischen Verhältnissen in der Wildfauna. Manche Kritiken von fanatischen Tier- und Umweltschützern an der Jagd und an den Jägern sind überzogen, ja unangebracht. Ebenso sicher ist aber, dass die Jägerei durch tierquälerische Taten von Einzelnen immer wieder als Ganzes in Misskredit gebracht wird. Auch die – gelinde gesagt – spezielle Art der Berner Oberländer Fuchsjagd von Lorenz Hess ist ungeeignet, das allgemeine Verständnis für das Weidwerk zu fördern.

Pünktlich vor den letzten Nationalratswahlen brachte die *Schweizer Illustrierte* eine Jubelstory über den bestens vernetzten BDP-Mann. Schon als Kind, erzählte Hess, sei er durch die Wälder gepirscht: «Auf der Jagd kann ich abschalten und die Natur geniessen.» Dass er sich als Politiker für ein Importverbot von Pelz aus tierquälerischer Produktion starkmache, sei kein Widerspruch zur Jägerei. Denn, so der Fuchsprügler Hess wörtlich: «Tiere jagen bedeutet Tiere respektieren.» Solch schöne Aussagen des Präsidenten des Berner Jägerverbands und Mitbegründers der parlamentarischen Gruppe «Jagd und Biodiversität» werden allerdings durch das eigene Jagdverhalten unglaubwürdig.

Es ist nicht das erste Mal, dass Hess in seiner Vorbildfunktion versagt. Bei seiner Wahl zum Berner Oberjäger versprach er, er wolle «die Jäger aus der politischen Schusslinie heraushalten». Um kurz danach die Jäger doch politisch auszuschlachten: «Die BDP hat den höchsten Anteil an Jägern.» Ob Nationalrat und Parteivizepräsident Lorenz Hess jetzt sein persönliches Jagdverhalten aus der politischen Schusslinie heraushalten kann, bleibt abzuwarten. ○

Verwunderliche Personalpolitik

Finanzminister Ueli Maurer lässt sein Departement von einer Spezialistin für Mittelmeerarchäologie organisieren. Nicht nur bei der SVP macht man grosse Augen.

Von Hubert Mooser



Nicht viel Beifall: Generalsekretärin von Kaenel.

Die Frau soll für neuen Schwung sorgen im Generalsekretariat von Finanzminister Ueli Maurer: Rahel von Kaenel, 43, von Maurer zur Generalsekretärin des Eidgenössischen Finanzdepartements (EFD) erkoren, geht aber vorerst auf Tauchstation. Frau von Kaenel möchte sich erst in ihr neues Aufgabengebiet einarbeiten und würde erst danach, also Ende Herbst, allenfalls für ein Hintergrundgespräch zur Verfügung stehen, lässt sie über EFD-Informationen-chef Peter Minder ausrichten.

Parteibuch unwichtig

So viel lässt sich trotzdem sagen: Bundesrat Maurer hat mit seiner Personalpolitik wieder einmal alle auf dem falschen Fuss erwischt, allen voran seine Kollegen im Bundesrat, die grosse Augen machten, als der Finanzminister in der Bundesratssitzung vom 25. Mai die persönliche Mitarbeiterin von Vorgängerin Eveline Widmer-Schlumpf als seine neue Stabschefin präsentierte. Bauklötze staunten auch seine Parteikollegen, auch wenn keiner offen die Personalpolitik des eigenen Bundesrates kommentieren will. Der neue SVP-Chef Albert Rösti sagt nur, er habe Frau von Kaenel bei der Eröffnung des Gotthardtunnels, an der sie in Begleitung des Finanzministers an den Feierlichkeiten teilnahm, zum ersten Mal die Hand geschüttelt. Auch SVP-Fraktionschef Adrian



Persönliche Mitarbeiter der Vorgängerin: Maurer, Widmer-Schlumpf.

Amstutz kennt Maurers neue Stabschefin nicht. Ein anderer SVP-Vertreter sagt das, was insgeheim viele denken: «Wieso hat er nicht einmal einen Kandidaten oder eine Kandidatin mit SVP-Parteibüchlein ins Amt gehievt?» Zumal Maurer schon vor einigen Wochen einen langjährigen Wegbegleiter Eveline Widmer-Schlumpfs, EFD-Generalsekretär Jörg Gasser, zum Staatssekretär für internationale Finanzfragen beförderte. Gasser sei der beste Kandidat unter vielen guten Bewerbern gewesen, betonte Maurer vor den Medien. Die SVP-Spitze hatte zuvor den Namen des Zuger Nationalrates und Bundesratskandidaten Thomas Aeschi ins Spiel gebracht, das war gewissermassen ein Wink mit dem Zaunpfahl. Maurer liess sich davon aber wie immer nicht beirren.

Da haben andere Departementschefs weniger Skrupel bei der Platzierung von Parteileuten: Vor wenigen Tagen erst wählte der Bundesrat auf Antrag des freisinnig regierten Wirtschaftsdepartementes die Tessiner FDP-Politikerin Laura Sadis' in den Verwaltungsrat der Schweizerischen Exportrisikoversicherung. Dabei war das Gremium schon vor Sadis Ernennung mit Präsident Thomas Daum, dem FDP-nahen Vizepräsidenten Max Gsell, der früheren Berner Gemeinderätin Barbara Hayoz und der Neuenburger Kan-

tonsparlamentarierin Caroline Gueissaz ein FDP-Klub.

Auch im Bildungsbereich wuchert ein dichter freisinniger Filz: Im Staatssekretariat für Bildung, dem Departement von Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann zugeordnet, hat mit Mauro Dell'Ambrogio eine Tessiner FDP-Grösse das Sagen. Der ETH-Rat wird vom früheren FDP-Ständerat Fritz Schiesser, der Schweizerische Nationalfonds von alt Staatsrat Gabriele Gendotti präsidiert. Im Generalsekretariat von Schneider-Ammann schwingt der frühere Parteisekretär Stefan Brupbacher den Taktstock, im Informationsdienst des Departementes ist der frühere FDP-Parteisprecher Noé Blancpain Kommunikationschef.

«Maurers Kätzchen»

Nach seiner Wahl in den Bundesrat besetzte auch Maurer sein Generalsekretariat zuerst mit Parteileuten. Er holte die beiden früheren Parteisekretäre Jean-Blaise Defago und Yves Bichsel in die Bundesverwaltung. Weiter platzierte er die SVP-Vizepräsidentin des Kantons Solothurn, Colette Adam-Zaugg, als Informationschefin. Zuerst quittierte Adam-Zaugg den Dienst, später ging auch Defago. Seither setzt Maurer nicht mehr auf das Parteibüchlein.

Matteo regiert

Italiens Ministerpräsident Matteo Renzi spielte vor der Neat-Eröffnung mit dem Bundesrat Katz und Maus. Nach einem seltsamen Auftritt machte er sich grusslos aus dem Staub. *Von Hubert Mooser*

Bei der Fahrt durch den neuen Gotthard-Basistunnel vor einer Woche plauderte er im trauten Kreise mit Bundespräsident Johann Schneider-Ammann, der deutschen Bundeskanzlerin Angela Merkel und dem französischen Staatspräsidenten François Hollande. Auf der Südseite des Tunnels trottete er brav im Tross zur Besichtigung des SBB-Infocentro in Pollegio und stellte sich anschliessend hinter Angela Merkel zum offiziellen Gruppenfoto auf. Danach verschob sich die hochkarätige Delegation in Richtung Festzelt. Doch auf dem Weg dorthin bog er plötzlich wortlos in Richtung Parkplätze ab und ward für den Rest des Anlasses nicht mehr gesehen. Die Rede ist von Matteo Renzi, dem italienischen Premierminister.

Weshalb sich der Vertreter Italiens «auf Französisch» aus dem Staub gemacht hat, weiss man in Bern nicht so genau. Selbst CVP-Fraktionschef Filippo Lombardi, der einen Draht zu Rom hat, kann sich keinen Reim darauf machen. War Renzi gekränkt, weil er sich fürs offizielle Foto, zu dem das Protokoll die Aufstellung vorgibt, in die zweite Reihe stellen musste – hinter Merkel, Hollande, Leuthard, Schneider-Ammann und Finanzminister Ueli Maurer?

Gekränkt oder nicht, Renzis Abgang passt zur Vorgeschichte seiner Teilnahme oder Nichtteilnahme. Bei der Organisation der Tunnel-

feier hatte das federführende Bundesamt für Verkehr (BAV) in Zusammenarbeit mit dem Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) aus Rücksicht auf den italienischen Nationalfeiertag (2. Juni) den Termin extra einen Tag früher angesetzt – damit auch Renzi teilnehmen konnte. Und der Premier sagte zu. Am Tag vor der Eröffnungszeremonie kam ein überraschender Rückzieher.

Während in Lugano die Verkehrsminister aus den umliegenden Staaten schon eifrig miteinander diskutierten, hiess es: Renzi komme jetzt doch nicht. Aufregung hinter den Kulissen. Danach lief es laut gutinformierten Kreisen folgendermassen ab: Bundespräsident Johann Schneider-Ammann versuchte zuerst telefonisch Italiens Premier zu einer Teilnahme zu überreden – erfolglos. Am Nachmittag brachte Verkehrsministerin Doris Leuthard beim Treffen mit ihrem italienischen Amtskollegen Graziano Delrio Renzis plötzliche Absage noch einmal zur Sprache. Worauf Delrio, offenbar ein enger Vertrauter des italienischen Ministerpräsidenten, bei seinem Chef in Rom insistierte und am Abend vor dem Bankett Leuthard erleichtert melden konnte, Renzi komme nun doch.

Sonst ist er weniger zurückhaltend

Er kam, sah – und blieb im Hintergrund. Staatspräsident Hollande schwadronierte über den europäischen Traum in der Schweiz, Merkel betonte das Verbindende des Gotthardtunnels, der österreichische Bundeskanzler Kern sprach von einem aussergewöhnlichen Projekt. Nur Matteo Renzi blieb stumm wie ein Fisch. Dabei profitiert auch Italien von dieser schnelleren Verbindung nach dem Norden Europas.

Normalerweise ist Ministerpräsident Renzi nicht so bescheiden. Wenige Wochen vor der Eröffnung des Bahntunnels erklärte er stolz und frech: «Wir sind das einzige Land auf der Welt, das drei Tunnel baut, drei sagenhafte Bauwerke für die Verbindung nach Europa» – unter anderem eben den Gotthard-Basistunnel, den Italien am 1. Juni zusammen mit den Schweizern eröffnen werde. Ein Aufschrei ging durch die Schweiz, weil Italien keinen müden Rappen an den neuen Gotthardtunnel bezahlt hatte. Im Gegenteil: Damit die neue Bahnverbindung durch den Gotthard nicht in einer Sackgasse mündet, überwies die Schweiz 280 Millionen Franken nach Rom für die Zulaufstrecken in Italien. ○

Frühere Weggefährten glauben auch zu wissen, dass der SVP-Bundesrat mit Frauen besser zusammenarbeiten könne. 2009 überraschte Ueli Maurer jedenfalls alle, als er die 55-jährige Brigitte Rindlisbacher zur Generalsekretärin des VBS ernannte. Dass Maurer eine unpolitische Fachfrau an die Generalsekretariatsspitze der Männerdomäne VBS berufen könnte – damit hatte damals niemand gerechnet. Mit von Känel ist ihm jetzt ein ähnlicher Coup gelungen, der bei der SVP indes nicht viel Beifall findet. Zuweilen ist von «Maurers Kätzchen» die Rede.

Kaum Führungserfahrung

Das hat vor allem damit zu tun, dass man über Maurers Neue, die ab dem 1. Juli seinen Laden organisieren soll, nicht besonders viel weiss. Was über Frau von Kaenel bekannt ist, hat der EFD-Informationendienst sorgfältig gefiltert. Sie wird als Persönlichkeit mit ausgeprägter strategischer und konzeptioneller Denkweise,

Sie sei kein politischer Kopf, sagen Insider. Aber einen solchen habe Maurer auch nicht gesucht.

ausgewiesener Erfahrung in der Bundesverwaltung, mit Leadership-Kompetenzen und überdurchschnittlicher Leistungsbereitschaft angepriesen – da hat das EFD aber ein bisschen viel Pomade aufgetragen. Arbeitskollegen aus der Ära Widmer-Schlumpf attestieren ihr Organisationstalent, verweisen aber auch darauf, dass von Kaenel kaum Führungserfahrung hat.

Die neue Generalsekretärin ist 43-jährig und lebt in der Umgebung von Thun. Wo und wann genau sie geboren ist, wo sie aufgewachsen ist, geht aus den Unterlagen des EFD nicht hervor. Sie hat an der Universität Bern klassische Archäologie, Geschichte sowie Ur- und Frühgeschichte studiert, schrieb eine Lizarbeit «Untersuchungen zu den nachklassischen Phasen der Ausgrabung auf dem Gelände Bouratza in Eritria». Sie doktorte 2007 mit einer Dissertation über die «Untersuchung zur Bestattung von Sklaven und Freigelassenen in der frühen Kaiserzeit». Danach reorganisierte sie im Gastronomiemuseum in Thun die wissenschaftliche Bibliothek. 2008 holte sie der damalige Informationschef des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartementes, Livio Zanolari, als redaktionelle Mitarbeiterin in sein Team. Als Widmer-Schlumpf ins Finanzdepartement wechselte, ging sie mit, wurde dort Fachreferentin im Generalsekretariat und später persönliche Mitarbeiterin von Widmer-Schlumpf, wo sie für die internationalen Kontakte zuständig war. Sie sei kein politischer Kopf, sagen EFD-Insider. Aber jemand mit einer solchen Eigenschaft habe Maurer für sein Generalsekretariat auch nicht gesucht. ○



Fransösischer Abgang: Sommaruga, Renzi.



«Schlimmste Determinierung bereits im Kreissaal.»



Kinder im Visier

Gender-Mainstreaming breitet sich rasant aus. Überall werden Lehrstühle und Amtsstellen geschaffen. Fragt man die Leute auf der Strasse, weiss kaum jemand, was das ist. Die deutsche Autorin Birgit Kelle warnt davor, die «gefährliche Ideologie» zu unterschätzen. Von Daniela Niederberger

Das Ampelmännchen ist frauenfeindlich. Deshalb gibt es in einigen deutschen Städten die Ampelfrau. Die evangelische Kirche in Deutschland möchte nur noch *ein* Klo, weil so die veraltete Festlegung auf zwei Geschlechter vermieden wird und damit sich Intersexuelle nicht ausgeschlossen fühlen. Und Kinder sollen schon in der Primarschule über sexuelle Vielfalt unterrichtet werden.

Diese Beispiele geben einen Eindruck von dem, was Gender-Mainstreaming alles will. «Das ist jene Ideologie, die schleichend unseren Alltag erobert», sagt die deutsche Journalistin Birgit Kelle. Die 41-Jährige hat ein Buch zum Thema geschrieben und hielt kürzlich in Zürich einen Vortrag. «Weshalb müssen Sie sich damit befassen?», fragte sie als Erstes in den Saal. «Weil Sie darum nicht herumkommen, wenn Sie Kinder haben. Und wenn es Sie nicht interessiert, müssen Sie immerhin dafür zahlen.» Denn bald jede Universität hat ihren Gender-Lehrstuhl, jedes Amt seine Gender-Bauftragten. Studien und Sprachleitfäden werden erstellt, die viel Geld kosten. «Wir füttern eine ganze Industrie», sagt Kelle. «Das Thema scheint enorme Priorität zu haben.»

«Gutmenschen-Duden»

Frage man aber die Leute auf der Strasse, könne kein Mensch sagen, was Gender-Mainstreaming sei. Ein moderner Begriff für Gleichstel-

lungspolitik, denken viele. Dem sei aber nicht so, sagt Kelle. Denn der Begriff «Gender» meint nicht das biologische Geschlecht, sondern das soziale. Laut Gender-Theorie hat die Biologie keinen Einfluss auf unser Geschlecht. Kinder kommen quasi als weisses Blatt zur Welt und werden zum Mädchen oder Jungen gemacht. Für Judith Butler, eine der Vordenkerinnen, ist schon der Ausspruch der Hebamme «Es ist ein Mädchen!» nicht bloss eine Beschreibung des Offensichtlichen, sondern eine Zuschreibung: «Du sollst ein Mädchen sein.» Also: «Schlimmste Determinierung bereits im Kreissaal», schreibt Kelle im Buch. «Anschließend geben wir dem Kind auch noch einen niedlichen Mädchennamen und verfestigen das weibliche Konstrukt zusätzlich – von rosa Haarspangen wollen wir gar nicht anfangen.»

Gender-Aktivistinnen möchten das Geschlecht als «irrelevante, determinierende und damit unterdrückende Kategorie» abschaffen. Nach dieser Denkart werden Homo-, Trans- und Intersexuelle diskriminiert, weil die allermeisten Menschen heterosexuell sind und in Mann-Frau-Beziehungen leben und weil man das gerne als «normal» bezeichnet. Vielmehr sei Geschlecht etwas «Fließendes», von *fluid gender* ist die Rede. Auf Facebook, so Kelle, könne man bei der Kontoeröffnung heute bereits unter sechzig Geschlechtern auswählen: Da gibt es etwa die *femme* (sich weiblich gebende

Lesbe) oder die *butch* (männlich auftretende Lesbe).

Birgit Kelle sagt zum Publikum: «Sie sind in Ihrer Zwangs-Hetero-Normativität gefangen und müssen daraus befreit werden – und Ihre Kinder gleich mit.» Interessant sei, dass das Geschlecht zwar «fließend» sei, aber immer nur in eine Richtung: von heterosexuell zu homosexuell. Nie umgekehrt.

Weil die Sprache angeblich die Wirklichkeit formt, werden fleissig Sprachleitfäden entworfen. An der Universität Leipzig gibt es nur noch «Professorinnen» («Guten Tag die Her-

Das Wort «Mannschaft» war fortan untersagt, auch «Heulsuse» und «alter Hase» standen auf dem Index.

ren Professorinnen»). Die Stadt Düsseldorf wollte sich eine «Arbeitshilfe für geschlechtergerechtes Formulieren» geben. Das Wort «Mannschaft» war fortan untersagt, auch «Heulsuse» (Person, die viel weint) und «alter Hase» (Fachperson) standen auf dem Index. Nachdem über den «Gutmenschen-Duden» gewitzelt wurde, stoppte der Oberbürgermeister das Ganze.

Ganz wichtig ist den Gender-Theoretikern, dass immer alle mitgemeint sind. Interessanterweise sei aber noch nie die Forderung nach



«Müllfrauen» laut geworden oder dass man konsequent von «Terroristinnen und Terroristen» sprechen müsse, sagt Kelle.

Ganz neue Wege geht man an der Humboldt-Universität in Berlin. Dort kennt man «Studierx» oder «Computa». Die Broschüre «Anregungen zum antidiskriminierenden Sprachhandeln» soll helfen, eine unterdrückende zweigeschlechtlich geprägte Sprache in ihren Grundfesten zu erschüttern. Die männliche Endung wird abgeschafft und ein -a oder -x angehängt. «Ich gehe zum Bäcker», geht zum Beispiel nicht mehr, weil es ja auch Bäckerinnen gibt. «Die könnten wir zwar mit dem Binnen-I einschliessen, aber wohin mit dem transsexuellen Bäcker?», schreibt Kelle. Die Broschüre fordert auf zum Kreativsein. Unterstriche, Sternchen, @-Zeichen, alles soll benutzt werden, damit Sprache «irritiert». Nun hätten wir also Bäcka, BäckerInnen, Bäcker*innen oder Bäckx.

Darüber mag man schmunzeln. Aber warum sollte man die Schildbürgerereien ernst nehmen? Worin liegt die Bedrohung? Erst mal wegen des Geldes. «Ich engagiere mich in der Familienpolitik, und da erklärt man uns immer, es sei kein Geld da», sagt Autorin Kelle, die vier Kinder hat und zwölf Jahre lang als Hausfrau gearbeitet hat. «Ein Staat hat die Verpflichtung, die Gelder auszugeben für Dinge, bei denen ein allgemeiner Konsens herrscht, dass sie nötig sind.» Und genau das sei beim Gender-Mainstreaming nicht der Fall.

Wird Klein Yannik deshalb schwul?

Zweitens müsse man das Thema im Interesse der Kinder ernst nehmen. Schon den Kleinsten möchte man das Thema sexuelle Vielfalt näherbringen. Denn längst gehe es nicht mehr um die Frauen, warnt Kelle, sondern um die

Homo- und Transsexuellen, also eigentlich um die sexuelle Orientierung. Seit einigen Jahren wird in Deutschland und in der Schweiz mit aller Kraft die Einführung der Sexualkunde schon für Primarschüler vorangetrieben.

Und so hört der kleine Yannik im Kindergarten die Geschichte vom König und dem König. Oder diejenige vom Prinzen, dem einfach keine Prinzessin gefallen wollte, weshalb er einen Prinzen heiratete. Wird Klein Yannik deshalb schwul? «Nein», sagt Kelle. «Man kann mit kleinen Kindern schon über so was reden. Aber nicht zwangsweise.»

Ihr Sohn habe sie mit sieben Jahren gefragt, was schwul bedeute. «Da habe ich ihm das halt erklärt: dass es Männer gibt, die nicht eine Frau heiraten wollen wie Papa, sondern einen Mann.» – «Aha», habe ihr Sohn darauf gesagt, «da musste er erst mal drüber nachdenken.» Er habe jedoch keine Informationen über Sexualpraktiken verlangt. «Wir haben Unterrichtsmaterialien, die den Kindern noch ungefragt Analverkehr erklären.»

In diversen deutschen Städten oder Bundesländern steht die «Akzeptanz sexueller Vielfalt» im Lehrplan. So werden in Berlin im offiziellen Unterrichtsmaterial etwa Pantomimespiele angeregt. Die vierzehnjährigen Schüler dürfen Begriffe wie «zu früh kommen» oder «Sadomaso» vorspielen. Im Lateinunterricht könnten Catulls Gedichte zur Knabenliebe übersetzt werden, wird angeregt. In Schleswig-Holstein wurden Materialien ausgearbeitet – und nach Protesten zurückgezogen –, nach denen Viertklässler Diktate schreiben sollten, in denen nebenbei erklärt wurde, was Polygamie ist.

Als Birgit Kelle in der Talkshow «Maischberger» aus einem Zeitungsartikel zitierte, gemäss dem Primarschüler beigebracht be-

kamen, dass Lesben sich befriedigen, indem sie sich «lecken», fragte die Moderatorin hektisch nach, um wie viel Uhr denn die Sendung ausgestrahlt werde, um sicherzugehen, dass auch sicher keine Kinder vor dem Fernseher sitzen würden. Kelle: «Abends im TV ist das Wörtchen «lecken» ein Problem. Morgens in der Grundschule ist es Bildung.»

Woher kommt diese Enthemmung? Die Schulen wollen sich mit dem Thema nicht selber befassen und vergeben die Aufträge an Sexualpädagogen und Lobbygruppen, auch in der Schweiz. Kelle: «Sie beauftragten allen Ernstes Schwulen- und Lesbengruppen damit, Lehrmaterial zu erstellen. Natürlich taten die das in ihrem Sinne.» In Baden-Württemberg protestierten 200 000 Eltern gegen die Pläne der rot-grünen Regierung, die «Akzeptanz sexueller Vielfalt» in den Lehrplan zu nehmen. Was Kelle dabei am meisten beunruhigt, ist die Vehemenz der Gegenseite. «Was ich an Hass erlebe, diesen Drang, durchzumarschieren, ohne eine Gegenmeinung zuzulassen.»

Was ist das Ziel? Es sei ein Angriff auf die Privilegierung der Familie. Alle Lebensformen sollten gleichwertig nebeneinander bestehen, nichts dürfe als richtig oder falsch gelten. Am Ende der Ideologie stehe «eine Gesellschaft ohne klare Wertvorstellungen», glaubt Kelle, «ein Bruch mit unserer Tradition, Kultur und Religion». – «Wenn eine Minderheit bestimmen will, wie wir zu denken haben, nennt man das Diktatur.»

Birgit Kelle: Gender-Gaga. Wie eine absurde Ideologie unseren Alltag erobern will. Adeo. 192 S., Fr. 25.90



Stauende Umwelt: Nordportal des neuen Gotthardtunnels bei Erstfeld.

Urner List und etwas Verlagerung

Der neue Rekordtunnel durch den Gotthard wird weltweit als grosse Errungenschaft gefeiert. Aber war es wirklich richtig, das lange Loch zu bohren? Der anerkannte Bahnspezialist *Hans Bosshard* hatte von Anfang an Zweifel. Hier schildert er seine anhaltende Skepsis nach der Jubelfeier.

Die Uhr der Flüeler Pfarrkirche zeigt sich vom Jahrhundertereignis verwirrt. Um zwölf Uhr ist sie stehengeblieben.

Der Erstfelder Lokomotivführer unseres S-Bahn-Zuges wird nicht durch den Basistunnel fahren können. Dies sei Luzerner Kollegen vorbehalten. Hundert Jahre lang hat sich das Urner Depot stolz dagegen gewehrt, dass andere als Erstfelder und Bellenzer Führer am Gotthard Dienst leisten. Zürcher Lokomotivführer könnten auf starken Gefällen nicht «richtig» bremsen (mit schweren Güterzügen und unterschiedlich reagierenden Wagen aus aller Herren Ländern eine diffizile Aufgabe). Inzwischen sind Flachland- und Bergstrecken-Lokomotivführer bei den SBB nicht mehr getrennt, aber trotz Opposition des Personals die Depots für Reise- und Güterzüge.

Ein anderer Lokomotivführer, ein Goldauer, will lieber nicht durch die 57 Kilometer lange Röhre rollen. Im 15 Kilometer langen Scheiteltunnel sei er immer gerne gefahren, doch der Basistunnel locke ihn wenig. Ohne Kurven, Steigungen und Gefälle, ohne Streckensignale und Landschaften kann dieser Einsatz nicht abwechslungsreich sein.

Toter Bahnhof

Entgegen den Voraussagen ist unser Zug eher schwach besetzt. Das Volk soll den Basistunnel nicht mit den Mächtigen, sondern mit einer eigenen Veranstaltung am Wochenende feiern. Fotografen an der Zufahrtsstrecke sind nur vereinzelt zu sehen. Dass Regierungsmitglieder zu einem Bahnereignis mit der Bahn anreisen, kann sich offenbar kaum mehr jemand vorstellen.

Die Regierung in Altdorf hat den Schutz des Eisenbahnerdorfs Erstfeld vor der Bahn erreicht, indem der Basistunnel fast in Schattendorf statt, wie ursprünglich geplant, am Fusse der Steigung in Amsteg beginnt. Ohne diese neuerliche Urner List (nach jener in der Schöllenschlucht) wäre der 54 Kilometer lange Seikan-Bahntunnel Hokkaido-Honshu der längste der Welt geblieben.

Der einst bedeutende Bahnhof Erstfeld wirkt am Tunneleinweihungstag schon ähnlich tot wie wohl im nächsten Jahr. Der Güterverkehr ist tagsüber eingestellt, anscheinend ohne dass dadurch ein Schaden für die Wirtschaft befürchtet wird. Was mit dem überzählig werdenden Teil der Gleisanlagen geschehen soll, hat man bisher ebenso wenig gehört wie eine Antwort auf die Frage, ob die Bergstrecke wie am Lötschberg bei Störun-

gen als Ausweichroute dienen soll. Nach 13 Uhr schwillt der Rotorenlärm an. Die Prominenz wenigstens auf der letzten Meile, ab Flüelen, in einen Zug zu setzen, hat man nicht versucht. In gewöhnlichen Autos reisen grosse Persönlichkeiten jedoch nicht. «In Limousinen», betont eine Kommunikationsverantwortliche des Bundes bedeutungs-schwer.

Was niemandem auffällt

Die Staatsoberhäupter aus Nachbar- und weiteren Ländern, die zum Jahrhundertereignis am Gotthard angekündigt wurden, haben sich auf den Präsidenten Frankreichs, François Hollande, reduziert. Einladungen und Anmeldungen sind eben nicht das Gleiche. So werden der Staatspräsident, Ministerpräsidenten, Premierminister, Bundeskanzlerin und Bundeskanzler ohne Standesunterschiede mit dem Gesamtbundesrat vermischt. Salonwagen sind nicht bereitgestellt.

Hollande hätte die Streikfront der Genossen zu Hause eine Bahnreise erschwert. In seiner Ansprache erinnert er dennoch kurz an den TGV, der an Langsamfahrstellen fast so schnell wie der Tunnelexpress bei Höchstgeschwindigkeit fährt, was der höfliche Gast natürlich nicht sagt.

Während sich die Kanzlerin Angela Merkel für den gebremsten Baufortschritt der Zufahrt im Rheintal etwas demütigend rechtfertigen muss, lobt Verkehrsministerin Doris Leuthard die Anstrengungen von Matteo Renzi Italien. Bei Genua arbeite man am Terzo Valico (dritter Übergang). Dass der 27 Kilometer lange Apenin-Tunnel bis Arquata Scrivia am Rande der Po-Ebene, 150 km von Chiasso entfernt, die Giovi-Strecke auf sechs Spuren potenziert, von der stark belasteten Mailänder Linie zur Schweiz aber 29 Kilometer zweisepurig blei-

ben, ist bei gegenseitiger Sympathie nicht so wichtig.

Den Gästen in der einen Richtung die alte und jenen in der anderen die neue Gotthardbahn zu zeigen, erlaubt die Zeit nicht. Allenfalls hätte ihnen die historische Route besser gefallen.

Die PR-Dienste des Bundes sind eifrigst bemüht, der staunenden Umwelt zu versichern, dass der Gotthard-Basistunnel zeit- und budgetgerecht realisiert worden sei. In den letzten Jahren hat man gelernt, dass auch revidierte Budgets eingehalten werden können.

Optimisten erwarten trotz S-Bahn-Rollmaterial auf der Bergstrecke eine markante Steigerung des Gotthard-Reiseverkehrs (beide Routen zusammengenommen). An die früheren pünktlichen internationalen Züge mit TEE-Komfort, Schlaf- und Speisewagen anzuknüpfen, versuchen die Bahnen nicht. Dass ein Sieben-Stunden-Angebot Frankfurt-Basel-Luzern-Mailand (und zurück via Simplon-Lötschberg) erfolgreich sein könnte, bleibt ei-

Optimisten erwarten auf der Bergstrecke eine markante Steigerung des Reiseverkehrs.

ne Illusion, zumal Trenitalia und die SBB nicht einmal die Toiletten ihrer baugleichen Züge gegenseitig reparieren. Wo und wie weit Hochgeschwindigkeitszüge konkurrenzfähig sind, ist nach 35 Jahren TGV-Erfahrung bekannt.

Zwischen Chiasso und Mailand (51 Kilometer) enthält der Fahrplanentwurf 2017 die genau gleichen Durchschnittsgeschwindigkeiten von 71 km/h der Zürcher und 53 km/h der Luzerner Eurocity-Züge wie heute. Die SBB finden ihre Zusammenarbeit mit Trenitalia gut. Die Kapazität des Gotthard-Basis-

tunnels soll anfänglich zwei Reise- und vier Güterzüge pro Stunde und Richtung betragen. Später kommen zwei Güterzüge hinzu. Dass der alte Lötschberg-Tunnel ohne teure Zugsicherung (ETCS) Spitzen beim Autoverlad von ebenfalls acht Zügen (Sieben-Minuten-Takt) seit 1994 verzeichnet und dass bis zur Inbetriebnahme des Basistunnels im Jahr 2007 noch Schnellzüge dazukamen, scheint niemandem aufzufallen.

Die geringe Leistungsfähigkeit des Gotthard-Basistunnels beruht auf dem im Mittelland fehlenden Ehrgeiz der SBB, mindestens 200 km/h zu erreichen. Güterzüge sind nur halb so schnell, und Überholungsgeleise wurden keine erstellt.

Eine Stunde genügt nicht

Über die Gotthard-Bergstrecke liessen sich, dank praktisch gleichen Geschwindigkeiten der Reise- und der Güterzüge, mit einer engeren Blockteilung erheblich mehr als acht Züge pro Stunde leiten (von Olten nach Zürich besteht, ohne ETCS, seit Jahren eine Zwei-Minuten-Zugfolge).

Der Basistunnel kann den Güterverkehr der alten Linie bewältigen, selbst ohne lange Züge, die sich auf den südafrikanischen Erz- und Kohle-Strecken ausser bei tiefen Geschwindigkeiten als entgleisungsgefährdet erwiesen haben. Allerdings wird durch die enorme Investition für den Basistunnel ja eine Verlagerung auf die Schiene angestrebt. Der Zeitgewinn von vielleicht einer Stunde genügt dazu nicht. Ob mit Doris Leuthards neuer Maut, einer Alpentransitbörse, einer höheren Besteuerung der Lastwagen oder einer anderen Methode – nun sollte, auch um den Preis leicht ermässigter Schnellzuggeschwindigkeiten, der Kurswechsel erfolgen. Sonst hätte man den längsten Tunnel der Welt nicht bohren müssen. ○



Business Broker AG
Florastrasse 44 CH-8008 Zürich
T +41 (0)44 420 11 11 info@businessbroker.ch

| | Umsatz: | Preis: |
|--|-------------------|-----------------|
| Traditionsreiches Handelsunternehmen mit techn. Produkten | CHF 5'341'000.- | CHF 3'000'000.- |
| Margenstarkes Unternehmen im Bereich Sicherheitstechnik | CHF 2'216'400.- | CHF 1'250'000.- |
| Beliebtes Bildungszentrum an aussergewöhnlicher Lage | CHF 127'000.- | CHF 155'000.- |
| Leistungsstarker Onlineshop mit grossem Wachstumspotential | mit eigener Marke | CHF 195'000.- |
| Etabliertes Verlagshaus mit eigener Werbeagentur | CHF 655'000.- | CHF 680'000.- |
| Renommierte Möbelmanufaktur mit besten Referenzen | CHF 1'403'000.- | CHF 750'000.- |
| Margenstarkes innovatives IT-Grosshandelsunternehmen | CHF 4'540'000.- | CHF 3'000'000.- |
| Umsatzstarke Apotheke in der Nordostschweiz | CHF 1'900'000.- | CHF 450'000.- |
| Führender Anbieter im Messe- und Ausstellungsbau | CHF 1'437'818.- | CHF 1'400'000.- |
| IT-Dienstleister mit firmeneigener ERP-Lösung | CHF 160'000.- | CHF 100'000.- |
| Umsatzstarke cross-media Agentur mit formidablen Referenzen | CHF 2'752'000.- | CHF 1'890'000.- |
| Druckerei mit breitem Dienstleistungsspektrum im Raum Zürich | CHF 1'335'000.- | CHF 625'000.- |

www.businessbroker.ch

Stolz aufs Loch

Bei der Eröffnung des Gotthardtunnels erntete die Schweiz für einmal Lob aus aller Welt. Die Schweizer sollten sich darüber freuen: über die Anerkennung für das Werk, vor allem aber über die Bewunderung für die politische Ordnung, die solche Leistungen möglich macht. *Eine Nachlese von Markus Schär*

Stolz sein? — «Was ich euch noch sagen wollte», schreibt am Tag danach eine Kollegin im Grossmutteralter auf Facebook: «Ich bin wegen der Tunnelöffnung NICHT stolz auf das Land.» Sie zettelt damit eine rege Diskussion an. Sollen wir nur die Tausende von Leuten ehren, die den längsten Tunnel der Erde tatsächlich bauten, vor allem jene neun Mineure, die dabei starben? Sollen wir uns einfach freuen, dass die Welt dank diesem «Jahrhundert-Bauwerk» die Schweiz wenigstens einen Tag lang zur Kenntnis nahm? Oder sollen wir uns tatsächlich stolz fühlen auf das kleine Land, das solche Riesenprojekte schafft?

Verknorzt gerührt — Ich stehe daneben, als Bundesrätin Doris Leuthard vor der Feier im Medienzelt ein paar schnelle Interviews gibt. Ich staune, wie der toughen Verkehrsministerin die Tränen in die Augen schiessen, während sie für das Tessiner Fernsehen von einem «giorno d'orgoglio» (Tag des Stolzes) spricht, und wie sie mit dem Schluchzen kämpft, als sie sich bei Radio 24 mit allen Beteiligten freut, dass die ganze Welt auf die Schweiz schaue, die so etwas fertigbringt. Und ich flippe danach den ganzen Tag zwischen Ironie und Emotion; beim Schweizerpsalm fühle ich mich wie bei Roger Federers erstem Sieg in Wimbledon vor dreizehn Jahren. Den Kollegen geht es offenbar gleich. «Die Gotthardöffnung war ein Abbild unseres Landes», schreibt Philipp Loser im *Tages-Anzeiger*. «Perfekt organisiert, etwas verknorzt und manchmal richtig rührend.» Und: «Das war ein grosser Tag für die Schweiz. Es war ein Schweizer Tag.»

Bizarre Schweiz — Zwischen Spott und Stolz schwanken wir auch angesichts der Berichterstattung der ausländischen Kollegen. Lustig, wie der Tunnel dank der Nachrichtenagentur AP für alle Welt von Deutschland nach Italien führt, ohne störende Schweiz dazwischen, oder in der «Tagesschau» der ARD zwischen den «Städten» Erstfeld (3774 Einwohner) und Bodio (1030 Einwohner) liegt. Und bissig, wie die BBC die «schrägsten Momente der Eröffnungszeremonie» um die Welt verbreitet: «Wir versuchten zu erklären, was da vorging, soweit es möglich war. Es war nicht immer möglich.» Soll die Welt doch die Schweiz von der Karte streichen oder über die Schweizer mit ihrem eigenen Humor spöt-



«Die können Grossprojekte»: Eröffnungszeremonie in Erstfeld.

teln, vom tunnellocherigen Outfit der Verkehrsministerin (das der weltbekannte St. Galler Couturier Albert Kriemler dem Haus für ungarische Musik in Budapest nachempfand) bis zu «einer der bizarrsten Eröffnungszeremonien der Geschichte», wie die britische *Daily Mail* höhnt (zu der den Regisseur Volker Hesse übrigens die Eröffnung der Olympischen Spiele 2012 in London anregte)

«Schreibe nie mit einem Hauch von Ironie über einen Tunnel.»

– wir tun es ja auch. Hauptsache, die Ausländer würdigen unsere wahre Leistung, sogar überschwänglicher als die Schweizer selbst. So, wenn uns die *Süddeutsche Zeitung* rühmt: «Die Schweizer, die sich gerne kleinmachen,

an dieser Kleinheit aber auch notorisch leiden, dürfen mächtig stolz auf sich sein.»

Fremde Richter — Es ist den Ausländern ernst, wenn sie die Schweiz loben, vor allem den Deutschen. Das merkt Matthias Daum, der sich als Schweizer bei der Berichterstattung für die *Zeit* gebührend kleinmacht, also scherzt, vermutlich könnten nur die Eidgenossen «das grosse Nichts» feiern, oder spöttelt: «So viel Wichtignehmen ist selten in diesem Land, in dem die Bundesräte ohne Personenschutz in Bus und Bahn unterwegs sind.» Ein deutscher Kommentator schimpft sofort: «Ich werde das Gefühl nicht los, dass da Missgunst mitschwingt im Artikel.» Dann bricht die Debatte los, weshalb die Schweizer ein so gigantisches Projekt sogar mit einem Jahr Vorsprung auf die Marschtabelle stemmen, während die Deutschen kein Grossvorhaben im Zeitplan, geschweige denn

im Budget schaffen: vom Bahnhof Stuttgart 21 über die Elbphilharmonie Hamburg bis zum Flughafen Berlin, ja nicht einmal die Neat-Zufahrtsstrecke am Rhein. Man hätte die lange Liste aller Verantwortlichen für diese Projekte zur Gotthard-Feier einladen müssen, höhnt gleich der erste Kommentarschreiber: «So als Zeichen der öffentlichen Demütigung, wenn es schon juristisch oder personell keine Konsequenzen hatte.» Die Satire-Website *Der Postillon* schlägt sogar vor, den Flughafen Berlin im Umland von Bern von den Schweizern zusammenbauen zu lassen: «Die können Grossprojekte.» Und Matthias Daum sieht auf Twitter ein: «Schreibe nie mit einem Hauch von Ironie über einen Tunnel.»

Europas Traum — Bundesrat Ueli Maurer grinst, als ihm ein Journalist ein Mikrofon hinhält: «Wir hoffen, dass der Tunnel jetzt von unseren Nachbarn honoriert wird – wir haben ihn ja für sie gebaut.» Das tun zumindest die Staatsoberhäupter aus den Nachbarländern. Die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel zeigt sich demütig, als sie von diesem «Bauwerk der Superlative» schwärmt, weil zum Herzen des Tunnels noch die Aorta der Zufahrtsstrecke fehle: «Wir wissen, dass wir Deutschen noch Aufgaben zu erledigen haben.» Der französische Präsident François Hollande gibt sich dagegen gönnerhaft. Er preist zuerst angebliche Taten seines Landes wie die Klimakonferenz von Paris und ringt sich erst dann zum Satz durch, Frankreich verneige sich vor der Schweiz – und auch dies nur mit der Einschränkung: «Das kommt ja selten vor.» Sein ganzes Pathos spart er sich für den Schluss auf: «Die Schweiz hat den europäischen Traum verwirklicht.» Von den Verwaltern dieses Traums in Brüssel hört ihm allerdings niemand zu, die Präsidenten des EU-Rats (Donald Tusk), der EU-Kommission (Jean-Claude Juncker) und des EU-Parlaments (Martin Schulz) gehen dringenderen Geschäften nach. Sie schätzen den Volkswillen nur, wenn er zu ihren Zielen passt.

Stolz sein! — Ich weiss nicht mehr, was ich am 29. November 1998 stimmte, als das Volk insgesamt 30,5 Milliarden Franken für die Bahn sprach – die bei weitem nicht für alle geplanten Projekte reichten. Darauf kommt es gar nicht an: Im Gegensatz zu den Siegen von Roger Federer haben wir alle etwas zu diesem Werk beigetragen, gerade auch als Kritiker. Wir können, ja sollen also stolz sein: auf das längste Loch der Welt, vor allem aber auf das politische System, das solche Leistungen möglich macht. Denn es gibt dieses System sonst nirgendwo. Am Abend des grossen Tages kommt der Extrazug in Bern an. Der Finanzminister geht durch das Gewühl des Bahnhofs heim, mit einem himmelblauen Plastiksack in der Hand. ○

Theater

Vor dieser Zeremonie wird gewarnt

Das Ausland rieb sich belustigt die Augen, SVP-Politiker waren empört. Doch Volker Hesses Eröffnungsspektakel war eine zutiefst schweizerische Angelegenheit. *Von Rico Bandle*



Kritiker liegen falsch: Fest-Aufführung.

Das Online-Portal der britischen BBC sah sich genötigt, einen Warnhinweis vor seiner Bildstrecke über die «oddest moments» (seltsamsten Momente) des Gotthardbasistunnel-Eröffnungsspektakels zu platzieren. «Warning: This article contains partial nudity», hiess es da wegen eines Oben-ohne-Engels. Und die Boulevardzeitung *Daily Mail* meinte, es habe sich um «eine der bizarrsten Zeremonien der Geschichte» gehandelt.

Es ist ein Einfaches, über das millionenteure Spektakel mit kopulierenden Steinböcken, Alphörnern, blanken Busen und Ausdruckstanz in Unterwäsche herzuführen, wie das am Wochenende vor allem unter Politikern Mode war.

Doch die Kritiker liegen falsch. Das Theater mit mehreren hundert Laiendarstellern hätte schweizerischer nicht sein können. Nirgendwo auf der Welt engagieren sich so viele Leute in Theatervereinen. Das ganze Jahr über wird nach Feierabend geprobt, wobei das Bier im Anschluss genauso wichtig ist wie das Spiel. Einmal jährlich gibt es dann eine Aufführung im Saal des Gasthofs «Löwen» oder «Bären» – Mani Matter hat diese Tradition in seinem «Wilhelm Tell» wunderbar besungen. Der König des Schweizer Volks- und

Landschaftstheaters ist Volker Hesse. Als einer der ersten etablierten Regisseure hat es der Deutsche geschafft, dem ländlichen Spiel mit professionellem Anspruch zu begegnen, ganz ohne den üblichen städtischen Dünkel. Damit hat er der Tradition zu neuem Schub verholfen. Gemeinsam mit Schriftsteller Thomas Hürlimann erneuerte er das «Einsiedler Welttheater», bei den Tellingsspielen in Altdorf setzte er Schillers Drama jenseits aller modischen Uminterpretationsversuche äusserst kraftvoll in Szene.

Dass er mit Laien auf dem Land arbeitet – dafür bezahlt Hesse einen hohen Preis: An den grösseren Stadttheatern wird er als Regisseur kaum mehr eingeladen, ja er wird regelrecht boykottiert. Und auch beim Spiel mit den Laien stösst er zuweilen auf Widerstand, weniger bei den Darstellern, zu denen er immer einen hervorragenden Draht findet, sondern bei Offiziellen: Sein beim Publikum hocheffektives «Welttheater» war den Einsiedler Mönchen zu düster, sie setzten den Regisseur nach zwei Inszenierungen ab; sein Hang zu bedrohlichen Bildwelten ist auch sonst nicht immer allen genehm.

Am Gotthard hat Volker Hesse wieder ein starkes Stück Volkstheater geliefert. Vor allem die Inszenierung am Südportal war mit ihren eindrücklichen artistischen Darbietungen vor dem Grossbildschirm und der berührenden Musik durch Armee-spiel, Trommler und Alphornbläser sehr emotional. Natürlich kann man die Frage aufwerfen, ob es angebracht ist, an einer feierlichen Eröffnung Leute in Unterwäsche tanzen zu lassen, einen Oben-ohne-Engel durch eine Halle fliegen zu lassen und Bergziegen als lüsterne Ungeheuer darzustellen.

Doch diese Einwände sind am Ende kleinlich. Hesse hat einmal mehr erreicht, dass Leute aus allen sozialen Schichten, Hobby- und Profidarsteller, Jung und Alt gemeinsam etwas auf die Beine gestellt haben, das mehr ist als eine gefällige Umrahmung langweiliger Politikeransprachen. Dass man im Ausland dieses zutiefst schweizerische Spektakel als «bizarrste Zeremonie der Geschichte» betrachtete, ja davor warnte, darf man ruhig als Kompliment auffassen.

Heilsamer Tabubruch

Vor zehn Jahren machte ich in der *Weltwoche* auf Probleme in der Schule durch schlecht integrierte Ausländer aufmerksam. Meine linken Kollegen waren empört und wechselten die Strassenseite, wenn sie mich sahen. Zuspruch erhielt ich ausgerechnet von den Migranten selbst. *Von Alain Pichard*



«Ein pragmatischer Stil hat sich durchgesetzt»: Lehrer Pichard entkrampfte die Migrationsdebatte an den Schulen.

Zum zehnten Mal jährt sich ein Ereignis, das in meinem Leben tiefe Spuren hinterlassen hat. Das Ereignis kam einer Zäsur gleich, an der auch die *Weltwoche* ihren Anteil hatte.

Es war im Sommer 2006, als die Schweiz heftig über die Revision des Asyl- und Ausländergesetzes debattierte. Dieses Gesetz war zwar schon vorher in wesentlichen Teilen aufgegleist worden. Verschärft und vertreten wurde es aber vom damaligen Bundesrat Christoph Blocher. Dieser Umstand war sicher auch ein Grund dafür, wie heftig dieser Abstimmungskampf geführt wurde. Fast alle Medien, viele Kulturschaffende und unser eigenes links-grünes Umfeld kämpften erbittert gegen diese Vorlage, wetteten über einen «Lügenbundesrat», der Probleme aufbauschte und Fremdenfeindlichkeit schüre.

Ich war damals aktives Mitglied der Grünen Partei und überzeugtes Mitglied der Gewerk-

schaft VPOD. Ich war aber auch Lehrer an einem Oberstufenzentrum der Stadt Biel und als solcher konfrontiert mit den vielen realen Problemen, die uns Teile der zweiten und zum Teil dritten Generation der Migranten in der Schule bescherten.

Es war eine schwierige Zeit. Unsere auf Toleranz und Verständnis eingestellten Schulen waren teilweise überfordert mit dem flegelhaften Verhalten von Exponenten der neuen Schülergeneration. Massive Unterrichtsstörungen, unzählige nervenaufreibende Gespräche mit den Eltern dieser Jugendlichen, der Auftritt immer zahlreicher Institutionen, welche einbezogen werden mussten oder wollten, führten zu einer enormen Fluktuation beim Lehrkörper.

Die schulisch tiefer eingestuft Realklassen füllten sich mit fremdsprachigen Schülerinnen und Schülern, die Schweizer Eltern nahmen

ihre Kinder aus diesen Klassen, zogen in andere Wohngegenden oder suchten sich eine Privatschule. Darunter befanden sich auch mir bestens bekannte linke Persönlichkeiten, welche in Sonntagspredigten das Hohelied der Toleranz und des Willkommens sangen, ihre eigenen Kinder aber nicht in den Brennofen multikultureller Schwärmereien schicken mochten.

Hysterische Kampagne

Ich sass mit Kurt, Bruno und Peter, alles solide linke Lehrerkollegen, in der symbolträchtigen «Rotonde», dem Restaurant des ehemaligen Volkshauses. Wir standen vor einem schwerwiegenden Entscheid. In zahlreichen Vorgesprächen war uns klargeworden: Wir würden alle für diese Gesetzesrevision stimmen. Unsere Erfahrungen, aber auch unsere nüchternen Analysen liessen uns keine Wahl. Die hysterische Kampagne unserer links-grünen Freunde

hatte nichts mit dem vorliegenden Problem zu tun. Am meisten aber bekümmerte uns die Erosion der Bildungsqualität und, damit verbunden, die Tatsache, dass sich mit dieser Entwicklung ein nachhaltiger Schulerfolg für unsere Migrantenkinder unmöglich einstellen konnte. Kein Lehrer hat es gerne, wenn seine Schüler nichts lernen.

Wir beschlossen, unseren Dissens öffentlich zu machen, und verfassten dazu eine Art Erklärung. Diese schickten wir dem *Lehrermagazin*, unserem Verbandsblatt. Ich selber hatte einen wesentlichen Teil meiner linken gewerkschaftlichen Tätigkeit mit der Herausgabe dieser Zeitung verbracht und war lange Zeit Mitglied der Redaktion gewesen. Wir erhielten keine Antwort. Darauf schickten wir den Artikel der *Woz*, quasi als Diskussionsbeitrag. Auch darauf gab es keine Antwort. Die Zeit drängte, und ich war beleidigt.

Allgemein härtere Gangart

Ich nahm Kontakt mit Alex Baur auf, dem bekannten Journalisten der *Weltwoche*. Dieser erklärte sich bereit, unseren Artikel zu veröffentlichen. Nun war ja die *Weltwoche* schon damals das Feindbild der Linken und ihr Herausgeber Köppel ein Scharfmacher von Blochers Gnaden in deren Augen. Das war auch meinen Kollegen zu viel. Sie konnten sich nicht dazu durchringen, diesen Artikel in ihrem Namen in diesem Blatt zu veröffentlichen. Ich tat es daraufhin in eigener Verantwortung und schrieb, durchaus etwas schelmisch, «im Namen von vier linken Lehrkräften».

Ich war auf einiges gefasst. Aber die Reaktionen meiner linken Mitstreiter überraschten sogar ein altes Schlachtross wie mich. «Schweinehund», «Blocher-Geselle», «Verräter» – über mich ergoss sich die ganze Palette linker moralischer Empörungsbegriffe, die in dieser ohnehin schon aufgeheizten Atmosphäre zur Verfügung standen. Viele Parteimitglieder forderten meinen Ausschluss, ein leitendes Mitglied meiner Sektion meinte gegenüber der lokalen Presse, man werde geeignete Massnahmen ergreifen.

Der damalige Nationalrat und Präsident der Grünen, Ueli Leuenberger, reiste nach Biel, um seine Sicht der Dinge, sprich: seine Integrationsvorstellungen vorzustellen. Er pries die Integrationsbemühungen seiner Stadt Genf und verurteilte meine Stellungnahme als Fremdenfeindlichkeit übelster Sorte. Auch mein ehemaliger Freund und Mitarbeiter der Gewerkschaftszeitung, Ruedi Tobler, schrieb mir: «Dein Artikel ist einfach nur schlecht!» Die Folge: Ich konnte über vier Jahre nichts mehr in «meiner» Verbandszeitung, die ich ja massgeblich mitgeprägt hatte, schreiben. Eine Veranstaltung zur neuen Schulordnung, die ich im Namen der Grünen Partei noch vor der Veröffentlichung organisiert hatte, wurde von meinen Parteimitgliedern boykottiert. Es erschien genau eine Person.

Die Menschen wechselten die Strassenseite, wenn sie mich sahen. Neben der Untat, in der *Weltwoche* publiziert zu haben, hatten wir noch einen zweiten Tabubruch begangen. Wir hatten nämlich erklärt, dass sich nicht alle Migrantengruppen mit unserem Bildungssystem schwertäten. Wir bekundeten nämlich kaum Probleme mit Italienern, Spaniern, Russen, Vietnamesen und so weiter.

Wir nannten die schwierigen Bevölkerungsgruppen beim Namen. Muslimische Schüler, Brasilianer, zum Teil auch Afrikaner. Zugegeben, das alles war, im Rückblick gesehen, doch etwas viel für meine ehemaligen Mitstreiter.

Trotzdem gab es auch die anderen Reaktionen. Neben vielen Lehrkräften und einigen Freunden hielt mir besonders und überraschenderweise eine Gruppe die Stange, unaufgeregt und unaufgefordert. Es waren die Migrantenvereine, die Kurden, die Albaner, die vielen Ex-Schülerinnen und -Schüler, die mich als Lehrer kannten und eines wussten: «Dieser Mann ist unser Anwalt. Er forderte und förderte. Er interessierte sich für uns.» Ich wurde eingeladen, auf offener Strasse beglückwünscht – und bald darauf Adressat eines weiteren Problems innerhalb unserer muslimischen Gemeinde. Mit Nicolas Blancho und seinem Islamischen Zentralrat war eine radikale Ausprägung des Islam entstanden, welche vor allem junge Jugendliche in ihren Bann

Die Rhetorik unseres Artikels gehört heute zum Vokabular vieler linker Politiker und Sozialarbeiter.

zog. Junge Erwachsene verschwanden plötzlich in sogenannten Islamschulen, verzweifelte Eltern meldeten sich nicht bei den wegschauenden Integrationsbehörden, sondern bei mir. Die Revision wurde bekanntlich mit über 70 Prozent der Stimmen angenommen. Eine vernichtende Niederlage des links-grünen Milieus, das nicht einmal das eigene Lager hinter sich scharen konnte.

Die heutige Migrationsdebatte leidet zwar immer noch an Denkverboten und kann phasenweise wieder in Hysterie umschlagen. Rückblickend lässt sich aber feststellen: Grundsätzlich hat sich ein pragmatischer Stil im Umgang mit den Kindern unserer Einwanderer durchgesetzt. Die Rhetorik unseres *Weltwoche*-Artikels gehört heute längst zum üblichen Vokabular vieler linker Politiker, Sozialarbeiter und Schulleiter.

Die Schulen reagieren heute viel klarer auf muslimische Sonderwünsche und lassen sich kaum mehr auf der Nase herumtanzen. Eine allgemein härtere Gangart gegenüber Disziplinlosigkeiten wurde eingeschlagen, zum Vorteil unserer Schüler und vor allem auch unserer Migrantenkinder. Chaos im Unterricht will niemand.

Der neue Chefredaktor des VPOD-Magazins *Bildungspolitik*, Johannes Gruber, lässt mich wieder schreiben, in der *Weltwoche* publizieren heute auch andere Linke wie Cédric Wermuth oder Peter Bodenmann. Mit der erfolgreichen *Basler Zeitung* unter Markus Somm ist ein neuer liberaler Verbündeter aufgetaucht, der das in unserer Demokratie wichtige *checks and balances*-System verstärkt. Grundsätzlich orientieren sich die Medien heute mehr an dem, was ist, und nicht mehr so stark an dem, was sein soll. Ich trat aus der Grünen Partei aus und politisierte heute bei den Grünliberalen.

Vor einiger Zeit war ich an eine Wohnungseinweihung eines ehemaligen Schülers eingeladen. Der Bosnier mit Schweizer Pass, der 1994 als Flüchtling in die Schweiz gekommen war, hat sich mit seinem Vater gerade ein eigenes Haus gekauft. Die ganze Familie rackerte und sparte dafür. Geradezu begeistert war er aber, als er schon wenige Tage nachdem er mit dem Verkäufer einig geworden war, einen Termin beim Notar, der bereits das Grundbuch anvisiert hatte, erhielt und merkte, dass er jetzt bald ein wirklicher Besitzer sein würde. In seinem Heimatland hätte dies ein Jahr gedauert und wäre ohne Schwarzgeld kaum möglich gewesen.

Integration bedeutet Arbeitschancen

Im Schweizer Arbeitsmarkt sind unsere ausländischen Mitbürger viel besser integriert als im übrigen Europa. Und dies, obwohl die Schweiz ab 2000 im Verhältnis wesentlich mehr Immigranten aufgenommen hat als etwa die USA. Sie sind alle kranken- und altersversichert und pensionsberechtigt. Die Kinder des Bosniers machen eine Lehre, und eine seiner Töchter ist Mitglied in dem von mir gegründeten Lehrlings- und Migrantentheater Biel.

«Wer sich anstrengt», vertraute mir der gelernte Polymechaniker an, «kann in diesem Land etwas erreichen.» Und er ärgert sich wie ich über die Migrantenflüsterer, welche die Schweiz als ein integrationsfeindliches Land darstellen und den neuen Migranten eine Umwertung aller Werte vorpredigen: keine Leistung, viele aufpöppelnde Sonderbetreuungen, Rassismusberatungsstellen und Integrationsbehörden, welche ihr Geld vom Staat beziehen, die eigene Institution in den Konkurs treiben und ihren ausländischen Klienten vor allem eines suggerieren: «Wir sind doch alle Opfer.»

Integration findet durch Arbeitschancen statt. Das ist, was zählt. Und wir müssen dafür sorgen, dass dies auch so bleibt, gerade in Biel, wo diese Erfolgsstory ins Stottern zu geraten droht. Und wir brauchen eine offene Debatte über die Probleme, welche die Migration mit sich bringt. Dazu braucht es die *Weltwoche* genauso wie die *WOZ*.

Alain Pichard ist Reallehrer in Orpund und Mitinitiant der Aktion «550 gegen 550».

Sozialamt der EU

Seit dem 1. April 2012 wendet die Schweiz eine neue EU-Verordnung an. Die Schweizer Arbeitslosenversicherung zahlt Grenzgängern aus der EU seither mehrere Hundert Millionen Franken. Die entsprechende Regelung wurde fernab der Öffentlichkeit in Kraft gesetzt. *Von Florian Schwab*



Hohes Missbrauchspotenzial: Erntehelfer gelten als Grenzgänger.

Es ist ein Arrangement, wie man es sich als portugiesischer Erntehelfer nicht schöner wünschen kann: im Sommer als «Grenzgänger» in der Schweiz arbeiten und in den kalten Monaten auf Rechnung der Schweizer Arbeitslosenversicherung (ALV) an der südlich-milden Algarve überwintern. Als die Sendung «10 vor 10» kürzlich diese Praxis thematisierte, gingen die Wogen hoch. Das zuständige Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) bekannte, es habe sich bei der Einführung dieser Regelung in den Kosten getäuscht. Statt auf die im Jahr 2012 prognostizierten 100 Millionen Franken beliefen sich die Zahlungen der ALV ins Ausland auf 227,3 Millionen Franken im Jahr 2014 und auf 192,8 Millionen Franken im Jahr 2015. 2011 hatten die Kosten noch null betragen, da damals einzig die Arbeitslosenversicherung am Wohnsitz des Grenzgängers zuständig war. Das Thema betraf im letzten Jahr knapp 27 000 Personen.

Nur die halbe Wahrheit

Seit dem 1. April 2012 ist die Zuständigkeit geteilt: Die ALV überweist dem EU-Staat die effektiven Kosten des arbeitslosen Grenzgängers für die ersten drei Monate (sofern er weniger als zwölf Monate in der Schweiz tätig war) oder für die ersten fünf Monate (sofern er länger als zwölf Monate in der Schweiz tätig war). Der konkrete Betrag bemisst sich nach dem Recht des ausländischen Staates. Im Extremfall genügt es, einen Tag in der Schweiz gearbeitet zu haben, um

Ansprüche zu erwerben. Dass diese Regelung Missbrauchspotenzial birgt, liegt auf der Hand. So ist für die Schweizer Arbeitslosenversicherung nicht zu überprüfen, ob der Grenzgänger im Ausland sich sofort wieder um eine Anstellung bemüht. Für die ausländische Arbeitslosenversicherung spielt es auch keine Rolle, da ja die Kosten von der Schweiz getragen werden.

Das Seco beschwichtigt: Bis 2009 sei die Regelung für die Schweiz noch unvorteilhafter gewesen. Das Freizügigkeitsabkommen (FZA) habe von 2002 bis 2009 «für eine Übergangszeit von sieben Jahren» sogenannte Retrozessionen vorgesehen. Die Schweiz habe damals im Fall der Zugehörigkeit zu einem jener Staaten, mit denen bereits vor Inkrafttreten der Bilateralen 2002 ein entsprechendes zwischenstaatliches Abkommen bestand, sämtliche ALV-Beiträge des Grenzgängers an den ausländischen Vertragsstaat überwiesen. Gemäss neuer Praxis würden die Grenzgänger unter dem Strich mehr einzahlen, als sie zurückbekämen. Dabei verschweigt das Staatssekretariat, dass die Schweiz nur mit ihren Nachbarstaaten ein solches Abkommen geschlossen hat. Im Unterschied dazu erwerben seit 2012 «Grenzgänger» auch aus so fernen Ländern wie Polen und Portugal Ansprüche auf Schweizer ALV-Gelder. Mit der Personenfreizügigkeit waren bereits 2007 die früheren Grenzzonen aufgehoben worden. Seither können Personen aus allen EU-Staaten in der Schweiz als Grenzgänger arbeiten, solange sie

«wöchentlich an ihren Wohnort zurückkehren», was aber kaum kontrolliert wird. Von den 27 000 Bezüglern aus dem Jahr 2015 stammen mehr als 3000 aus Ländern, die nicht an die Schweiz grenzen – Tendenz steigend.

Vorgeschmack auf weitere Abkommen

Wie kam es zur teuren und missbrauchsanfälligen Neuregelung? Gemäss Seco hat die Schweiz per 1. April 2012 die EU-Verordnung 883/04 «zur Koordinierung der Systeme der sozialen Sicherheit» übernommen, die in der EU bereits seit 2004 gilt. Darin sei diese Handhabung geregelt. Die Anwendung des EU-Rechts sei als «technische Anpassung» im Anhang II des FZA beschlossen worden. Der Entscheid dazu sei im «Gemischten Ausschuss» gefallen, dem Vertreter der Schweiz und der EU angehören und der über Fragen der Bilateralen einvernehmlich entscheidet. Die Schweizer Delegation in diesem Gremium leitet Staatssekretär Mario Gattiker.

Ist das also ein bürokratischer Akt, der 200 Millionen Franken pro Jahr kostet – eine Milliarde Franken in fünf Jahren? Laut Seco fiel der Beschluss am 31. März 2012 im Zirkulationsverfahren, also auf dem Korrespondenzweg. Tags darauf trat die Regelung in Kraft, die als eine der teuersten im juristischen Geflecht der bilateralen Verträge gelten darf. Vorgängig hatte der Bundesrat grünes Licht gegeben, nachdem er bereits im Januar 2011 die für die Aussenpolitik zuständigen Kommissionen «konsultiert» hatte. Im Bericht des Bundesrates an die Kommissionen, so das Seco, sei von Kosten in der Höhe von 150 Millionen Franken pro Jahr die Rede. Seither habe die Zahl der Grenzgänger zugenommen, und das Schweizer Lohnniveau sei gestiegen, was die Differenz erkläre.

Der Zuger SVP-Nationalrat Thomas Aeschi will es nun genau wissen: «Was hat der Bundesrat den Kommissionen damals genau gesagt? Wer hat entschieden, ein Geschäft mit dieser finanziellen Tragweite als technisches Detail zu klassifizieren und damit am Gesamtparlament vorbei still und heimlich in Kraft zu setzen?», fragt er. Für Aeschi liefert die Affäre einen Vorgeschmack auf das von Aussenminister Didier Burkhalter (FDP) forcierte Rahmenabkommen mit der EU, das die Schweiz zur automatischen Übernahme von EU-Recht verpflichten würde. «Wenn uns schon die halbdynamische Übernahme einer einzelnen Verordnung so teuer zu stehen kommt, dann würde die wohlhabende Schweiz mit dem Rahmenabkommen endgültig zum Sozialamt der Europäischen Union.» ○



Justiz

Kriminalität lohnt sich

Bagatelldelikte werden mit grosser Akribie verfolgt, während grobe Vergehen oft nur bedingte Strafen nach sich ziehen. Die aus dem Lot geratene Verhältnismässigkeit unseres Sanktionssystems muss dringend wiederhergestellt werden.

Von Mathias Binswanger

Die Gefängnisaufseherin Angela Magdici und der wegen mutmasslicher Mehrfachvergewaltigung inhaftierte Hassan Kiko haben seit Februar dieses Jahres für eine Menge Schlagzeilen gesorgt. Ihre gemeinsame Flucht nach Italien und die erneute Festnahme beschäftigten die Öffentlichkeit tagelang. Wer allerdings glaubte, dass die beiden für diese Aktionen irgendwie bestraft werden, sieht sich inzwischen eines Besseren belehrt. Hassan Kiko kommt ungeschoren davon, da Flucht als Selbstbegünstigung gilt, deren Straffreiheit zu den hehren Rechtsgrundsätzen der Schweiz gehört. Denn wie der Bundesrat in einer Antwort auf eine Motion von Lukas Reimann vom Juni letzten Jahres schrieb, stünde ein «Verbot der Selbstbefreiung in Widerspruch zum anerkannten Grundsatz, wonach die Selbstbegünstigung an sich nicht strafbar ist». Im schlimmsten Fall muss ein entfloherer Häftling deshalb nur mit disziplinarischen Sanktionen rechnen, er könnte Vollzugserleichterungen verlieren oder nicht mehr bedingt entlassen werden. Aber nicht einmal das ist sicher.

Doch auch Angela Magdici wird wohl mit einer bedingten Geldstrafe davonkommen, da es sich um ihre erste Fluchthilfeaktion handelt und sie bisher keine Vorstrafen aufweist. Im Klartext heisst dies: keine fühlbare Bestrafung. Bei einem Gefängnisausbruch gibt es nichts zu verlieren, aber viel zu gewinnen. Im besten Fall ist dies die Freiheit. Doch falls man dann, wie im vorliegenden Fall, wieder geschnappt wird, ist das auch nicht weiter tragisch, weil dies ja keine zusätzliche Strafe nach sich zieht. Ganz im Gegenteil. Während man sonst als anonymer Häftling oder als biedere Gefangenenbetreuerin sein Leben unbemerkt von der Öffentlichkeit fristen müsste, verhilft einem ein Ausbruch immerhin zu Popularität – und vielleicht wird sogar noch ein Buch oder ein Film daraus.

Angela Magdici und Hassan Kiko haben sich mit ihrer Flucht also durchaus rational verhalten. Da erstaunt es eigentlich, dass es nicht noch wesentlich mehr Ausbruchsversuche aus Gefängnissen gibt. Doch vielleicht animiert der durch den Fall Kiko/Magdici erneut erbrachte Beweis der Straffreiheit ja einige Ausbruchswillige, es in nächster Zukunft auch einmal zu probieren.

Letztlich fügt sich das Nichtbestraftwerden für Flucht und Fluchthilfe nahtlos in ein Rechtssystem ein, bei dem die durch Strafbestimmungen gesetzten Anreize dazu beitragen, potenzielle Delinquenten zu einer Reihe von Straftaten zu ermutigen, statt sie vor diesen abzuschrecken. Nicht nur Ausbrüche, sondern auch Einbrüche erscheinen bei rationaler Betrachtung durchaus lohnend. Denn erstens sind die Aufklärungsraten tief, und zweitens gibt es meist milde bis gar keine Strafen. Niedrige Aufklärungsquoten betreffen vor allem



Man kann eigentlich nur gewinnen.

Vermögensdelikte, wo die Zahl der aufklärten Fälle insgesamt weniger als 20 Prozent beträgt. Und bei bestimmten Kategorien wie Fahrzeugdiebstahl oder Taschendiebstahl liegt die Aufklärungsquote sogar unter fünf Prozent. Wenn das Risiko, erwischt zu werden, dermassen klein ist, dann kann man es durchaus in Kauf nehmen.

Wird man doch erwischt, dann lässt sich mit den Konsequenzen meist auch gut leben. Egal, ob Vermögensdelikt, Körperverletzung oder sogar Vergewaltigung. Bei fast drei Vierteln aller Urteile in der Schweiz werden heute bedingte Geldstrafen ausgesprochen. Im Klartext

heisst dies: «Straffreiheit» ist de facto bei vielen Delikten der Normalfall, und nur unter besonderen Umständen und bei sehr schweren Vergehen muss man tatsächlich eine Strafe antreten. Gerade für Kriminaltouristen ist dieses System eine Einladung, es in der Schweiz doch einmal mit Einbruchdiebstählen zu versuchen, denn man kann eigentlich nur gewinnen.

Falsche Signale

Das alles gilt aber nur bei schwereren Delikten. Die viel häufigeren Bagatelldelikte (Übertretungen) insbesondere im Verkehrsbereich werden dagegen mit grosser Akribie verfolgt und mit im internationalen Vergleich hohen und nur unbedingt ausgesprochenen Bussen bestraft. Wenn wir das Sanktionssystem des Strafrechts in der Schweiz deshalb aus einer Gesamtperspektive betrachten, fällt auf, dass kleinste Regelverstösse, wie etwa Autofahren in übermüdetem Zustand oder zu schnelles Fahren innerorts, drastisch bestraft werden. Größere Vergehen hingegen ziehen oft nur bedingte Strafen nach sich. Vor allem die im Jahr 2007 eingeführten bedingten Geldstrafen haben unser Rechtssystem pervertiert, indem selbst gewichtige Vergehen wie fahrlässige schwere Körperverletzung de facto gar nicht bestraft werden, sofern sich der Delinquent innerhalb einer Probezeit von zwei Jahren nichts mehr zuschulden kommen lässt.

Der Gesetzgeber würde gut daran tun, sich einmal die Frage zu stellen, welche Anreize er mit solchen Strafbedingungen setzt und welche Signale er damit an die Mehrheit der nicht straffälligen Bevölkerung sendet. Je mehr diese merkt, dass Verbrecher kaum bestraft werden, sie selbst aber für kleinste Gesetzesübertretungen hohe Bussen bezahlt, umso mehr fühlt sie sich für dumm verkauft. Die aus dem Lot geratene Verhältnismässigkeit unseres Sanktionssystems muss wiederhergestellt werden, so dass die Schwere der Strafe wieder mit der Schwere des Vergehens korreliert. Die schon lange geplante, aber nicht durchgeführte Abschaffung der bedingten Geldstrafe ist dazu nur ein erster, allerdings äusserst dringender Schritt.

Mathias Binswanger ist Ökonom und Professor für Volkswirtschaftslehre an der Fachhochschule Nordwestschweiz in Olten sowie Privatdozent an der Universität St. Gallen.

Arglos in die Geldentwertung

Die Inflation kommt erst dann, wenn man nicht mehr daran glaubt. Viele Anleger und Konsumenten ahnen das. Dennoch verhalten sie sich so, als ob die Wertvernichtung sie nicht treffen würde.

Von Beat Gygi

Alle reden von Inflation, aber kaum jemand denkt offenbar ernsthaft an Inflation. Bildlich ausgedrückt, versucht man ein kleines Käzchen aus seinem Körbchen hervorzulocken und mit ihm zu spielen, bedenkt aber nicht, wie es ist, wenn plötzlich ein Tiger auf einen losgeht. Dieser Gedanke drängte sich auf, als Alfred Roelli, Chefanalyst bei der Privatbank Pictet, kürzlich bei einer Präsentation zu Wirtschaftstendenzen und Anlagepolitik das Thema Zinswende aufgriff. Mit untenstehender Grafik verdeutlichte er, welch gewaltige Inflationsprobleme es früher einmal gab, die heute vielen nicht mehr in Erinnerung sind.

Welche jüngeren Ökonomen und Finanzmarktspezialisten haben je Hypothekarzinsen von 9 Prozent und den Kampf gegen die Aufwärtsspirale des automatischen Teuerungsausgleichs erlebt? Gewiss, in Modellen befassen sich Notenbanken und Banker durchaus mit Inflationsfragen. Roelli verweist auf all die Inflationsprognosen der letzten Jahre, die aber samt und sonders falsch waren, weil sie immer und immer wieder auf eine bald deutlich steigende Inflation hindeuteten. Nach so vielen Fehlprognosen ist er überzeugt: «Wenn die Wende kommt, glaubt niemand daran.»

Offenbar rechnen tatsächlich die wenigsten damit, dass die grossen Zentralbanken die Inflation wirklich so energisch wecken können, wie dies etwa EZB-Präsident Mario Draghi immer wieder sgt. In langfristigen Anleihen sind nach Roellis Einschätzung heute keine Risikoprämien für eine Inflation von über 2 Prozent erkennbar. Anleger, die sich auf zwanzig oder gar dreissig Jahre hinaus in Obligationen binden, treffen zurzeit also keine besonderen Vorsichtsmassnahmen für den Fall, dass die Zinsen rasant steigen und den Wert ihrer Papiere massiv reduzieren sollten. Wie radikal sich die Welt aber ändern kann, zeigt ein Vergleich mit 1980. Die damaligen Zinsen auf zehnjährigen Staatsobligationen von 14 Prozent bedeuteten, dass die Anleger davon ausgingen, in den kommenden dreissig Jahren werde eine Inflation von 11 Prozent herrschen.

Widersprüchliche Ziele

Warum rechnet man denn heute kaum mit Inflation? Sind alle früheren Erlebnisse vergessen? Seit der Finanzkrise 2008/09 betreiben die Zentralbanken doch eine extrem lockere Geldpolitik. Zuerst haben sie immer wieder die Zinsen gesenkt, und als sie bei der Nullzins-Linie an eine Grenze stiessen, gingen sie dazu über,

die Märkte mit Geld zu überschwemmen. Mit dieser Flut streben die Währungshüter eine ganze Reihe von teilweise widersprüchlichen Zielen an. Man will das Wirtschaftswachstum ankurbeln, Konkurse verhindern, Schmerzen vermeiden. Viele Bürokratien, Firmen und Haushalte haben grosse Summen in unrentable oder sinnlose Vorhaben investiert, sträuben sich aber, dies einzugestehen und aufzuräumen. Die Politiker sind froh, dass die Noten-

Heute hält man ein jährliches Plus von 2 Prozent beim Preisniveau für ein angenehmes Schmiermittel.

banken mit dem Vorwand, sie müssten die Deflation bekämpfen, so viel Flüssiges in die Wirtschaft pumpen, dass manches Problem unter dem Wasserspiegel verschwindet.

Als vordergründige Rechtfertigung für diese Eingriffe betont Draghi jeweils, die EZB wolle eine Inflationsrate von 2 Prozent erreichen – obwohl diese Marke früher als obere Inflationsgrenze gegolten hatte, um die Geldwertstabilität nicht zu gefährden, und nicht als Zielwert. Heute aber hält man ein jährliches Plus von 2 Prozent beim Preisniveau für ein angenehmes Schmiermittel, um die Wirtschaft anzuregen. Bei Inflationsraten von 3 bis

5 Prozent lassen sich negative reale Renditen oder reale Lohneinbussen besser übertünchen als heute. Um Ehrlichkeit in die Debatte zu bringen, empfiehlt Roelli, statt «Inflation» den Begriff «Geldwertvernichtung» zu verwenden, das bringe die wahren Verhältnisse besser zum Ausdruck. Er ist sich ziemlich sicher, dass diese Geldwertvernichtung auf breiter Front erfolgen wird. «Wenn die Zentralbanken etwas erreichen wollen, dann erreichen sie es auch, früher oder später», meint er. Ein Supertanker brauche Zeit für ein Steuermanöver, aber wenn er drehe, dann drehe er.

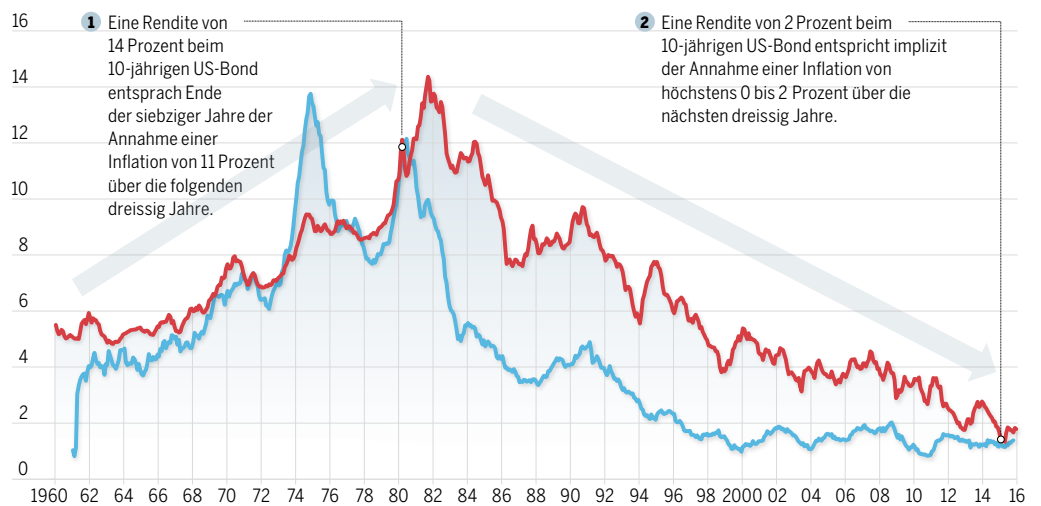
«Geldmenge ist explodiert»

Typisches Beispiel ist für ihn die in der Grafik sichtbare Wende von der steigenden zur sinkenden Inflation, die den Zentralbanken in den achtziger Jahren in einem grossen Gewaltakt gelungen ist. Seiner Ansicht nach ist es auch aufschlussreich, nachzuvollziehen, wie rasch es 1961 beim Start der Inflationsphase mit den Preissteigerungen plötzlich ging: Der Sprung von einem auf 4 Prozent (ganz links in der Grafik) könnte sich seiner Meinung nach durchaus wiederholen, vielleicht durch die Kombination von Steigerungen bei Energiepreisen und bei amerikanischen Löhnen.

Peter Bernholz, emeritierter Professor für Nationalökonomie, insbesondere Geldtheorie

Rätseln über den Zeitpunkt der Wende

Inflation (Kerninflation) und Rendite 10-jähriger Obligationen für G-10-Volkswirtschaften* (nach BIP gewichtet) 1960–2015, in Prozent



■ Rendite 10-jährige Rentenwerte im G-10-Raum, gewichtet ■ Kerninflation im G-10-Raum, gewichtet
*G-10: USA, Euro-Zone, Japan, GB, Schweiz, Norwegen, Schweden, Australien, Neuseeland, Kanada. Gewichtung erfolgt mit nominalem BIP, in US-Dollar.

QUELLE: PICTET ASSET MANAGEMENT, DATASTREAM

Träger wie ein Supertanker.



Flüssiges in die Wirtschaft pumpen.

an der Universität Basel, bekräftigt die Ansicht, dass Aufblähung der Preise zuerst einer entsprechend grossen Geldmenge bedarf. Die Forschung habe klar gezeigt, dass der Inflation bisher immer eine massive Geldvermehrung durch Notenbanken vorausgegangen sei, also eine Zunahme der Zentralbankgeldmenge. Bereits im Interview mit der *Weltwoche* im Oktober 2015 hatte er betont: «Brisant ist heute, dass diese Geldmenge gerade seit der letzten Finanzkrise sozusagen explodiert ist.» In Grossbritannien und in der Schweiz war die Geldmengenexpansion seit 2008 am grössten, in den USA am bedeutendsten, während die Euro-Zone erst noch am Aufholen ist. Inflation gibt es laut Bernholz noch keine, weil die Wirkungsketten Zeit brauchten. Das Zentralbankgeld gelange nicht so rasch als Kredite zu den Unternehmen und in die Portemonnaies der Menschen und dann in die Produktpreise. Der Geldschöpfungsmultiplikator, der angebe, wie sich ein Wachstum der Zentralbankgeldmenge in ein Wachstum der wirtschaftlich wirksamen Geldmenge M_3 übersetzt, sei heute beispielsweise in den USA und in der Schweiz viel niedriger als in Normalzeiten, sogar noch niedriger als vor der Grossen Depression der dreissiger Jahre. Nach allen historischen Erfahrungen werde der Multiplikator aber wieder steigen, so dass dann die Gefahr einer Inflation bestehe.

Oder wie es Bernholz damals im Interview besonders plastisch darlegte: «Der Geldschöpfungsmultiplikator ist von der Stimmung der Menschen abhängig, er kann sich irgendwann schlagartig und massiv ändern. Es gibt dazu eine Anekdote, die vielleicht nicht stimmt, aber vielsagend ist: Als Hitler 1933 in Deutschland die Macht ergriffen hatte, befahl er den Verwal-

tungsökonomem Lautenberg zu sich, der, ohne Keynes zu kennen, Keynesianer war. Hitler sagte ihm, seine Bankiers und Ökonomen seien der Ansicht, seine expansive Politik führe zu Inflation; ob das stimme. Damals betrieb Hjalmar Schacht im Auftrag Hitlers an der Notenbank vorbei eine Geldexpansionspolitik. Der Ökonom gab zur Antwort: «Herr Hitler, Sie sind der mächtigste Mann in Deutschland, aber eines, das Sie jetzt nicht fertigbringen können, ist eine Inflation.» Er hatte recht. Aber fünf Jahre später, 1938, begann die Inflation zum Problem zu werden; erste Preiskontrollen wurden eingeführt.»

Es kann also gut sein, dass sich die Konsumentenpreise trotz enormer Liquiditätsausweitung lange Zeit nicht bewegen, dass dann aber die Inflation plötzlich anspringt. Nach Ansicht von Ernst Baltensperger, emeritierter Volkswirtschaftsprofessor und Währungsexperte der Universität Bern, ist man in Firmen und Haushalten zurzeit so verunsichert, dass das Geld quasi untätig liegenbleibt. Verschuldung und fehlende Reformen stünden einer Normalisierung im Weg. Aber irgendwann werde etwas geschehen. Dann müssten die Zentralbanken die enorme Liquidität, die sie geschaffen haben, rechtzeitig abbauen, um Inflation zu vermeiden.

Die heutige Situation hat für Baltensperger eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Zustand Anfang der sechziger Jahre. Damals sei man aus einer relativ langen Phase mit niedrigen Zinsen und niedriger Inflation plötzlich in eine unerwartete Dynamik geraten. Etwa zu Beginn seiner Studienzeit sei die Vorstellung angekommen: «Ein wenig Inflation ist gut, das wirkt wie Schmiermittel, dann läuft die Wirtschaft besser» – auch propagiert von den be-

rühmtesten Ökonomen jener Zeit, Samuelson, Tobin und anderen. Inflation habe nicht als Problem gegolten, weil sie lange nicht präsent gewesen sei. Und mit der Vorstellung, im Fall des Falles könne man ja rasch Gegensteuer geben, sei man in einen Zyklus gerutscht, der schliesslich zu einer Inflation von 7 bis 8 Prozent führte, in den USA bis zu 15 Prozent.

Risiken werden überschätzt

Und heute? Bernholz gibt zu bedenken, dass Zinserhöhungen den Staatsschuldendienst derart in die Höhe trieben, dass die Politiker eine konsequente Inflationsbekämpfung kaum zuliessen. Baltensperger hält es grundsätzlich für möglich, dass die Notenbanken rechtzeitig handeln könnten, wenn man aber die politischen Anreize berücksichtige, erscheine ihm das «extrem unwahrscheinlich». Heute herrsche eine Stimmung, in der Inflation fast als etwas Wünschenswertes gelte. Es werde zwar beteuert, man müsse den Auftrieb bei 2 Prozent halten, aber hinter vorgehaltener Hand seien viele auch für höhere Werte. Ins Bild passt Roellis Hinweis, dass der Währungsfonds bereits für ein 4-Prozent-Inflationsziel plädiere.

Dennoch: Anleger und Konsumenten erwarten offenbar keine Inflation. Baltensperger findet, dass die Märkte die Risiken unterschätzen – auch das sieht er als Parallele zu den sechziger und siebziger Jahren. So werde heute zu wenig klar erkannt, dass das Sinken der Energiepreise irgendwann zu Ende sei, das sei ja ein einmaliger Effekt – und womöglich könnten nachher plötzlich stärkere Preisbewegungen wirksam werden. Er vermutet, dass die EZB-Führung ein Überschiessen über die 2-Prozent-Inflationsmarke dann nicht so vehement bekämpfen würde, wie sie heute die sogenannte Deflation bekämpft. Sie werde sicher Argumente finden, warum das nicht so schlimm sei. ○

Zeitung der Schweizer KMU-Wirtschaft

- **Initiative AHVplus**
Bloss gut situierte
Rentner profitieren
- **Energiestrategie 2050**
«GEAK» steht
als Notnagel bereit
- **Betreibungsregister**
Kein valables
Frühwarnsystem

www.gewerbezeitung.ch

«Das kann jeder Bank passieren»

Alle Geldinstitute hätten in der Vergangenheit Fehler gemacht, meint Prinz Maximilian von der Liechtensteiner LGT Group. Dennoch seien die Banken heute besser als ihr Ruf.

Von Wolfgang Koydl

Auch wenn er in Zürich ist, sieht der Prinz gerne die Berge, und von der Zentrale der LGT-Bank am Schanzengraben gelingt es Max von und zu Liechtenstein ab und zu, einen Blick von der fernen Alpenkette zu erhaschen – vorausgesetzt, das Wetter spielt mit und er tritt in dem schmalen Gebäude an eines der Fenster, die in Richtung Zürichsee hinausgehen. Seit 2006 führt der 46-Jährige den fürstlichen Familienbetrieb – wenn auch dieser anheimelnde Begriff bei einer Bank mit mehr als 2000 Mitarbeitern an über zwanzig Standorten weltweit und einem verwalteten Vermögen von 211 Milliarden Franken Einlagen ein wenig irreführend klingen mag.

Durchlaucht, Lizenzentzug, Strafverfahren, Berufsverbote – sehr drastisch ist die Eidgenössische Finanzmarktaufsicht (Finma) unlängst gegen die Tessiner Bank BSI vorgegangen. Waren Sie von dieser Härte überrascht?

Ich weiss nicht, was der Finma konkret vorliegt, aber es ist offenbar das erste Mal, dass in der Schweiz einer Bank dieser Grössenordnung die Lizenz entzogen werden soll.

Hat es Sie überrascht, dass eine Schweizer Bank bei Geldwäsche erappt wurde?

Jede grössere Bank ist laufend mit Geldwäscherei-Risiken konfrontiert. Im vorliegenden Fall muss man darauf schliessen, dass in gravierender Weise Regeln missachtet und Risiken ignoriert wurden.

Aber eine Zeitlang muss es sich doch rentiert haben, sonst hätte man es nicht gemacht?

Natürlich dürfte die Frage der Rendite bei Geldwäschereirisiken keine Rolle spielen. Aber die Probleme sind nicht immer offensichtlich, und gerade lukrative Kunden werden oft nicht gut genug geprüft, obwohl man diese besonders genau anschauen sollte. Wie sich die Situation innerhalb der BSI-Führung präsentierte und was diese allenfalls unternommen hat, kann ich natürlich nicht genau beurteilen.

War die BSI nur eine Art von Bauernopfer?

Das glaube ich nicht. Aber angesichts der ohnehin bevorstehenden Übernahme durch die Bank EFG war es doch recht einfach, ein Exempel zu statuieren.

Der Fall bedeutet Wasser auf die Mühlen der Bankenkritiker. Ist der schlechte Ruf der Banken gerechtfertigt?

Die Banken haben seit der Finanzkrise nicht ganz zu Unrecht massiv an Reputation verloren, schliesslich haben sie eine ganze Reihe von Fehlern gemacht. Aber auch die Regulierung der Banken war in der Vergangenheit nicht ideal. Seit der Krise befinden wir uns in einem Transformationsprozess, der stark durch veränderte Regulierungen getrieben wird. Die Branche hat sich auch deswegen in einer positiven Weise verändert, und generell sind die Banken besser als ihr Ruf.

Ganz freiwillig folgen die Banken diesen neuen staatlichen Vorgaben allerdings nicht.

Alle waren sich einig, dass sich die Regulierung verändern muss. Sicher, wenn man den Banken diese Aufgabe übertragen hätte, wäre man woanders herausgekommen.

Hat man mit der Regulierung übertrieben?

Wie so oft schlägt das Pendel nun stärker in die andere Richtung aus. Die regulatorischen Massnahmen sind von der Richtung und den Themen her gut gesetzt. Aber in gewissen Bereichen ist man über das Ziel hinausgeschossen, was zu negativen Nebeneffekten führt.

Zu welchen?

Im Investoren- und Konsumentenschutz

«Die Banken haben seit der Finanzkrise nicht ganz zu Unrecht massiv an Reputation verloren.»

wurden so viele Mechanismen und Regeln eingebaut, dass ich bestimmte Produkte gar nicht mehr anbieten kann, weil sie zu komplex oder zu teuer geworden sind. Man versucht, den Kunden so stark zu schützen, dass es ihn in seinen eigenen Freiheiten einschränkt.

Sind das die einzigen Nachteile der Regulierungsoffensive?

Nun, sie führt auch zu einer Erhöhung der Kosten, und die müssen dann auch umgewälzt werden, zumindest teilweise. Hinzu kommt, dass der steigende Fixkostendruck zu einer verstärkten Konsolidierung und zu höheren Eintrittsbarrieren führt. Ausserdem haben die Regulierung und die Bussen für Banken zu einer ungewollten,

aber signifikanten Diskriminierung geführt.

Wie meinen Sie das?

Kunden aus gewissen Ländern schaffen es kaum mehr, eine Bank zu finden, die mit ihnen Geschäfte macht. Zudem ist in der breiten Wahrnehmung auch die Orientierung verlorengegangen. Es wird nicht mehr differenziert, sondern alle Banken werden in denselben Topf geworfen. Die Leute stumpfen ab, wenn immer neue Bussen verhängt werden.

Ein Vorwurf, den man Geschäftsbanken macht, ist, dass sie ihrer wichtigsten Aufgabe nicht mehr nachkommen: Kredite zu vergeben.

Das würde ich nicht sagen. Banken haben in der Finanzkrise sehr viel Geld mit Kreditprodukten verloren und wurden mit Recht risikoscheuer. Das Problem der Wirtschaft ist heute aber weniger der Zugang zu Krediten oder Kapital, es fehlt vielmehr die Nachfrage.

Welche Rolle spielt die Nullzinspolitik der Zentralbanken?

Sie führt zu Verzerrungen, weil die Banken in gewissen Bereichen weniger Geld verdienen – das sie sich anderswo wieder zu holen versuchen. Wenn man auf Einlagen bei der Nationalbank Negativzinsen zahlen muss, wird man versuchen, die Zinsen anderswo zu erhöhen. Einige dieser Anpassungsprozesse sind so nicht erwartet worden, sind aber schlussendlich ökonomisch rational. Wenn man den Preis für ein Produkt stark verändert, reagiert eben der Markt darauf.

Das klingt fast, als ginge es ums Überleben. Wie sind denn die Überlebenschancen einer Bank heute?

Banken wird es immer geben, weil sie fundamental für das Funktionieren jeder einigermassen entwickelten Wirtschaft sind.

Aber braucht man so viele Banken?

Wie viele Banken es sind und wie sie organisiert sind – da wird es immer Veränderungen geben. Da spielen sowohl der technologische Fortschritt als auch die Regulierungen eine Rolle. In beiden Bereichen ist momentan viel in Bewegung, und wir befinden uns in einem Transformationsprozess, der alle Banken enorm herausfordert. Einige stellen sich schneller und besser darauf ein als andere. Da trennt sich die Spreu vom Weizen, und es gibt Ge-



«Alle Banken werden in denselben Topf geworfen»: LGT-Chef von und zu Liechtenstein.

winner und Verlierer. Entsprechend haben sich die Marktanteile seit der Finanzkrise viel schneller und intensiver verschoben als vorher.

Die LGT steckt nicht in der Krise, ganz im Gegenteil. Seit einiger Zeit bietet sie eine Leistung an, die man als Luxus bezeichnen könnte: philanthropische Investitionen.

Für uns war es immer wichtig, unser Geschäft so zu führen, dass es nicht nur erfolgreich ist, sondern auch einen positiven Fussabdruck in der Gesellschaft und in der Umwelt hinterlässt. In den letzten Jahren haben wir noch härter daran gearbeitet und einige Kompetenzen ausgebaut und entwickelt. Eine ist unsere Philanthropie-

«Man versucht, den Kunden so stark zu schützen, dass es ihn in seinen Freiheiten einschränkt.»

Kompetenz, eine andere die sogenannte Social-Impact-Investing-Kompetenz.

Das klingt, verzeihen Sie, nach einem PR-Gimmick.

Gar nicht. Das gehört seit je zu unserer Unternehmensphilosophie. Wir versuchen in beiden Bereichen, Kapital gezielt so zu investieren, dass es eine starke positive Wirkung auf sozial benachteiligte Menschen und auf die Umwelt hat. Dafür investieren wir in verschiedene Organisationen – philanthropisch in nicht gewinnorientierte und über Impact-Investing in gewinnorientierte.

Und da bleibt unter dem Strich etwas übrig für Sie?

Viele unserer sehr vermögenden Kunden wollen sich selbst philanthropisch engagieren, weil sie der Gesellschaft etwas zurückgeben wollen. Ein wachsender Anteil unserer Kundschaft sorgt sich zudem um langfristige Trends in Gesellschaft und Umwelt und möchte sich über seine Anlagetätigkeit diesbezüglich positionieren. Insofern treffen wir mit diesen Angeboten auf ein Kundenbedürfnis. Wir wollen in diesem Bereich nicht ein Minimum anbieten, sondern eine Führungsposition einnehmen. Darum engagieren wir uns mehr als andere und haben gute Erfahrungen damit gemacht.

Maximilian von und zu Liechtenstein, 47, ist der Sohn von Fürst Hans-Adam II. von und zu Liechtenstein. Er hat Wirtschaft und Recht an der EBS Universität in Oestrich-Winkel studiert und an der Harvard Business School in Boston mit dem Master of Business Administration abgeschlossen. Seit 2006 ist er CEO der LGT Group.



Wissenschaft

Charakterfrage

Wieder einmal steht die private Forschungsfinanzierung in der Kritik. Ist öffentlich finanzierte Forschung wirklich besser? Es ist eher umgekehrt: Einzig schwache Wissenschaftler bedürfen des paternalistischen Schutzes einer nationalen Regulierung.
Von Konstantin Beck

Nach dem Rundumschlag der «Rundschau» gegen die private Forschungsfinanzierung haben sich zahlreiche Kommentatoren zu Wort gemeldet, die das Thema bestenfalls vom Hörensagen kennen. Dabei wird oft das Mantra, öffentliche Forschungsgelder seien «gut», private Forschungsgelder dagegen «böse», bewirtschaftet. Ist das zutreffend?

Als einer, der sich seine 30-jährige Forschungsarbeit sowohl mit öffentlichen als auch privaten Geldern finanziert hat, staune ich einigermassen über die ins Feld geführten Argumente. Mein diesbezügliches Schlüssel-erlebnis bezieht sich auf meine Doktorarbeit und meine Habilitationsschrift. Die Doktorarbeit finanzierte der Staat. Dabei genoss ich grösstmögliche akademische Freiheit. Über die Schlussnote kann ich mich nicht beklagen, der Absatz des Buches war hingegen kläglich: Nach ein paar wenigen verkauften Exemplaren wurde die Auflage eingestampft. Eine ernüchternde, aber nicht untypische Erfahrung.

Ganz anders die Habilitation. Sie wurde ausschliesslich von privaten Sponsoren finanziert, durchlief darauf aber das übliche Beurteilungsverfahren der Universität. Seit seinem Erscheinen hat sich dieses Buch (ohne Zutun der Sponsoren) über 1200-mal verkauft, erreichte drei Auflagen, wobei die zweite innert Wochen vergriffen war. Möglicherweise hilft ein privater Sponsor einem jungen Akademiker also, die relevanten Forschungsfragen zu finden.

Grenzen der Freiheit

Die Habilitation wurde, wie erwähnt, ausschliesslich mit privaten Geldern finanziert. Das war ursprünglich so nicht geplant. Im Laufe der Arbeit erhielt ich auch Forschungsgelder vom Schweizerischen Nationalfonds zugesprochen. Allerdings sass das Bundesamt für Sozialversicherungen in der Begleitgruppe des Forschungsprogramms. Dessen Vertreter äusserte schon bald Bedenken zur Veröffentlichung meiner Resultate, wie sie sich abzeichneten. Er stufte sie als politisch brisant ein. Ich zog die Reissleine und verzichtete auf die Unterstützung. So viel zur «absoluten Forschungsfreiheit» bei öffentlich finanzierten Projekten.

Natürlich geht man bisweilen auch schlechte Verträge ein. Eine Publikation wurde mir verwehrt, weil ich mich auf den mündlichen Zusammenarbeitsvertrag berufen wollte und den

davon abweichenden schriftlichen Vertrag naiverweise nicht gelesen hatte. Aus Schaden wird man klug, ein zweites Mal ist mir das nicht passiert. Auch gibt es durchaus Sponsoren, die mit Zuckerbrot und Peitsche versuchen, die ihnen genehme Publikation zu bekommen. Wer solches antizipiert, isst nicht vom Zuckerbrot und braucht darum die Peitsche nicht zu fürchten. Das ist eine Frage der Standfestigkeit, und diese lässt sich nicht durch Regulierung anordnen. Wer meint, vom Sponsor verfälschte Forschungsergebnisse könnten ohne weiteres



Gesponsert: Erasmus von Rotterdam.

publiziert werden, unterschätzt den Publikationsprozess. Angesehene wissenschaftliche Publikationen müssen ein anonymes Beurteilungsverfahren durchlaufen. Nur wer diese Prüfung übersteht, kann seinen Artikel in einer renommierten Zeitschrift platzieren. Unplausible oder zu schwach abgestützte Aussagen überstehen dieses Prüfverfahren kaum und werden somit auch nicht publiziert.

Natürlich gibt es auch die betrügerische Manipulation statistischer Daten, um «wissenschaftliche» Antworten zu erzwingen. Der mir bekannte Einzelfall betrifft aber wiederum ein staatliches Institut. Betrug ist Betrug, das ist primär eine Charakterfrage und hat mit der Art

der Finanzierung wenig zu tun. Was ist denn Forschungsfreiheit? Es ist ein Freiheitsrecht, das wie alle anderen Freiheiten immer wieder verteidigt werden muss. Wissenschaftlich tätige Menschen müssen sich gegen viele Vereinnahmungen zur Wehr setzen, beispielsweise gegen die Vereinnahmung durch eine ausufernde Hochschulverwaltung oder durch die Politik. Da ist die Vereinnahmung durch den Sponsor nur eine von vielen. Einzig schwache Wissenschaftler bedürfen des paternalistischen Schutzes einer nationalen Regulierung. Diese würde ihnen vorschreiben, welche Arten von Sponsoringverträgen sie eingehen dürften. Und damit beginnt sich die Regulierung exakt in die akademische Freiheit einzumischen.

Zu befürchten ist nun, dass die Universitäten in vorseilendem Gehorsam weitere Vorschriften erlassen werden. Regulierung wirkt ja immer, nur nicht immer im Sinne des Regulators. Heute engen Ethikkommissionen und Datenschutz die Forschungsfreiheit bereits empfindlich ein. In einem Projekt hätten Krankenkassendaten von Alzheimer-Patienten der medizinischen Forschung zugänglich gemacht werden sollen. Die Auflage des Datenschutzes besagt, dass jede betroffene Person ihr informiertes Einverständnis deklarieren muss. Im Fall von Alzheimer ist das ein schlechter Witz. Das daraufhin abgebrochene Projekt wäre sehr wahrscheinlich trotzdem im medizinischen Interesse dieser Patientengruppe gewesen.

Anstelle von Vorschriften wäre eine prominentere Platzierung des Sponsors die kreativere und marktkonforme Lösung: Warum führt beispielsweise die Universität Basel nicht offiziell einen Interpharma-Lehrstuhl, analog amerikanischen Universitäten?

Wie war es früher? Erasmus von Rotterdam (1466–1536) war einer der grossen Wegbereiter der Aufklärung Europas. Sein ganzes Werk verdanken wir Sponsoren, eine Universitätsanstellung hatte er nie. Und dennoch äussert niemand ernsthafte Zweifel an der überragenden Bedeutung seiner Arbeit.

Konstantin Beck ist Titularprofessor der Universität Zürich und Leiter des CSS-Instituts für empirische Gesundheitsökonomie. Diese Einrichtung wurde 2007 von der CSS-Versicherung ins Leben gerufen und soll Antworten auf Fragen der gerechten Lastenverteilung von Gesundheitsleistungen liefern.

Der Ofen ist aus

Noch vor kurzem wurde die Stromgewinnung durch Erdwärme als Zukunftsoption hoch gehandelt. Inzwischen macht sich Ernüchterung breit. Wegen technischer und wirtschaftlicher Hindernisse ist eine Nutzung der Geothermie in weite Ferne gerückt. *Von Alex Reichmuth*

Es waren euphorische Zeiten, nach dem Unfall in Fukushima. Die Politik machte dem Volk weis, der Strom aus Atomkraft lasse sich ohne weiteres durch Elektrizität aus erneuerbaren Quellen ersetzen. Mit zu den heiss gehandelten Stromquellen der Zukunft gehörte die Geothermie. Jährlich stolze 4,4 Milliarden Kilowattstunden Strom aus Erdwärme sah der Bund für das Jahr 2050 vor – was immerhin 7,5 Prozent des Schweizer Verbrauchs entspricht. Die Erdwärme könne einheimischen Strom zu konkurrenzfähigen Preisen rund um die Uhr, wetterunabhängig und ganzjährig liefern, schwärmte der damalige FDP-Ständerat Felix Gutzwiller. Die Geothermie habe ein «enormes, ja unerschöpfliches Potenzial», versicherte sein Parteikollege Georges Theiler, damals Nationalrat.

Doch inzwischen ist die Begeisterung verflogen. Vor zwei Jahren scheiterte das Projekt in St. Gallen, in das grosse Hoffnungen gesetzt worden waren. Seither wird nicht mehr gebohrt in der Schweiz – zumindest nicht, um Strom zu gewinnen. Es bestehen zwar einige Pläne. Meist steht aber die Wärmegewinnung im Vordergrund – wie bei einem Projekt in Genf, wo eine Stromgenerierung lediglich nicht ausgeschlossen ist. Nur die Geo-Energie Suisse AG, hinter der sieben mittelgrosse Energiewerke stehen, ist mit der Planung für einige Erdwärme-Standorte zur Stromgewinnung weiter fortgeschritten. Im jurassischen Haute-Sorne verfügt sie bereits über eine Bohrbewilligung. Doch das Projekt im Jura ist durch Einsprachen blockiert. Gebohrt wird frühestens 2018.

Erhebliches Erdbebenrisiko

Von den grossen Stromunternehmen ist keines mehr in der Geothermie engagiert, zumindest nicht in der Schweiz. Die Axpo und die BKW haben sich von früheren Plänen verabschiedet. Geothermie zur Stromgewinnung zu realisieren, habe sich als «äusserst schwierig und anspruchsvoll» erwiesen, heisst es bei der Axpo. Die BKW spricht von einer «unreifen Technologie». Die Alpiq will wie schon in der Vergangenheit nicht in die Geothermie einsteigen. «Niemand ist bereit, zu investieren, da die Kosten und das Risiko hoch sind», bringt es ein Energiefachmann auf den Punkt.

Der Geothermie stehen technische und finanzielle Hürden im Weg. Bei der hydrothermalen Methode wird natürlich vorkommendes Heisswasser an die Oberfläche gepumpt – so wie es beim Versuch in St. Gallen geplant war. Doch diese Option fällt für die Schweiz praktisch

weg. Zur Stromgewinnung wären Temperaturen von mindestens 150 Grad nötig, was fast nur ab 4000 Meter Tiefe der Fall ist. In solchen Tiefen ist das Gestein aber sehr dicht, so dass Wasserströme in der erforderlichen Stärke fast nie vorkommen. Bei der petrothermalen Methode wird das Gestein durch sogenanntes Fracking aufgebrochen, damit eine Art Durchlauferhitzer entsteht. Durch die entstandenen Spalten und Ritzen wird Wasser gepumpt, dabei erhitzt und wieder an die Oberfläche gefördert. Das Aufbrechen des Gesteins geht aber mit dem Risiko von Erdbeben einher, wie sich beim Bohrversuch in Basel gezeigt hat. Fachleute sprechen zwar von neuen, schonenderen Möglichkeiten, bei denen es nur noch zu Mikroben kommt. Ob diese Methode aber wirklich funktioniert und ob damit die Akzeptanz der Anwohner steigt, muss sich erst weisen.

Sollte sich die petrothermale Geothermie als zuverlässige und risikoarme Methode bestätigen, besteht zwar die Chance, serienmässig Kraftwerke zu bauen. Doch auf absehbare Zeit hat jeder Bohrversuch Pioniercharakter. Es sind Investitionen von vielen Millionen Franken nötig, während ein rentabler Betrieb nie in Aussicht steht, aber das Risiko des Scheiterns droht. Geothermie-Probebohrungen können darum nur realisiert werden, wenn die Öffentlichkeit kräftig mitbezahlt und das Ausfallrisiko trägt.

Doch auch wenn die Geothermie technisch einwandfrei funktionieren sollte, ist ein rentabler Betrieb von Kraftwerken fraglich – selbst unter Einbezug von Fördergeld. Die Vermarktung der Abwärme etwa, die parallel zum Strom entsteht, ist zwingend. Weit abgelegene Standorte, wo keine Siedlungen beheizt werden können, kommen darum nicht in Betracht.

Durch den Preiszerfall an den europäischen Strombörsen sind privatwirtschaftliche Investitionen in die Geothermie in weite Ferne gerückt. Die Stromkonzerne, die teilweise um ihr Überleben kämpfen, haben derzeit keine Reserven für geothermale Abenteuer. Bis 2050 müssten aber mindestens 150 geothermische Kraftwerkseinheiten gebaut werden, um die vom Bund vorgesehenen 4,4 Milliarden Kilowattstunden Strom zu erzeugen. Fachleute bezeichnen dieses Ziel als «sehr ambitiös» oder schlicht als «Wunschdenken».

Der Geothermie droht eine weitere Gefahr: ein Verbot des Frackings, wie es in einigen Kantonen schon beschlossen ist. Denn die petrothermale Geothermie ist zwingend auf die Methode des Frackings angewiesen. Grüne Politiker wollen mit einem Verbot zwar die Förderung von unkonventionellem Gas in der Schweiz verhindern. Setzen sie sich durch, würden sie damit aber auch die letzten Chancen der Geothermie eliminieren. ○



«Wunschdenken»: Bohrturm des mittlerweile gestoppten Geothermie-Projekts im Sittertobel.

Das Chamäleon

Sie wirkt arrogant, kalt und elitär. Kein Wunder, dass Hillary Clintons Präsidentschaftswahlkampf kaum in Fahrt kommt. Sie könnte es dennoch ins Weisse Haus schaffen – dank ihrer Wandlungsfähigkeit.

Von Christopher Caldwell

Anfang Mai gab es für Donald Trump eine gute Nachricht der ungewöhnlichen Art. Nach einer Umfrage, die vom zuverlässigen Meinungsforschungsinstitut Quinnipiac im wichtigen Bundesstaat Ohio durchgeführt worden war, hatten 57 Prozent der Wähler keine gute Meinung von ihm. Das war seit je eines der schlechtesten Beliebtheitsergebnisse eines Präsidentschaftskandidaten. Die gute Nachricht war, dass seine Rivalin Hillary Clinton noch schlechter abschnitt – ganze 62 Prozent der Befragten in Ohio lehnten sie ab.

Gespielte Bescheidenheit

Hillary Clinton ist eine talentierte Politikerin, aber politisches Talent zeigt sich in vielerlei Formen. Ihr liegt es nicht, Wähler direkt anzusprechen. Der Meinungsforscher Peter Hart sagt, sie habe ein Problem mit «Beliebtheit». Noch nie hat sie in einem politischen Rennen einen talentierten Konkurrenten geschlagen. Sie wirkt nicht sehr menschlich, kann manchmal aber so tun, als ob. Bei einem Dinner am Vorabend der Vorwahlen in New Hampshire 2008 sicherte sie sich den Sieg, weil sie bei einer Diskussion über ihre Ideale geweint hatte. Was sie während ihres Pseudo-Zusammenbruchs von sich gab, war aber viel zu eloquent, zu «aufgesetzt», als dass man es nicht für virtuose Wahlkampfaktik hätte halten müssen. Wir sagen alles Mögliche, wenn wir emotional bewegt sind, und manchmal entsteht daraus eine grosse Kraft, doch das gilt nicht für so gedrechselte Formulierungen wie: «Manche von uns haben recht, und manche haben unrecht. Manche von uns sind bereit, manche sind nicht bereit. Manche von uns wissen, was sie am entscheidenden Tag tun werden, und manche haben das noch nicht gut genug durchdacht.» Die Zeitschrift *Vanity Fair* fand Hillarys gespielte Bescheidenheit denn auch energisierend.

Sie hat immer noch gute Chancen, als nächste Präsidentin ins Weisse Haus einzuziehen. Aber eine unübersehbare Überheblichkeit belastet ihren Wahlkampf – so wie 2008, als sie gegen Barack Obama antrat. In den letzten Monaten hat sie oft über Ufos gesprochen und die Regierung aufgefordert, die Dokumente zur «Area 51» freizugeben, wo nach Ansicht einiger Verschwörungstheoretiker Zeugnisse von Begegnungen mit Ausserirdischen aufbewahrt werden. Hillary scheint allen Ernstes zu glauben, dass sich jene Leute, die nicht zu ihrer Welt der internationalen Konferenzen und Eliteuniversitäten gehören, wirklich dafür

interessieren. Im Mai rief sie einer Frau zu, die ein Trump-Plakat hochhielt: «Das ist okay ... Wählen Sie doch, wen Sie wollen.» Derart arrogant geht man vielleicht mit seinem ärgsten Feind um – für eine Politikerin ist diese Form der Kommunikation mit einer armen Frau in einer der ärmeren Regionen des Landes nicht unbedingt empfehlenswert.

Viele Jahre lang bauten Hillarys Kampagnen auf Erfahrungen auf, die sie gar nicht hatte. Sie war eine fähige Anwältin in Arkansas. In Washington stieg sie indes nicht als Politikerin auf, sondern als wichtigste politisierende Ehefrau. Selbst 2008, als sie Barack Obama als unerfahren hinstellen wollte, war keineswegs klar, dass sie bei diesem Vergleich gut wegkommen würde. Obama, fünfzehn Jahre jünger als sie, befand sich in seiner ersten Amtszeit als Senator, während sie selbst gerade erst ihre zweite angetreten hatte. Er war zuvor Herausgeber der Juristenzeitschrift *Harvard Law Review* gewesen, Sozialarbeiter in Chicago, Verfassungsrechtler an der dortigen Universität, Abgeordneter im Parlament von Illinois und hatte sich um einen Sitz im Kongress beworben. Hillary war lediglich während der Präsidentschaft ihres Mannes zur Kuratorin diver-

Viele Jahre lang bauten Hillarys Kampagnen auf Erfahrungen auf, die sie gar nicht hatte.

ser politischer Projekte avanciert. Der Hinweis, sie sei auf der nationalen Bühne, Obama aber nur in Illinois aktiv gewesen, konnte sich nur auf ihre unterschiedliche Bekanntheit beziehen, nicht auf ihre Erfahrung.

Hillarys Erfahrungen waren zudem eher problematisch. Zwar konnte sie zumindest in den ersten beiden Jahren der Präsidentschaft ihres Mannes reale politische Macht ausüben. Der bekannte Journalist Carl Bernstein weist jedoch in seiner gründlichen Biografie «Die Macht einer Frau» nach, dass sie in allem, was sie anpackte, letztlich erfolglos blieb: «Mit der bemerkenswerten Ausnahme der libidinösen Unbekümmertheit ihres Mannes waren die grössten strategischen und taktischen Fehler der Präsidentschaft Bill Clintons, besonders in der Anfangszeit, auf Hillary zurückzuführen.» Und weiter: «Zum ersten Mal in der amerikanischen Geschichte wurde die Ehefrau eines Präsidenten zu einer Belastung für seine Präsidentschaft.» Bernstein, in dessen

Augen Bill Clintons Amtszeit eine «Ko-Präsidentschaft» mit seiner Ehefrau war, macht Hillary für die meisten Fehlentscheidungen verantwortlich, die zu dem erdrutschartigen Sieg der Republikaner bei den Kongresswahlen 1994 führten – etwa die Politisierung der Mitarbeiter des Weissen Hauses, ein überambitioniertes Krankenversicherungsprojekt und ein selbstherrlicher Umgang mit Kongressabgeordneten.

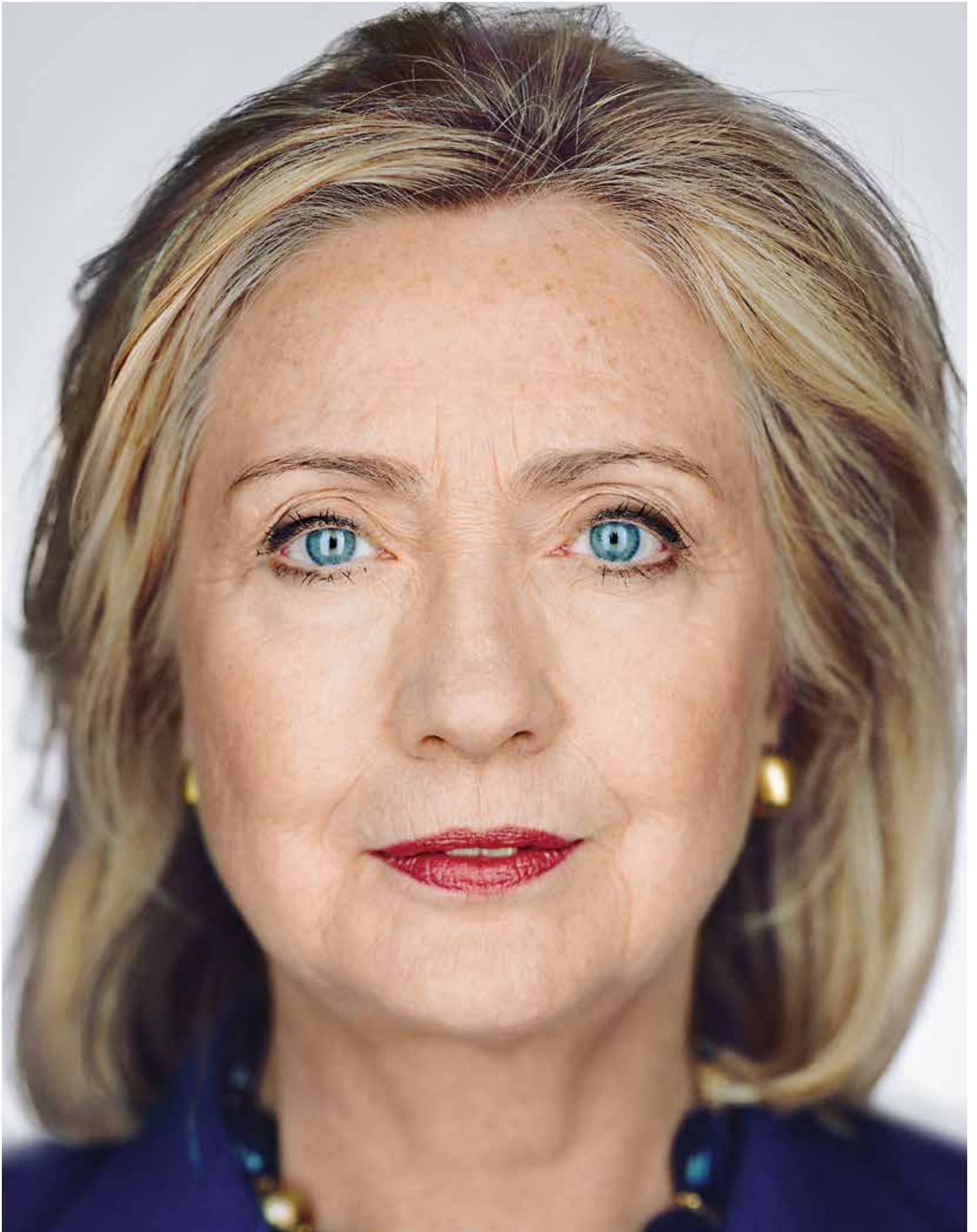
Doch es wäre ein Fehler, Hillary auf ihre charakterlichen Eigenheiten zu reduzieren. Sie und ihr Mann verkörperten auch den politischen Wandel der Demokratischen Partei, ja, sie trieben ihn voran: In einer Zeit, in der die Schwerindustrie zunehmend von der Informationstechnologie verdrängt wurde, wandte sich die Partei den neuen Unternehmen zu und vergass die Arbeiter. Die Clintons halten diesen Strukturwandel der US-Wirtschaft noch heute für einen Segen und machen im Grunde keinen Hehl daraus. Im März, kurz vor den Vorwahlen in den kohlegeprägten Bundesstaaten West Virginia und Kentucky, erklärte die Kandidatin auf CNN: «Wir werden dafür sorgen, dass viele Bergarbeiter und Kohleunternehmen einpacken müssen.»

Später sagte sie, diese Bemerkung sei aus dem Zusammenhang gerissen worden, aber Bill Clinton erläuterte vor Studenten in Morehead im östlichen Kentucky, dass es klüger sei, die schmutzige Kohle durch saubere, zukunftsfähige Industrien wie etwa Nanotechnologie zu ersetzen. «Erzählt mir nicht, dass wir nicht andere Jobs nach Ost-Kentucky bringen können», sagte er. «Und erzählt mir nicht, dass man ab einem bestimmten Alter diese Dinge nicht mehr lernen kann.»

Dubiose Geschäfte

Nun kann man mit einigem Recht argumentieren, dass der Wohlstand, den Amerika unter Bill Clinton genoss, nur eine Episode in der langen Blase war, die zum Crash von 2008 führte. Die Staatsverschuldung war gering, was aber nur daran lag, dass infolge der verantwortungslosen Deregulierung der Finanzbranche die Kreditaufnahme weitgehend über Privatbanken abgewickelt wurde. Trotzdem denken viele Amerikaner mit Nostalgie an diese Zeit zurück, in der sie zum letzten Mal einen relativen Wohlstand erlebten.

Hillary dagegen hat Mühe, sich als Heldin des Wirtschaftswunders von 1990 anzupreisen. Sie und ihr Mann haben keinen überzeu-



Babyboomer-Politik: Hillary Clinton.



Junge Republikanerin: am College, 1969.

gendes Konzept von vernünftiger Wirtschaftspolitik. Der Kohlebergbau ist einer der wenigen Industriezweige, die in Ost-Kentucky Erfolge vorweisen können – warum will Bill Clinton ihn also durch Nanotechnologie ersetzen? Soll Kentucky Spitzenprodukte herstellen? Dann müsste man sich die Fertigkeiten des Silicon Valley aneignen. Oder soll Billigware produziert werden? Dann müsste man die Löhne auf südostasiatisches Niveau drücken. Bill Clinton erweist sich als miserabler Wahlkämpfer, wenn es nicht gerade um ihn selbst geht. In einer Partei, in der junge Schwarze, die das Thema Polizeigewalt mit grosser Sorge erfüllt, zunehmend an Einfluss gewinnen, müssen Bill Clintons dubiose Geschäfte, einst als persönliche Leistung herausgestrichen, nunmehr als Bürde erscheinen.

Hillarys grösste Stärke macht sie zugleich besonders angreifbar: ihre Finanzkraft. Denn es sind oft die Nutzniesser der Politik ihres Mannes – Hedge-Funds und Investitionsbanken –, die die Basis eines scheinbar unbesiegbaren Parteispendenapparats sind. Nach Schätzungen der *Washington Post* haben die Clintons mit diversen politischen Kampagnen und ihrer philanthropischen Stiftung knapp drei Milliarden Dollar eingenommen. Hillary selbst hat schon früh die Unterstützung der Waltons gewonnen, der Gründerfamilie der Supermarktkette Walmart in Bills Heimatstaat Arkansas. Allein aus der Bankbranche sind Spenden in zweistelliger Milliardenhöhe an die Clintons geflossen. 2013 erhielt Hillary von Goldman Sachs für drei Vorträge 675 000 Dollar. Die Eheleute sind die Darlings der Reichen



Darlings der Reichen: Wahlkämpfer Bill Clinton mit Hillary und Tochter Chelsea, 1992.

in Hollywood. George Clooney veranstaltete ein Gala-Dinner für Hillary, bei dem 350 000 Dollar pro Paar hingeblättert werden mussten. Und offenbar geht es nicht immer ganz korrekt zu. Für Parteispenden gibt es offiziell Höchstgrenzen. Aber wenn der Maximalbetrag auf der nationalen Ebene erreicht ist, kann man an ein regionales Parteibüro spenden, das die Gelder an die Zentrale weiterleitet, was praktisch einer Geldwäsche gleichkommt.

Junge finden Hillary zum Davonlaufen

Die Demokraten sind mittlerweile die Partei des obersten einen Prozents in Amerika. Die grössten Wahlkampfspenden für die Demokraten kommen aus neunzehn der zwanzig reichsten Wohnbezirke. Das ist gut für die Politiker, für die Partei ist es ein Problem. Aus Sicht zahlreicher Wähler sind die Demokraten im Kern noch immer, was sie früher einmal waren: die Partei der einfachen Arbeiter – nur leider passt das viele Geld nicht zu diesem Bild. Die Clintons, könnte man sagen, verkörpern den Jetset-Kapitalismus und unfaire Privilegien. Während ihrer Zeit im Weissen Haus folgte ein Skandal auf den anderen. Nicht nur Bill Clintons Affäre mit einer jungen Praktikantin. Auch die unglaubliche Rendite, die Hillary bei einem Termingeschäft erzielte, das ein politischer Freund vermittelt hatte. Chinesische Spendengelder, die über Indonesien flossen. Grundstücksgeschäfte. Die Begnadigung des in der Schweiz ansässigen Finanzinvestors Marc Rich. Bill Clinton erhielt Vortragshonorare von Boeing, während Hillary als Aussenministerin in Russland für den Kauf

von Boeing-Jets warb. Hillary betrieb diese Geschäfte im Aussenministerium über ihren privaten E-Mail-Server. Einige republikanische Abgeordnete halten das für strafbar, aber Hillary hatte noch nie ein Problem mit Ermittlungen, die von Republikanern gefordert werden.

Ein insgesamt gewichtigeres Problem ist der Erfolg von Bernie Sanders, einem ex-kommunistischen Senator aus Vermont, der Hillary bei den Vorwahlen in zwei Dutzend Bundesstaaten besiegt hat. Ihren Vorsprung kann er zwar nicht mehr einholen, aber bei diesem Wahlkampf war sie eigentlich davon ausgegangen, dass ihr, anders als 2008, niemand die Nominierung streitig machen würde. Jener Teil der Partei, der noch immer in dem alten, egalitären Kosmos des New Deal lebt, hat den

Aussenpolitisch stand Hillary bei fast allen wichtigen Fragen letztlich auf der falschen Seite.

Winterschlaf beendet – beziehungsweise eine neue Generation hat jetzt diese Politik und mit ihr Sanders entdeckt. Junge Leute finden Hillary zum Davonlaufen. Wohl noch nie hat es bei amerikanischen Präsidentschaftswahlen eine so merkwürdige Altersdifferenz zwischen Kandidat und Wählern gegeben wie diesmal bei den Demokraten – nicht bei dem jugendlichen Kennedy in den 1960ern, nicht in der Vietnam-Ära, als Senator Eugene McCarthy die studentischen Kriegsgegner hinter sich versammeln konnte, nicht 1972, als George McGovern eine radikalisierte Partei gegen die



Internationale Abenteuer: Präsident Obama, Aussenministerin Clinton, 2012.

Wiederwahl von Richard Nixon mobilisierte. Bernie Sanders hat die Stimmen der jungen Leute mit ganz erstaunlichen Mehrheiten gewonnen – 81 Prozent in Michigan, 85 Prozent in New Hampshire.

Hillary ist alles andere als eine Kandidatin der «Linken». Vielleicht erlebt die altmodisch linke Politik, wie Sanders sie vertritt, gerade eine Renaissance, aber das mag man kaum glauben. Er lobt die europäische Sozialdemokratie über den grünen Klee, doch seine Kenntnisse konkreter sozialdemokratischer Politik endet bei der Zeit, als Margaret Thatcher an die Macht kam. Die Jungwähler verlieren die Geduld mit Hillarys Babyboomer-Politik, bei der es vor allem darum geht, möglichst viele Minderheiten zu integrieren. Hillary neigt dazu, politische Probleme durch die feministische Brille zu sehen, und fühlt sich am wohlsten mit Politikern, die ähnlich wie sie denken. Aus Verärgerung über Sanders' Entscheidung, nicht aus dem Wahlkampf auszusteigen, erklärte ihr Verbündeter, der ehemalige Kongressabgeordnete Barney Frank: «Die überwältigende Ansicht der schwarzen Führer, der LGBT-Vertreter, der Frauenorganisationen – zählt das denn nicht?» Frank hätte hinzufügen können: der Einwanderer, Milliardäre, Gewerkschaften im öffentlichen Dienst und Unternehmerinnen. Wie bei David Camerons Anti-Brexit-Kampagne dreht sich bei Hillarys Wahlkampf alles darum, den Mangel an Charisma durch die Mobilisierung möglichst vieler Sympathisanten wettzumachen.

Als Belastung erweist sich auch ihre Zeit als Aussenministerin. Aussenpolitisch könnte

man Hillary bisweilen als Neokonservative bezeichnen, aber bei fast allen wichtigen Fragen stand sie letztlich auf der falschen Seite. Sie war für den Irakkrieg, was sie 2008 mit ziemlicher Sicherheit die Präsidentschaft kostete. 2007 war sie gegen die Truppenverstärkung im Irak, die ein bescheidener Erfolg war. Im Herbst 2013 sprach sie sich für Obamas Plan aus, die syrischen «Rebellen» (mehrheitlich al-Qaida nahestehende Gruppen) gegen Baschar al-Assad zu unterstützen. Obama konnte froh sein, dass sein Plan wegen grosser Empörung im Land nicht realisiert wurde.

Aussenpolitik ist ein Bereich, in dem die Amerikaner – trotz eines skandalösen Mangels an historischer Perspektive und trotz eines undurchsichtigen und wenig vertrauenerweckenden Atomabkommens mit dem Iran – eine gewisse Dankbarkeit dafür empfinden, dass Obama ihnen weitere internationale Abenteuer erspart hat. Hillary, die dem Streitkräfteausschuss des Senats angehörte, engagierte sich für die Soldaten eher in bürokratischem als strategischem Sinn – gute ärztliche Versorgung und finanzielle Hilfen. Darin unterscheidet sie sich nicht besonders von ihrem Konkurrenten Donald Trump. Immer wieder wurde ihr Unehrlichkeit vorgeworfen – ihre Behauptung, 1996 bei einem Besuch als First Lady in Bosnien unter Heckenschützenbeschuss geraten zu sein, erwies sich als unzutreffend. In ihrer Zeit als Aussenministerin hat sie dieses Image immer wieder eingeholt – besonders nach ihrem Versuch, den Terroranschlag in Bengasi, bei dem der US-Botschafter ums Leben kam, verfälscht darzustellen. Sie erklärte, der Zwischenfall

habe im Zusammenhang mit einer Demonstration wegen eines islamfeindlichen amerikanischen Videos gestanden.

Prominente Konservative wählen Hillary

Trump wird ein schwieriger Gegenspieler für Hillary sein. Er bringt Themen aufs Tapet (von der Einwanderung bis zum wirtschaftlichen Niedergang), um die Politiker seit langem einen grossen Bogen machen. Das läuft diametral der Methode Clinton zuwider, die auf die minutiöse Planung von klar definierten und bekannten politischen Themen setzt. Wo Unerwartetes geschieht und Improvisation gefragt ist, versagt diese Strategie. Es ist kompliziert, Politik in ei-

Trumps Art, Tabuthemen aufs Tapet zu bringen, läuft Clintons Strategie diametral zuwider.

ner Zeit zu gestalten, in der traditionelle Antworten nicht mehr überzeugen. Wir scheinen aber in eine Zeit einzutreten, in der schon die traditionellen Fragen nicht mehr überzeugen.

Hillarys aussenpolitische Härte hat dazu geführt, dass einige Republikaner sie unterstützen, in der Annahme, sie stehe «rechts» von Trump. Das aber hiesse, die beiden Kontrahenten in Bezug auf Themen zu beurteilen, die im aktuellen Wahlkampf keine Rolle spielen. Wirtschaftspolitisch etwa steht Trump nicht «links» von Hillary. Er ist durch und durch konservativ. Mit seiner Ansicht, dass ein Handelsdefizit für eine Nation dasselbe ist wie ein Unternehmen, das mit Verlust arbeitet, ist er ein Keynesianer, ja glühender Verfechter des Freihandels. John McCains Ex-Stabschef Mark Salter, Satiriker P. J. O'Rourke und viele Fürsprecher der neokonservativen Politik von George W. Bush haben erklärt, dass sie Clinton wählen werden.

Das mag voreilig sein. Wenn wir eines über Hillary Clinton wissen, dann dies: sie ist wandlungsfähig und passt sich der jeweiligen Zeit an. In den 1960ern war sie eine junge Republikanerin. Von 1973/74 war sie, inzwischen eine linke Studentin, Mitarbeiterin des Watergate-Untersuchungsausschusses, der sich Richard Nixon vorknöpfte. In den 1990ern war sie eine unternehmerfreundliche «neue Demokratin». Heute, unter dem Einfluss von Sanders und anderen Protektionisten in ihrer Partei, schimpft sie über die Handelsverträge, die sie vor zwei Jahren noch verteidigt hat.

Hillary ist ein politisches Chamäleon. Sie zu wählen, um Trump zu verhindern, mag für manche unentschlossene Amerikaner sinnvoll erscheinen – den Trumpismus werden sie nicht verhindern können.

Christopher Caldwell ist ein amerikanischer Journalist. Er ist leitender Redakteur der Zeitschrift *Weekly Standard* und Kolumnist der britischen *Financial Times*.

Aus dem Amerikanischen von Matthias Fienbork



Moral

Trump und die Gutmenschen

Es wird mühsam. Immer mühsamer. Von Tag zu Tag. Wahrscheinlich bis in den November hinein. Dabei hat das Trump-Bashing gerade erst begonnen.

Von Mario Widmer

Keine Bange. Ich werde «The Donald» hier nicht verteidigen. Seine Motive sind suspekt. Er will Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika werden, weil er es sich zur Mission gemacht hat, Amerika für die Amerikaner wieder ein bisschen besser zu machen. Damit möchte er die Welt verbessern. Doch für mich sind alle Weltverbesserer eben Gutmenschen. Naivlinge, bereit für die Entsorgung durch die Geschichte.

Trumps Rezepte sind einfach. Wie alle guten Rezepte. Er will zwischen Amerika und Mexiko eine Mauer bauen; dies nicht bevor er elf Millionen illegal in Amerika lebende Ausländer ausgeschafft hat, um dann handkehrum wieder etwa die Hälfte von ihnen legal «einzuschaffen», die Amerika braucht, um seine Felder zu bewirtschaften, seine Kranken und Alten zu pflegen. Er will Amerikas Wirtschaft zwingen, keine Jobs mehr auszuschaffen, damit die Deindustrialisierung der USA ein Ende findet, die Globalisierung gebremst wird.

Rezepte halt. Oder Planwirtschaft! Solange es die Menschen gibt, solange sie schon emsig daran werkeln, ihre Erde, die ohnehin einmal erkaltet, etwas schneller in ein ehemaliges Paradies zu verwandeln, hat Planwirtschaft stets mehr Probleme gebracht denn gelöst.

Nein, auch Planwirtschaftler Donald Trump ist nicht zu verteidigen.

Altlinke Hassprediger aus Leidenschaft

Welche Rezepte haben seine Gegner? Bloss weil sie alle sehr viel komplizierter sind, bleiben sie dennoch auch nur Bausteine und Ausdruck von menschlicher Arroganz, Besserwissererei, die am Ende jede Zivilisation untergehen lassen, Platz für die nächste machen. Denn Moral, Ethik und derartig pseudoreligiöser Schmus wie politische Korrektheit sind auch oder sogar vor allem Anzeichen der Degeneration einer Kultur, einer Gesellschaft.

Und das ist doch hauptsächlich der Fall: Die Rezepte aller Trump-Basher haben sich sämtlich schon in der Vergangenheit als falsch erwiesen, sonst hätten wir nicht diese Probleme auf diesem Planeten. Klima, Überbevölkerung, Völkerwanderungen aus wirtschaftlichen oder existenziellen Gründen, Massenarbeitslosigkeit, Jugend- und Altersarbeitslosigkeit, Seuchen, von denen sich immer neue abzeichnen, Mord und Totschlag aus plan-

wirtschaftlichen Gründen oder schlicht ein anderes Ideal versprechenden Motiven – tausend Jungfrauen nach dem Tod. Und weiter ein ausgedünntes, weltumspannendes Finanzwesen, von dem keiner mehr weiss, ob es den nächsten Tag überleben wird. Und wir hätten auch keinen Trump.

So müsste schon längst klar sein: Das Problem sind nicht die einfachen Menschen mit ihren ebenfalls einfachen Rezepten, das Problem ist immer eine Planwirtschaft von komplizier-

Die Progressiven sind zu Mächtegern-Konservativen ihrer vergangenen Epoche geworden.

ten Besserwissern, die vorgibt, besser zu sein als die einfache Marktwirtschaft. Denn die hat niemals vorgegeben, politisch korrekt zu sein, nicht auch Verlierer neben den Gewinnern zu produzieren. Das tun nur aufgeblähte Staaten und Basher, sie geben vor, jedem zu helfen, dabei verursachen sie nur Kosten für jeden.

So amüsieren wir uns doch ganz einfach über solche täglichen Trump-Basher wie etwa den nimmermüden Altlinken Martin Kilian



Rezepte halt: «The Donald» Trump.

im *Tages-Anzeiger*, Hassprediger aus Leidenschaft, einen Ewiggestrigen, der noch immer nicht gemerkt hat, dass die Progressiven der guten alten Zeit heute längst zu Mächtegern-Konservativen ihrer vergangenen Epoche geworden sind. Und all die anderen, etwa auch beim *Blick*, dessen letztes Rezept vor dem Untergang es ist, Moralismus zu verkaufen, wie ein Sterbender, der noch schnell mit einer letzten Beichte seine Existenz reinwaschen will. Peinlich!

Ins grosse Nichts moralisieren

Seit die Linken damit begonnen haben, die christlichen Prinzipien in ihre politischen Parolen einzupacken, die Kirche sich damit die Butter vom Brot für die Menschheit hat nehmen lassen, weil sie damit ihre Einzigartigkeit und auch ihre letzte Autorität verspielt hat, ist es um diese Welt und das Wohl ihrer Menschen immer noch nicht gut gestellt. Im Gegenteil, auch die Hoffnung im Scheinwerfer der Basher wird täglich kleiner.

Die Basher sind es eigentlich, die gebasht werden sollten. Die Basher in den Medien und jene, die sie bashen lassen. Und dabei nicht merken, dass ihre sprechenden und schreibenden Hassprediger nichts anderes machen, als eine Vergangenheit, die zu den Problemen von heute geführt hat, mit ihren schlechten Rezepten zu verherrlichen.

Doch da kommen wir immer tiefer zu den Problemen der Medien, die im Zeitalter des Internets, wo alle ein bisschen Medien sein können, ihre Daseinsberechtigung verlieren, weil sie nicht mehr berichten mögen, dafür lieber ins grosse Nichts moralisieren. Ohne dafür jemals gewählt worden zu sein.

Die Probleme mit oder ohne «The Donald» sind die gleichen. Vielleicht würde die Einsicht helfen, dass jede Form des Zusammenlebens von endlichen Wesen ihren Preis hat. Und dass es eine Welt aus lauter Siegern niemals geben wird. Das könnte dann mit dem Berichten ohne Moralisation beginnen.

Es würde wenigstens einem Teil unserer Welt helfen. Bashing nützt keinem.

Mario Widmer ist Journalist und war während dreissig Jahren Sportchef des *Blicks*.

Wegducken, bis es zu spät ist

Von Thilo Sarrazin — «Deutschland kann kein arabisches Land werden», warnte kürzlich der Dalai Lama auf Besuch. Politiker und Medien gehen unangenehmen Fragen lieber aus dem Weg.



CDU und CSU streiten sich. Die CSU möchte in Bayern den Aufstieg der Alternative für Deutschland (AfD) bremsen und nicht in den Abwind der CDU hineingezogen werden.

Damit hat sie begrenzten Erfolg, aber nur um den Preis eines Spagats, der ihr fast die Beine auseinanderreisst und politisch ermüdet. Viele in den beiden Schwesterparteien sind des Streits müde, aber die Positionen von Merkel und Seehofer zur Flüchtlingsfrage und zur künftigen Einwanderungspolitik sind eben im Kern konträr, da wird die Einigkeit nur durch immer neue Formelkompromisse hergestellt. Einen neuen Tiefpunkt erreichte der Streit kürzlich, als Merkel und Seehofer sich nicht einmal über den Tagungsort für eine Klausur der beiden Parteiführungen einigen konnten.

Besuch vom Dalai Lama

Bundesweit sind die beiden Unionsparteien von 42 Prozent Zuspruch im Sommer 2015 auf 30 Prozent gefallen. Aber dieses Bild ist unvollständig. Die CSU hält sich in Bayern bei 45 Prozent und stützt so im ganzen Land das Ergebnis der Union. Für sich genommen, erreicht die CDU in den übrigen fünfzehn Bundesländern nur noch 27 Prozent und nähert sich so immer mehr den schmählichen 20 Prozent der SPD.

Nur kurzfristig waren sich Merkel und Seehofer vor ein paar Tagen einig, als sie gleichzeitig den stellvertretenden AfD-Vorsitzenden Alexander Gauland kritisierten. Dieser hatte wenige Tage vor der Fussball-Europameisterschaft den blödsinnigen Ausspruch getan, die Leute fänden Jérôme Boateng (Sohn eines Ghanaers und einer Deutschen) zwar als Fussballspieler gut, wollten ihn aber nicht als Nachbarn haben. Merkel nannte diese Äusserung «traurig und niederträchtig», Seehofer fand sie «erbärmlich». Erneut begrub die sowohl berechnete als auch wohlfeile Empörung das eigentliche Problem: Welche Einwanderung wollen wir, und was bedeutet sie für die deutsche Identität und die deutsche Zukunft?

Eine Antwort auf diese Frage gab stattdessen der Dalai Lama, der zufällig zu einem Besuch in Deutschland weilte. Angesprochen auf das Problem der Flüchtlinge, sagte er in einem Interview, mittlerweile seien es zu viele. «Deutschland kann kein arabisches Land werden.

Deutschland ist Deutschland.» Man versteht jetzt besser, weshalb Angela Merkel vor einiger Zeit den Dalai Lama nicht empfangen wollte. Es geht nicht nur um die Rücksicht auf China, er ist einfach kein kongenialer Geist.

Noch über die Worte des Dalai Lama nachdenkend, machte ich mich auf den Weg zu einer Lesung nach Düsseldorf und schritt durch mein grünes Vorstadtviertel zur S-Bahn-Station Heerstrasse. Es war Mittag, und nur wenige Fahrgäste warteten auf die Bahn. Ich stand neben zwei jungen Frauen in Kopftüchern, die sich auf Türkisch unterhielten. Die eine hatte einen Kinderwagen, beide zeigten durch sanfte Rundung künftigen Kindersegen an. In der S-Bahn sass ich neben zwei weiteren jungen Frauen mit Kopftüchern, diesmal sprachen sie Arabisch. Beide waren schwanger, bei-



«Welche Einwanderung wollen wir?»

de hatten ein Kleinkind im Kinderwagen, die eine zusätzlich eine Tochter von etwa drei Jahren. So reiste ich in Gesellschaft von vier werdenden Müttern in Kopftüchern und vier kleinen Kindern die vier Stationen bis Berlin-Spandau, wo ich den ICE nach Düsseldorf bestieg.

Während vor dem Zugfenster das grüne leere Brandenburg vorbeiflog, sann ich während der ersten Viertelstunde darüber nach, dass nach meinem subjektiven Eindruck zirka achtzig Prozent der schwangeren Frauen oder Mütter mit Kleinkindern, denen ich in Berlin begegne, ein Kopftuch tragen. Gerne würde ich dazu die offiziellen Statistiken befragen. Aber bei der amtlichen Geburtenstatistik werden in Deutschland weder der ethnische Hintergrund noch die Religion erhoben. Mir fiel eine neue Untersuchung zu den türkischstämmigen Mitbürgern in Deutschland ein. Auch fünfzig Jahre

nach dem grossen Gastarbeiterzug hat die Mehrheit unter ihnen keinen beruflichen Abschluss, liegt ihr Einkommen deutlich unter und ihr Bezug von Sozialtransfers deutlich über dem Durchschnitt. Ich versuchte mir die Familienverhältnisse und Einkommensquellen der jungen Mütter vorzustellen, mit denen ich einige Stationen gereist war. Dann vertiefte ich mich in meine Reiselektüre, die Mohammed-Biografie von Hamed Abdel-Samad. Koranverse, die vor anderthalbtausend Jahren in der arabischen Wüste ersonnen wurden, bestimmen heute noch die abhängige Rolle, die niedrige Bildung und den Kinderreichtum muslimischer Frauen.

In Düsseldorf erwischte mich zu Beginn der Lesung in einer Buchhandlung ein junger Autonomer mit einem Tortenwurf, er und seine Kumpane brüllten etwas von Nazi und Rassist, ehe sie von Sicherheitskräften überwältigt und aus dem Saal geführt wurden.

Nach einer oberflächlichen Reinigung wurde ich vom Chefredaktor einer westdeutschen Regionalzeitung moderiert. Er wollte mir meine vergleichenden Zahlen zur Verteilung der Bildungsleistung in der Welt nicht glauben und unterstellte mir Rassismus. Schliesslich wurde er vom Publikum ausgebuht. Ich erklärte meinen Zuhörern, sie sollten dankbar sein, so könnten sie den deutschen Medien-Mainstream mal live erleben.

Am Morgen las ich dann beim Hotelfrühstück in der Regionalzeitung dieses Chefredaktors. Zwei Nachrichten stachen mir ins Auge:

1 — Der Innenminister Jäger von Nordrhein-Westfalen hatte eine Pressekonferenz zur Prävention bei jugendlichen Intensivtätern gegeben. Zwei Drittel dieser Intensivtäter, so teilte er mit, hätten einen Migrationshintergrund. Eine Prävention sei unbedingt nötig. Die finanziellen Kosten, die solch ein Intensivtäter bis zu seinem 25. Lebensjahr verursacht, belaufen sich nach Angaben des Innenministers auf knapp 1,7 Millionen Euro, über die Kosten danach schwieg er sich aus.

2 — Jedes siebte Kind in Deutschland ist abhängig von Sozialhilfe. In Berlin und Bremen sind es sogar 31,5 Prozent, in Bayern dagegen nur 6,5 Prozent. Keine Auskunft gibt die Statistik darüber, wie hoch der Anteil der Mütter mit Kopftuch bei den von Sozialhilfe abhängigen Kindern ist.

Auch ich verzichte an dieser Stelle auf eine Antwort. Meine Befürchtung ist: Als Gesellschaft werden wir uns vor unangenehmen Fragen so lange wegducken, bis es zu spät ist. Es ist ermüdend, ständig zu warnen und zu mahnen, wenn zu wenige hören wollen.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.

In der Schusslinie

Die Fotografin Lynsey Addario ist eine der wenigen Frauen, die aus Kriegsgebieten berichten. Die Pulitzerpreisträgerin hat mehrmals dem Tod ins Auge geblickt und dennoch nie daran gedacht, ihren Beruf aufzugeben. *Von Virginia Nolan*

«Du solltest nach Afghanistan gehen und die Frauen fotografieren, die unter den Taliban leben», hatte ihr Mitbewohner Ed gesagt, und sie war seinem Rat gefolgt. Lynsey Addario ist 26 Jahre alt, als sie in Afghanistan ankommt. Sie fotografiert verschleierte Frauen auf rostigen Krankenbetten und Menschen in Trümmern, trifft selbstbewusste Städterinnen, die früher, vor den Taliban, Ministerinnen gewesen waren. Die Frauen winken die Amerikanerin in ihre Häuser, reichen ihr Tee. Sie ziehen die Kopfteile ihrer Burkas zurück, bis ihre blauen Augen zum Vorschein kommen. Im Flur stehen, wie zur Erinnerung an vergangene Zeiten, ihre Lacklederpumps. Addario gelangen intime Aufnahmen eines unter Verschluss gehaltenen Volkes. Dennoch findet sie damit nur wenige Abnehmer. Im Jahr 2000 interessiert sich noch kaum jemand für Afghanistan.

Das Folgejahr bringt die Wende. Am 11. September stürzen in New York die Zwillingsstürme ein. Von nun an ist immerzu von Afghanistan die Rede, wo die US-Regierung die Wiege des Terrorismus vermutet. Addario bietet ihrer Bildagentur an, hinauszufiegen. Sie ist jung und unerfahren, gehört aber zugleich zu den wenigen, die jemals unter den Taliban gearbeitet haben.

Erbitterter Wettbewerb

«Ich wollte nicht Kriegsreporterin werden», sagt Addario über den Beruf, für den sie heute gefeiert wird. Ihre Arbeit wurde mehrfach prämiert, auch mit dem Pulitzerpreis, der höchsten journalistischen Auszeichnung überhaupt. Keinen der Konflikte, die sich in den vergangenen fünfzehn Jahren im Nahen Osten zugetragen haben, hat Addario verpasst. Sie dokumentierte die Herrschaft der Taliban in Afghanistan, die Invasion der USA im Irak, den Sturz Gaddafis in Libyen, menschliches Leid im syrischen Bürgerkrieg.

Die 42-Jährige überlebte manchen Kugelhagel, sie hat Freunde verloren, Menschen sterben sehen. In Libyen wurde sie in einen Kerker geworfen und misshandelt. «Warum macht ein Mensch so etwas freiwillig durch?» Diese Frage hört sie nun schon ihr halbes Leben lang. In ihrer Autobiografie gibt die Kriegsfotografin Antwort darauf. «It's What I Do», heisst das Buch im Originaltitel. Hollywood hat sich die Rechte an der Story gesichert, die von Steven Spielberg mit Oscarpreisträgerin Jennifer Lawrence in der Hauptrolle verfilmt worden ist.

Lynsey Addario unterdrückt ein Gähnen, als sie sich im Sitzungszimmer ihres Berliner Verlags auf einen Sessel fallen lässt. Sie ist zierlich, trägt Modeschmuck und hat akkurat manikürte Nägel. Banalitäten wie diese fallen auf,

Hollywood hat sich die Rechte an der Story gesichert, die von Steven Spielberg verfilmt werden soll.

weil sie nicht zu den Vorstellungen einer Frau passen, die sich auf den Schlachtfeldern dieser Welt herumtreibt. Sie freue sich auf den Abend mit ihrem kleinen Sohn, sagt sie. Addario ist mit dem britischen Journalisten Paul de Benden verheiratet, zwei Tage wird sie zu Hause in London verbringen, bevor sie in den Sudan aufbricht.

Das Leid, dem sie in ihrem Beruf begegne, trage sie mit sich herum wie einen Rucksack, erklärt Addario. «Darin sammle ich die Geschichten von Menschen, und es ist mein Job, ihnen Gehör zu verschaffen.» Es gehe darum, uns wachzurütteln für die Missstände in dieser Welt, das sagen viele Kriegsberichtersterter, wenn sie danach gefragt werden, was sie antreibt, für die Arbeit ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Das trägt ihnen nicht nur Bewunderung ein, gerade dann, wenn sie ihre edlen Motive zur

Schau stellen. Etwa in der Koketterie mit dem Tod, die sich auch in Addarios Buch findet. «Ich ignorierte ein Schild, das auf ein Terrain voller Landminen hinwies», schreibt sie und berichtet dann in fröhlichem Tonfall, wie sie besagten Berg hochkraxelt, um ein besseres Bild zu kriegen. Ebenso wird aus ihren Schilderungen deutlich, dass auch abseits der Schlachtfelder ein Kampf tobt – unter Journalisten, die um den Platz auf den Titelseiten konkurrieren. «Die Times-Korrespondenten lieferten sich einen erbitterten Wettbewerb mit den Berichterstattern anderer Zeitungen», schreibt Addario, «aber noch brutaler war der interne Kampf.»

Teekränzchen mit den Taliban

Zwischen Helfer- und Geltungsdrang liegt ein schmaler Grat. Geht es Addario, Hand aufs Herz, nicht auch ein Stück weit um Selbstdarstellung? «Bullshit», sagt sie, ohne dabei einen gehässigen Ton anzuschlagen. «Ich brauche keinen Krieg, um meinem Leben Sinn zu geben. Ich habe eine Familie.» Sie interessiere nur eins: «Dass die unauslöschlichen Bilder des Krieges auf die Titelseiten unserer Zeitungen kommen. Politiker sollen sehen, wohin ihre Entscheidungen führen.» Wenn Unrecht geschehe, würden Machthaber immer versuchen, es zu vertuschen. «Darum ist es wichtig, dass jemand alles dokumentiert.»



«Ich brauche keinen Krieg, um meinem Leben Sinn zu geben»: Fotografin Lynsey Addario in Uganda.



Schmaler Grat: amerikanische Soldaten bergen einen getöteten Kollegen afghanischen Korengal-Tal, 2007.

Fotografen, sagt Addario, stünden ohnehin nie so im Mittelpunkt wie Journalisten, weder beim Leser noch bei den Mittelsmännern, mit denen man im Krisengebiet verhandle. Im Kriegseinsatz stehe meist der Autor im Zentrum des Interesses – aber eben auch unter Beobachtung. «Ich bin bloss sein Anhängsel», sagt Addario, «das erweitert meinen Spielraum.» Unterschätzt zu werden, sei ein Trumpf. «Daher arbeite ich so gerne in der arabischen Welt. Männer nehmen mich nicht wirklich ernst. Dadurch kann ich mich freier bewegen.» Vielleicht verdanke sie ihrem Frausein auch das Glück, noch am Leben zu sein.

Für ihre Bilderreihe «Talibanistan», die mit dem Pulitzerpreis ausgezeichnet wurde, fotografierte Addario Taliban-Kämpfer im Haus des ranghohen Kommandeurs Hadschi Namdar. Ein amerikanischer Journalist führte das Interview, der Dolmetscher gab Addario als dessen Frau aus. Die Erinnerung lässt Addario schmunzeln. «Meine Frau hat übrigens eine Kamera dabei», habe ihr Kollege beiläufig gesagt, «kann sie ein paar Bilder machen?» Zum Erstaunen aller habe der Kommandeur eingewilligt. So habe sie versucht, möglichst unprofessionell zu wirken, und begonnen, durch den schmalen Spalt ihres Schleiers Fotos zu schießen. Irgendwann seien die Männer in hektisches Geflüster verfal-

len. Dann habe sich der Kommandeur an sie gewandt. «Madame», habe er gesagt, «die Männer sind besorgt, dass Sie durch den Schleier den Tee nicht trinken können.» Er habe ihr vorgeschlagen, sich mit dem Rücken zu den Männern in eine Ecke zu stellen, den Schleier hochzuheben und so den Tee zu trinken. «Sie bestanden darauf, dass ich austrinke», lacht Addario, «erst dann konnten sie beruhigt weitermachen.»

In der Gewalt von Gaddafis Schergen

«Wenn wir das überleben, werde ich in neun Monaten richtig fett sein.» Dieses Versprechen gab Lynsey Addario im März 2011 ihren Kollegen von der *New York Times*, mit denen sie die Zelle in einem libyschen Kerker teilte. Die vier Journalisten waren zusammen in Bengasi unterwegs gewesen, um über die libysche Revolution zu berichten, als sie von Gaddafis Soldaten gefangen genommen und verschleppt wurden. Die Soldaten fesselten Hände und Füße ihrer Opfer, traktierten sie mit Waffen und Faustschlägen, liessen sie stundenlang im Auto liegen, während rundum Artilleriegeschosse einschlugen. Dann folgten sechs Tage Gefangenschaft, die ständige Angst vor Hinrichtung und Vergewaltigung, schliesslich die Freilassung auf Insistieren der US-Regierung. Nein, sagt Addario, selbst in diesen dunklen

Momenten habe sie nicht darüber nachgedacht, ihren Beruf an den Nagel zu hängen. «Aber ich wusste», sagt sie, «dass die Zeit gekommen war, ein eigenes Leben aufzubauen, statt nur das der anderen zu dokumentieren. Nach all den Jahren, in denen ich mit dem Gedanken gerungen hatte, betete ich jetzt um die Chance, mit Paul eine Familie zu gründen.»

Vor vier Jahren wurde ihr Sohn Lukas geboren. Die Zeiten, in denen Addario als *embedded journalist* Truppen bei Kriegseinsätzen begleitete, sind vorbei. Statt ins Gefecht zu ziehen, beleuchtet sie die humanitären Aspekte von Kriegen und anderen Krisen. Ob sie sich je an die Front zurückgewünscht habe? «Nein», sagt sie entschieden. «Die Leute wollen immer wissen, ob es mir um den Adrenalinkick ging», sagt sie. «Was für eine bescheuerte Frage. Die Wahrheit ist, dass ich mich jeweils schon bei der ersten Kugel auf den Boden warf und mir fast in die Hosen machte. Oft vergass ich vor lauter Angst, Fotos zu schießen.»



Lynsey Addario

Jeder Moment ist Ewigkeit. Als Fotojournalistin in den Krisengebieten der Welt. Ullstein, 2016. 368 S., Fr. 36.90



Bereit fürs Fussballmärchen: Schweizer Nationalmannschaft beim Training in Montpellier.



Fussball

Alles zur EM 2016

Wer wird Europameister?
Welche Chancen hat die Schweiz?

- 56 Schweiz:
Taulant und Granit Xhaka

- 59 Fussball-Nati:
Liebe auf Bewährung

- 60 Deutschland:
Star-Trainer Joachim Löw

- 62 Frankreich:
Erinnerung an den Mythos

- 63 Italien:
Achtung, Krise!

- 64 Anekdoten:
Alle 24 Teams im Überblick

- 66 Sepp Blatter:
Fragwürdige Erweiterung

- 67 Österreich:
Nationalheld Marcel Koller

- 68 Spanien:
Vicente del Bosques Dilemma

- 70 England:
«Bloody» Fluch

- 71 Wales:
Mehrzweckwaffe Gareth Bale

- 72 Belgien:
Trainer Marc Wilmots

- 73 Island:
Selbstbewusste Insulaner

- 74 Russland:
Schlafender Riese

- 75 Apropos:
Das Fussballtor

Khaka gegen Khaka

Das erste EM-Spiel der Schweizer gegen Albanien birgt Zündstoff. Freunde treffen aufeinander. Und zum ersten Mal stehen sich an einer EM mit Taulant und Granit Xhaka zwei Geschwister gegenüber.

Von Thomas Renggli und Hervé Le Cunff (Bild)

Fussball sei eine völkerverbindende Kraft und ein integrativer Faktor, heisst es immer wieder. Der frühere Fifa-Präsident Sepp Blatter sagte: «Unser Spiel baut Brücken und liefert rivalisierenden Nationen eine gemeinsame Basis.» Der Walliser zitierte Friedensnobelpreisträger Nelson Mandela: «Let's celebrate humanity.»

Gelegentlich bleibt die Menschlichkeit aber auf der Auswechselbank. Der Fussball verkommt zum Kriegersatz, das Spielfeld wird zum Schauplatz von nationalem Pathos und nationalistischen Auswüchsen. Im Herbst 2014 mutierte das WM-Qualifikationsspiel zwischen Serbien und Albanien in Belgrad zur Plattform einer bizarren Inszenierung: Eine Drohne mit einer Flagge Grossalbaniens senkte sich aus dem Abendhimmel und flog über die Köpfe der Spieler. Ein Serbe sprang nach dem Flugobjekt und riss die Fahne herunter. Daraufhin griffen die albanischen Fussballer zur Selbstjustiz. Die Polizei schritt ein. Es kam zu Verletzungen und Verhaftungen. Mittendrin im Getümmel: Taulant Xhaka, der albanisch-schweizerische Doppelbürger des FC Basel. Er wurde in der Hitze des Moments zum Kämpfer für das Land seiner Eltern.

Teuerster Schweizer Fussballer

Wie andere albanischstämmige Schweizer hat sich Taulant für Albanien als sportliche Heimat entschieden. Dass er waschechten Basler Dialekt spricht und seine fussballerische Ausbildung den helvetischen Strukturen und Förderungsprogrammen verdankt, war in dieser Frage nicht von Relevanz. Denn in der Schweizer Auswahl sah er nur geringe Chancen auf den Durchbruch. «Der albanische Verband hat sich mehr und früher um mich bemüht als der schweizerische», beschreibt er seine Beweggründe. Auch die Emotionen spielten eine Rolle. «Ich bin in der Schweiz aufgewachsen, doch ich vergesse nie, wo ich meine Wurzeln habe.» Mit anderen Worten: Das Herzblut für das Vaterland bestimmt seinen Pulsschlag nachhaltiger als die Verbundenheit mit der neuen Heimat.

Sein Bruder Granit dagegen spielt für die Schweiz. In Basel wurde er zum Star, in Mönchengladbach zur Leader-Figur, und der Transfer zum englischen Traditionsclub Arsenal (für 45 Millionen Franken bei einem Jahresgehalt von 9 Millionen) macht ihn zum teuersten Schweizer Fussballer der Geschichte. Vor der EM-Endrunde in Frankreich hievt

ihn das auch in der Nationalmannschaft in eine Ausnahmeposition. Geld schießt zwar keine Tore, aber es ist ein wichtiger Indikator für die Hierarchie im Geschäft.

Mit dem Schweizer Team will Granit an der EM Grosses erreichen. Darauf angesprochen, was er am 10. Juli, dem Datum des EM-Finals in Paris, vorhabe, sagt er: «Ich hoffe, dass ich dann auf dem Rasen des Stade de France stehe. Und wenn ich schon mal dort bin, wäre es wunderschön, den Pokal in die Höhe zu stemmen.» Doch der 23-jährige Mittelfeldspieler scheint sich seiner fussballerischen Identität weniger sicher als seiner Ziele. Schon mehrfach deutete er im Klub und im Nationalteam beim Torjubel den albanischen Doppelpadler an – und wurde dafür von der Schweizer Teamleitung öffentlich gerügt. Als sich Taulant in Belgrad für die albanische Sache in den Kampf stürzte, kommentierte dies Granit im Internet begeistert: «Das zeigt die Stärke der Albaner. Wir gedenken Adem Jasharis.» Der von Xhaka Verehrte ist ein Mitbegründer der kosovarischen Befreiungsarmee UCK. Seit seinem Tod im Kampf gegen die jugoslawische Polizei gilt Jashari als Märtyrer. Als Taulant nach der «Schlacht von Belgrad» wieder das Trikot des FC Basel überstreifte, feierte er einen Freistoss-

«Ich bin in der Schweiz aufgewachsen, doch ich vergesse nie, wo ich meine Wurzeln habe.»

treffer mit versteinerner Miene und in die Höhe gerichtetem rechtem Arm. Er habe lediglich seine Familie grüssen wollen, erklärte er die martialische Geste, die an den Führer des Dritten Reichs erinnerte.

Leben für die Fahne

Ragip Xhaka, der Vater von Taulant und Granit, freut sich über das Gebaren seiner Söhne. Taulants Beteiligung am Handgemenge von Belgrad verherrlicht er sogar: «Ich wäre stolz gewesen, wenn Taulant sein Leben für die Fahne geopfert hätte», sagte er gegenüber albanischen Medien. Ob solcher Worte verwundert es nicht, dass Vater Xhaka von seinen Söhnen im Umgang mit den Medien zu Zurückhaltung gemahnt wurde. Zwar kann Ragip Xhaka im digitalen Schweizer Telefonbuch unter seinem Wohnort Biel-Benken mit einem Mausclick gefunden werden. Doch leicht zu erreichen ist er trotzdem nicht. Anfragen von Journalisten ent-

zieht er sich, indem er vorgibt, aufgrund einer gestörten Telefonleitung nichts zu verstehen: «Hallo, hallo» ist das Einzige, was er von sich hören lässt – bevor er die Verbindung kappt. Nicht die Technik liegt allerdings im Argen, sondern das Vertrauen in die Wahlheimat. Daran ändert auch der Erfolg seiner Söhne nichts. Die politischen Diskussionen über Nationalbewusstsein, Identität und Herkunft haben das Leben der Familie Xhaka verkompliziert. Dabei hätte Vater Xhaka vieles zu erzählen, auf das er auch aus gutbürgerlicher Schweizer Optik stolz sein könnte – die Geschichte eines Emigranten, der in seiner alten Heimat alles verlor und sich in der Schweiz aus dem Nichts eine neue Existenz aufbaute.

Drei Jahre im Gefängnis

Ragip Xhaka hatte triftige Gründe zur Flucht in den Westen. Mitte der 1980er Jahre absolvierte er an der Universität Pristina ein Studium der Landwirtschaftstechnik. Er war ein talentierter Fussballer, wegen einer schweren Beinverletzung musste er seine Karriere aber aufgeben. Es war die Zeit, als die jugoslawische Zentralregierung die Autonomierechte der Provinz Kosovo mehr und mehr beschnitt und die Polizeipräsenz in Pristina bis zur totalen Überwachung ausbaute. Ragip Xhaka wollte sich nicht einengen lassen und nahm an Studentenprotesten teil. Lautstark seien diese Demonstrationen gewesen, aber immer friedlich, erzählte Ragip der *Neuen Zürcher Zeitung*. Eines Morgens stand plötzlich die Polizei vor der Haustür und verhaftete ihn. Drei Jahre verbrachte er im Gefängnis – obwohl er nichts Falsches gemacht habe. Frei kam er erst, als sich Amnesty International einschaltete und eine neue Gerichtsverhandlung erwirkte.

Die Menschenrechtsorganisation ebnete Ragip den Weg ins Ausland, beschaffte ihm Pass und Papiere, die ihm die Polizei abgenommen hatte. Für die Schweiz als Ziel entschied er sich, weil er hier einen ehemaligen Nachbarn kannte, der in Langenthal als Übersetzer arbeitete. Zusammen mit seiner Frau Eli reiste er 1990 über Slowenien und Italien in die Schweiz. Via Chiasso gelangte er nach Basel. Dort fand er eine Stelle als Landschaftsgärtner, seine Frau als Arbeiterin in einer Tubenfabrik. Auch die Familienplanung ging auf: Im März 1991 erblickte Taulant das Licht der Welt, anderthalb Jahre danach Granit.

Vierundzwanzig Jahre später gehören die Brüder Xhaka zu den arriviertesten Fussbal-



Dem Älteren widerspricht man nicht: Granit und Taulant Xhaka.

lern des Landes – Taulant als unnachgiebiger Kämpfer beim FC Basel, Granit als Captain und Stratege von Borussia Mönchengladbach in der Liga des Weltmeisters. Taulant schaffte den Sprung ins Profikader des FC Basel zwar früher, doch Granit besass mehr Talent, arbeitete seriöser und zielgerichteter und wurde vom damaligen Trainer Thorsten Fink gefördert. Taulant dagegen galt als schwieriger Typ, der mit dem Kopf durch die Wand wollte und das Herz auf der Zunge trug. «Ich bin der Ältere, aber Granit war vernünftiger und demütiger», sagt Taulant. Er sei immer der Lausbub gewesen. Sein jüngerer Bruder habe ihm geholfen, Termine einzuhalten, und geschaut, dass er nichts vergesse. Doch der Vorrang des Älteren ist bei der Familie Xhaka oberstes Gebot: «Was Taulant sagt, ist Gesetz. Er ist älter, ihm widerspreche ich nicht», sagt Granit.

Meistertitel und viele Karten

Zwischen 2010 und 2012 spielten die Brüder gemeinsam in der ersten Mannschaft des FCB und gewannen 2011 die Meisterschaft. Taulant geriet immer wieder aus dem Tritt. Undiszipliniertheiten und Formschwächen standen ihm im Weg. Er wurde an die Grasshoppers ausgeliehen. Erst in Zürich lernte er, wie ein Profi zu leben und sich dem Kollektiv unterzuordnen. Granit stuft dies als entscheidenden Karriereschritt seines Bruders ein: «Die Zeit bei GC machte aus Taulant einen anderen Menschen und Fussballer. Jetzt bewegt er sich beim FCB auf einem neuen Niveau und ist nicht mehr aus der Mannschaft wegzudenken.»

Diesen Frühling feiern die Xhakas Erfolge auf allen Ebenen. Taulant wird mit dem FCB Schweizer Meister, Granit ist massgeblich dafür verantwortlich, dass Borussia Mönchengladbach die Bundesliga auf dem vierten Platz abschliesst und die Qualifikation zur Champions League spielen kann. Neben dem Erfolg verbindet die beiden ein kompromissloser Tatendrang, der sich allerdings in der Sündenstatistik niederschlägt. Beide gehören zu den meistbestraften Spielern ihrer Ligen: Granit mit zwei gelb-roten und fünf gelben Karten sowie einem Direktausschluss, Taulant mit zwei roten und acht gelben Karten. Granit erklärt die Kartenflut mit sportlichen Tatsachen: «Das ist meine Spielweise. Ich gehe mit grossen Emotionen auf den Platz und muss am Limit spielen, um meine Qualitäten zu entfalten. Deshalb bewege ich mich oft auf einem schmalen Grat.»

Ereignis von historischer Dimension

Die Europameisterschaft in Frankreich ist für Taulant und Granit der grosse Saisonhöhepunkt – mit ihnen beiden als brüderlichen Rivalen. Am 11. Juni trifft die Schweiz in Lens auf Albanien. Anstoss ist um 15 Uhr. Für die Familie ist es High Noon: Xhaka gegen Xhaka.



«Wir sind auch beste Freunde»: Taulant (l.), Granit, 1993.

Der Termin wird für die Angehörigen zum symbolträchtigen Gipfeltreffen und emotionalen Härtetest. Granit scheint nicht so recht zu wissen, wie er damit umgehen soll: «Wir haben im Vorfeld der Auslosung über dieses Szenario geredet – gewünscht haben wir es uns aber nicht.» In der Super League – Granit mit Basel, Taulant mit den Grasshoppers – standen sich die Xhakas schon gegenüber. Doch nun spitzt sich die Situation insofern zu, als beide im zentralen Mittelfeld nominiert werden und direkt aufeinandertreffen: «Am einfachsten wäre es, wenn wir beide nach zwei Minuten mit der roten Karte vom Platz müssten», witzelt Granit. Sein Zweikampfverhalten will er aufgrund verwandtschaftlicher Bande nicht mässigen: «Ich schone Tauli sicher nicht. Aber ich werde ihn auch nicht verletzen.»

Das Bruderduell ist eine Premiere. Zwar qualifizierten sich schon öfter Brüder gemeinsam für eine Endrunde. Doch die Xhakas sind die ersten Geschwister, die den EM-Rasen mit verschiedenen Mannschaften betreten. «Wir sind die stolzesten Eltern der Welt, wir könnten die ganze Welt umarmen», beschrieb Vater

«Ich schone Tauli sicher nicht. Aber ich werde ihn auch nicht verletzen.»

Ragip seine Gefühle nach der Qualifikation der Söhne. Granit und Taulant selber wollen das bevorstehende Duell nicht zu nah an sich heranlassen: «Wir sind nicht nur Geschwister, wir sind auch beste Freunde.» Den regelmässigen Kontakt wollen sie nicht abrechen: «Wir schreiben und telefonieren einander jeden Tag. Ein Fussballmatch wird daran nichts ändern.»

Vor allem in Albanien ist die erstmalige Teilnahme an einer Endrunde ein Ereignis von historischer Dimension – weit über den Sport hinausgehend. Nach dem entscheidenden Spiel in Armenien wurde der Mannschaft in Tirana ein Staatsempfang bereitet. 40 000 Menschen feierten die Fussballer, Staatspräsident Bujar Nishani umarmte jeden Spieler und überreichte ihm ein Geschenk. «Das war

unglaublich. Diesen Tag werde ich nie mehr vergessen», erzählt Taulant. Nach der Feier flog er zusammen mit den anderen in der Super League beschäftigten albanischen Nationalspielern im Privatjet zurück nach Zürich. Auch Granit hob in diesem Moment emotional ab: «Ich hatte nach der Qualifikation Albanien Tränen in den Augen – wegen Tauli, wegen des ganzen Landes.» Mit einer speziellen App hält er sich immer über das Fussballgeschehen in Albanien auf dem Laufenden.

Für Albanien oder für die Schweiz? Die Frage, die in den nächsten Wochen viele Immigranten in der Schweiz bewegt, ist für

die Eltern Ragip und Eli Xhaka wohl nicht zu beantworten. Im Stade Bollaert-Delelis werden sie am 11. Juni unweigerlich hin und her gerissen sein, zwischen ihren Söhnen und zwischen den Nationalitäten. Ihr Herz gehört der kosovarischen Sache (und damit an der Euro wohl Albanien), doch ihre Existenz haben sie der Schweiz zu verdanken. «Beide sind schon lange Schweizer Staatsbürger – und sie sind diesem Land sehr dankbar für die Chance, die sie erhalten haben», sagt Granit. «Zum Glück haben sie auch zwei Daumen, die sie drücken können.»

Granits Rütlichswur

Sportlich dürfte der Weg der Xhakas nach dem Startspiel kurzfristig auseinandergehen. In der Gruppe mit Rumänien und den favorisierten Franzosen kommt dem albanisch-schweizerischen Derby wegweisende Bedeutung zu. Mittelfristig könnte eine Reunion der beiden aber ein realistisches Szenario sein: «Es wäre mein Traum, wieder einmal mit meinem Bruder in derselben Mannschaft zu spielen», sagt Granit. Sogar auf Nationalteam-Ebene bestünde seit dem 13. Mai wieder eine Option – theoretisch. Am Fifa-Kongress in Mexiko-Stadt wurde die Republik Kosovo als 210. Mitglied in den Weltverband aufgenommen. Den Schweizer Nationalspielern mit kosovarischem Hintergrund (Shaqiri, Behrami und den Xhakas) könnte sich dadurch eine neue Tür öffnen.

Doch Granit Xhaka winkt resolut ab: «Ich habe mich für die Schweiz entschieden und bin glücklich, für dieses Land zu spielen – und dabei bleibt es.» Nicht ganz so verbindlich tönt der Treueschwur von Taulant in Richtung Albanien: «Egal, was ich jetzt sage, es ist immer falsch. Aber die kosovarische Mannschaft ist momentan kein Thema für mich. Jetzt zählt nur die Europameisterschaft mit Albanien.»

So oder so: Den Hauptdarstellern im Schweizer Fussball stehen aufwühlende Wochen und Monate bevor – sportlich und gesellschaftlich. Für die Familie Xhaka ist dies kurzfristig ein Luxusproblem. Am 11. Juni in Lens kann sie in jedem Fall jubeln – auf Albanisch oder auf Schweizerdeutsch. ○



Identität

Liebe auf Bewährung

Selten besass die Schweiz eine individuell stärkere Fussball-Nationalmannschaft als 2016. Die Öffentlichkeit verweigert dem Team aber die Liebe. Ändert sich das an der Europameisterschaft?

Von Thomas Renggli

Einst war die Schweiz eine Nation von Schützen, Schwingern und Skifahrern. Unsere Helden hiessen Jörg, Pirmin und «Gold-Vreni». Dann kamen Roger Federer und Ernesto Bertarelli, lehrten uns Frühenglisch und erklärten uns Begriffe wie «Grand Slam» oder «America's Cup». Die Schweiz eroberte Wimbledon und die Weltmeere.

Am lautesten jubelten wir im November 1993, als unsere Fussball-Nationalmannschaft den Weg zurück auf die Weltkarte fand. Mit einem 4:0 im abschliessenden WM-Qualifikationsspiel gegen Estland stürmte sie das erste Mal seit 28 Jahren wieder an ein grosses Turnier – die WM 1994 in den USA.

Der Heilsbringer von damals war ein kauziger Brite: Roy Hodgson gehörte zu uns wie Charles Girons Wandbild des Urnersees ins Bundeshaus und das Hans-Waldmann-Denkmal vors Zürcher Stadthaus. Hodgsons Erfolgsgleichung (4-4-2) erforderte keine höheren mathematischen Weihen, und seine Hauptdarsteller hätten in jedem Heimatfilm eine Rolle spielen können. Sie hiessen Gusti, Andy, Georges oder Adrian und wussten, dass das Rütli weder eine Autobahn-raststätte noch ein Wellnesshotel ist.

Land in Ekstase

Seither war die Schweizer Nationalmannschaft an sieben von elf Endrunden dabei. Zuletzt verpasste sie lediglich 2012 (die EM in Polen und der Ukraine) ein grosses Turnier. Der Erfolg ist zur Gewohnheit geworden und der jeweilige Nationaltrainer zum Überbringer einer Botschaft, die nicht mehr neu ist.

Trotzdem besitzt die Nati das Potenzial, ein ganzes Land in Ekstase zu versetzen. Das letzte Mal tat sie das 2006 an der WM-Endrunde in Deutschland. Die Vorrundenpartien gegen Frankreich, Togo und Südkorea führten zu einer regelrechten Völkerwanderung. Das Sommermärchen gehörte auch uns, und wir verdienten uns die Rolle darin, und das ohne Schmiergeld. Dass Nationaltrainer Köbi Kuhn im Achtelfinale gegen die Ukraine seinen verlässlichsten Torschützen Alex Frei zur Unzeit auswechselte und dessen Stellvertreter Marco Streller im Penaltyschiessen die Zunge rollte, trübte die Stimmung nur kurzfristig. Die Nati von Köbi machte glücklich.

Zehn Jahre später will die Solidarität und Leidenschaft für unsere Kicker nicht richtig

warmlaufen. Das Feuer der Begeisterung ist nur ein Flämmchen. Nationaltrainer Vladimir Petkovic führt die öffentliche Gleichgültigkeit in einem Interview mit der *NZZ am Sonntag* auf «mediale Provokationen» zurück. Torhüter Yann Sommer sagt: «Es ist unerklärlich und macht mich wütend, dass die Nationalmannschaft so kritisch beobachtet wird. Wir sollten die Euro doch alle zusammen geniessen.» Was Sommer unerklärlich findet, ist möglicherweise relativ simpel. Das Identifikationsproblem um die Schweizer Nati trägt viele Namen: Xherdan, Valon, Haris.

Shaqiri ist der beste Schweizer Fussballer seit Köbi Kuhn, doch mit seiner opportunistischen Karriereplanung und der offen demonstrierten Gewinnoptimierung hat er viele Sympathien verspielt. Seferovic weiss, wo das Tor steht, doch wer nach einem öffentlichen Zwist mit der Freundin von der spanischen Polizei in Handschellen abgeführt wird, taugt nicht zum Liebling der Nation. Bei Valon Behrami wird man das Gefühl nicht los, dass er schon mit Piercing, Tattoo und Irokesenfrisur auf die Welt gekommen ist. Dazu kommt ein Trainer, der seine Dünnhäutigkeit hinter Arroganz versteckt und sich in der Öffentlich-



Mit Tattoos geboren? Nationalspieler Behrami.

keit immer wieder über mangelnde Wertschätzung beklagt. Dabei scheint er auszublenden, dass die Diskussion um den «Balkangraben» und «richtige und andere Schweizer» von seinem Vorkämpfer Stephan Lichtsteiner angestossen wurde. Davon abgesehen, sollte sein Millionengehalt auch öffentliche Reflexionen und mediale Kritiken erträglicher machen.

Marmor, Stein und Eisen

Im Umgang mit den Schiedsrichtern vergreift sich Lichtsteiner gelegentlich im Ton, in seinem Beitrag zur Balkan-Diskussion traf er indes den Nerv vieler: Multikulti-Romantik, kosmopolitischer Charme und die integrative Kraft des Sports sind spätestens dann schlechte Argumente, wenn Schweizer Fussballer öffentlich mit ihren Sympathien für die grossalbanische Sache einstehen – und gleichzeitig auf dem Feld im sportlichen Mittelmass feststecken. Kurzfristig kann sich dieses Thema verschärfen. Mit der Aufnahme des Kosovo durch die internationalen Verbände bietet sich mehreren Schweizer Fussballern die Möglichkeit eines Nationalverbandswechsels. Vor allem beim Nachwuchs könnte das zu einem empfindlichen Talentverlust führen.

Vor diesem Hintergrund täte Vladimir Petkovic gut daran, sich den sportlichen Spiegel vor Augen zu halten. Um die Liebe des Publikums zu gewinnen, braucht es nicht zwangsläufig Trainer und Spieler, die eine Führung durchs Schweizer Landesmuseum veranstalten oder auf dem Bundesplatz mit Inbrunst die Nationalhymne singen. Aber mehr als Pflichtsiege gegen Slowenien, Estland und Litauen wären der Sache förderlich. Auch bei Köbi, Karli und Fritz wäre die Messlatte im Schadensfall kaum der helvetischen Durchschnittlichkeit angeglichen worden.

Die Lösung auf dem Weg zu einem kollektiven Glücksgefühl und zur Eroberung der Herzen der Schweizer Öffentlichkeit führt nur über den Leistungsgedanken. Die Fussball-Nationalmannschaft hat es in den eigenen Füßen. Stürmt sie in Frankreich in den Viertelfinal, liegt Xherdan, Valon und Haris das ganze Land zu Füßen. Die Liebe auf Bewährung ist dann fester als Marmor, Stein und Eisen.

Thomas Renggli ist Sportjournalist und Autor zahlreicher Bücher. Er lebt in Zürich.

Frauenfeld macht Weltmeister

Der deutsche Nationaltrainer Joachim Löw ist der erfolgreichste Nationaltrainer der Gegenwart. Seine Karriere begann in der helvetischen Provinz. Eine Spurensuche in der Ostschweiz.

Von Thomas Renggli

Den FC Zürich in der gegenwärtigen Situation als Nabel des globalen Fussballs und Auslöser für bahnbrechende personelle Entwicklungen bis in die höchste Stufe hinauf zu bezeichnen, wäre vermessen. Im Mai 2003 wurde im Letzigrund aber ein Kapitel Fussballgeschichte geschrieben, das sich als wegweisend für den Weltsport herausstellen sollte – und vor zwei Jahren in Brasilien sogar eine weltmeisterliche Dimension erhielt.

Schluss mit Kraftfussball

Sven Hotz, der rührige Präsident des Stadtklubs, erwartete in seinem Büro im Zürcher Kreis 4 den damals 43-jährigen Trainer Joachim Löw zur Vertragsunterzeichnung. Für den Deutschen, der zuvor für den FC Tirol und Austria Wien gearbeitet hatte, lag ein unterschiftsbereiter Zweijahresvertrag bereit. Hotz brauchte jemanden, der dem FCZ nach einer chaotischen Saison und der vorzeitigen Entlassung von Georges Bregy neues Leben einhauchte. Löw mit seiner kommunikativen Überzeugungskraft und strategischen Weitsicht sollte der Mann der Zukunft sein. FCZ-Sportchef Axel Thoma, ein früherer Weggefährte Löws, hatte den Kontakt eingefädelt. Mündlich war man sich einig. Doch der Auserwählte zierte sich und forderte Bedenkzeit. Für Hotz, den Ehrenmann, für den ein Wort oder Handschlag die Kraft einer Unterschrift besitzt, ein Affront. Er strich Löw kurzerhand aus seinem Personaldossier – und engagierte stattdessen die Nummer zwei seiner Wunschliste, Lucien Favre.

Löw hatte sich zu diesem Zeitpunkt schon mit seinem schwäbischen Kollegen Jürgen Klinsmann verständigt. Wenig später heuerte er beim Deutschen Fussball-Bund (DFB) als Assistent des Nationaltrainers an. Der Rest ist Geschichte – eine schöne Geschichte – sowohl für den FC Zürich, der mit Favre 2006 nach 25 Jahren den ersten Meistertitel gewann, wie auch für Joachim Löw. Er übernahm bei der DFB-Auswahl 2006 als Nachfolger Klinsmanns die Hauptverantwortung, führte die Mannschaft 2008 in Wien in den EM-Final und krönte seine Karriere 2014 in Rio de Janeiro mit dem Gewinn des WM-Titels.

Mit seinem Stil stellte Löw die öffentliche Wahrnehmung vom deutschen Fussball auf den Kopf und führte sämtliche Klischees ad absurdum. Die DFB-Elf, früher der Inbegriff von Resultat-orientiertem Kraftfussball und nüchterner Siegermentalität, spielte brasilianischer als die Brasilianer. Im legendären Halbfinale von Belo Horizonte fegte sie die Seleção 7:1 vom Platz. Löw, den alle nur Jogi nennen und dessen Akzent ans «Äffle und Pferdle» aus dem Werbefernsehen des Südwestfunks erinnert, wurde zum Weltrtrainer des Jahres ernannt.

«Joachim Löw hat den deutschen Fussball revolutioniert», sagt Rolf Fringer. Der frühere Schweizer Nationaltrainer ist einer der ältesten Wegbegleiter Löws. Er trainierte den heutigen deutschen Nationaltrainer Anfang der 1990er

im Mittelfeld. Der Erfolg der Nationalmannschaft hatte den Blick für taktische Entwicklungen getrübt.» Fringer schätzt die Schweizer Jahre von Löw als wegweisend ein: «In Schaffhausen wurden ihm die Augen geöffnet. Er sah hier, dass man auch mit Pressing, Offside-Falle und Raumdeckung spielen kann.»

im Mittelfeld. Der Erfolg der Nationalmannschaft hatte den Blick für taktische Entwicklungen getrübt.» Fringer schätzt die Schweizer Jahre von Löw als wegweisend ein: «In Schaffhausen wurden ihm die Augen geöffnet. Er sah hier, dass man auch mit Pressing, Offside-Falle und Raumdeckung spielen kann.»

Basis in Schaffhausen

So ist es kaum ein Zufall, dass Löw seine ersten Trainerdiplome in der Schweiz und nicht in seiner deutschen Heimat erlangte. Im Bereich der Nachwuchs- und Trainerausbildung schuf sich der Schweizerische Fussball-Verband in den vergangenen dreissig Jahren international einen hervorragenden Ruf. Die Basis erarbeitete sich Löw aber als Spieler in Schaffhausen. Fringer: «Wir diskutierten viel. Löw interessierte sich sehr für taktische und strategische Gedanken. Er wollte den Weg zum Erfolg nachvollziehen können.» Offensichtlich boten der



Wegweisende Jahre: Löw in Frauenfeld, 1994.

Jahre beim FC Schaffhausen – und holte ihn später als Assistenten zum VfB Stuttgart. Löw sei schon als Spieler ein Mann mit Vorbildfunktion und Leader-Qualitäten gewesen: «Er war mein Captain und besass ein ausgeprägtes Gefühl für die sozialen Zusammenhänge in einem Team», erzählt Fringer. Auf dem Feld war Löw ein torgefährlicher Mittelfeldspieler. Bei seinem Stammverein SC Freiburg wurde er in den Rang eines Ehrenspielführers gehoben, und dort ist er bis heute Rekordtorschütze geblieben. In die Schweiz kam er Ende der 1980er Jahre aber mit einem «taktisch bescheidenen Horizont», so Fringer. «In Deutschland regierte damals das 3-5-2-System. Man setzte auf zwei grossgewachsene Abräumer in der Verteidigung und auf bloss einen Mann fürs Kreative

«Er besass ein ausgeprägtes Gefühl für die sozialen Zusammenhänge im Team.»

FC Schaffhausen und Fringer eine optimale Grundlage. In derselben Mannschaft wie Fringer spielte damals Innenverteidiger Roberto Di Matteo. Welcher andere Schweizer Challenge-League-Klub kann schon behaupten, gleichzeitig einen späteren Champions-League-Sieger und Weltmeister beschäftigt zu haben? Löws Weg nach oben führte zunächst tief in die helvetische Fussballprovinz. Nach einem kurzen Intermezzo als Juniorentainer in Winterthur übernahm Joachim Löw 1994 als Spielertrainer die Geschicke des FC Frauenfeld: im gleichnamigen Ort mit 20 000 Einwohnern, einer Waffenplatz, einer Zuckerfabrik, Pferderennbahn – und eben einem Fussballklub in der ersten Liga (damals).

«Das kommt schon gut»

Patrick Meili, der zuvor bei den Grasshoppers auf höchster Schweizer Stufe gespielt hatte, bildete damals in Frauenfeld zusammen mit Löw das Innenverteidiger-Duo: «Als Spielertrainer war es logisch, dass Löw in der Defensive spielte. Er musste das Geschehen vor sich haben.» Der Schritt vom Spieler zum spielenden Trainer fiel dem Deutschen nicht leicht. «Diese Doppelverantwortung war für ihn eine grosse Herausforderung – und er war sich nicht sicher, ob er der



Brasilianischer als die Brasilianer: Weltmeistertrainer Löw, 2014.

Aufgabe gewachsen sei», erzählt Meili. Meili erinnert sich an den ängstlichen Blick seines Trainers – und was er damals zur Beruhigung sagte: «Jogi, das kommt schon gut.» Es kam gut. Der FC Frauenfeld spielt heute zwar in der zweiten Liga interregional, ist aber einer der wichtigsten Talentstützpunkte der Ostschweiz.

Für Löw erfüllten sich die kühnsten Träume. Linear verlief sein Aufstieg zum Welttrainer indes nicht. Beim Karlsruher SC (2000) wurde er entlassen, in der türkischen Provinz

bei Adanaspor trat er 2001 wegen Erfolglosigkeit zurück. Von der Basis seiner Schweizer Vergangenheit konnte er aber immer profitieren: «Das Patentrezept für eine erfolgreiche Trainerlaufbahn gibt es nicht. Viele Wege führen nach Rom», sagt Rolf Fringer, «doch Löw erarbeitete sich in der Schweiz eine solide Grundlage, die ihn in schwierigen Zeiten im Gleichgewicht hielt.»

Der frühere Teamkollege Meili bestätigt diese Einschätzung: «Wir waren schon bei Frauenfeld überzeugt, dass Löw ein guter Trainer wird. Training und Spielvorbereitungen waren weit über dem Durchschnitt. Doch wir dachten an eine Karriere in der Nationalliga A – und nicht unbedingt an den WM-Titel.» Für Ratschläge sei Löw offen gewesen: «Er hat immer zugehört. Aber wenn er von seiner eigenen Idee überzeugt war, hat er die durchgezogen», so Meili.

Akribischer Schaffer

Zu den langjährigen Beobachtern von Löw gehört der Schweizer Walter Gagg, Präsident der europäischen Trainerunion und Fifa-Direktor. Er bezeichnet Löw als «akribischen Schaffer, hervorragenden Techniker und Taktiker, besonnenen und ruhigen Kommunikator, der immer offen für neue Einflüsse war und kontinuierlich an seiner Aufgabe gewachsen ist».

Gagg weist darauf hin, dass Joachim Löw schon als Assistent von Jürgen Klinsmann mehr als nur der Zuträger gewesen sei: «In Sachen Trainingsgestaltung und Taktik war es Löw, der den Kurs vorgegeben hat.» Der dritte Platz an der WM 2006 sei auch Joachim Löw zu verdanken. Diese Beobachtung machte auch der ehemalige Spielerkollege Meili: «Als ich damals die deutsche Nationalelf spielen sah, erinnerte es mich exakt an unsere Ausrichtung bei Frauenfeld. Ich war überzeugt, dass Löw die Anweisungen gab – nicht Klinsmann.» Mit anderen Worten: Das Sommermärchen wurde nur möglich, weil Deutschland wie Frauenfeld spielte.

Joachim Löw gewann aber auch neben dem Platz. Egal, wo man in der Schweiz nachfragt, überall erinnern sich die Menschen gerne an ihn. Es ist von einem loyalen, disziplinierten und sehr zielorientierten Sportler und Trainer mit viel Fingerspitzengefühl die Rede, der zwar gerne eine Zigarette rauchte, aber immer genau wusste, was es für den Erfolg brauchte. So hat die deutsche Fußballrevolution eine nicht zu unterschätzende helvetische Note. Den wichtigsten Entscheid jedoch verbindet Joachim Löw mit dem FC Zürich: Wäre er damals bei Sven Hotz im Büro erschienen – die Fußballgeschichte würde heute anders aussehen. ○



«Den Kurs vorgeben»: mit Klinsmann, 2006.

Erinnerung an den Mythos

Die französische Nationalmannschaft stand einmal symbolhaft für das Gelingen der multikulturellen Gesellschaft. Heute scheinen nicht einmal mehr die Spieler daran zu glauben. *Von Rod Ackermann*



Als sich für kurze Zeit alle in den Armen lagen: Weltmeister-Mannschaft mit Präsident Chirac, 1998.

Es war ein Sommermärchen, damals, an der Fussball-Weltmeisterschaft 1998 in Frankreich. Mit der Galionsfigur Zinédine Zidane eilten Les Bleus von Sieg zu Sieg, Woche um Woche stieg das Fieber in der Grande Nation, und als «Zizou», Barthez, Thuram, Blanc & Co. zwei Tage vor der Selbstfeier des Quatorze Juillet im Stade de France ihren Finalgegner, den Titelhalter und Kronfavoriten Brasilien, 3:0 abgefertigt hatten, schien das Märchen wahr zu werden.

Es ging dabei nicht allein um den Fussballtriumph, es ging zugleich um den siegestrunkenen Traum einer sozialen Integration in «black-blanc-beur». Heraufbeschworen hatte ihn Staatschef Jacques Chirac, der vom Fussball zwar nichts verstand, von Politik jedoch alles. Die Mannschaft symbolisiere «la France tricolore et multicolore», tönte es aus dem Elysée-Palast. Als ob es im Lande der Liberté, Egalité, Fraternité möglich sei, auf gesellschaftlicher Ebene nachzuvollziehen, was die Bleus auf dem Rasen vorgemacht hatten: ein harmonisches Miteinander von Schwarz, Weiss und Maghrebisch, belohnt durch den Erfolg.

Hatte denn Zidane, der zweifache Torschütze im Final und Held der Nation, seine ethnischen Wurzeln nicht in der Kabylei? Hielten sich im Weltmeisterteam Dunkel- und Weisshäutige nicht die Waage? Konnte der Sport, Abbild der Gesellschaft, für einmal nicht als deren Vorbild

dienen? Lautete der alte Spruch nicht: «Impossible n'est pas français»? Und überhaupt: Reimte sich «black-blanc-beur» nicht wundervoll auf «bleu-blanc-rouge»?

Vorbei und – fast – vergessen. Achtzehn Jahre sind vergangen seit jenem Sommer beziehungsweise, wie der Autor Michel Caillat unter dem Titel «Foot: le ballon de l'intégration se dégonfle» schreibt, seit «der kollektiven Hysterie des 12. Juli 1998, als die gesamte Presse und zahlreiche Intellektuelle ohne Rückhalt den Sieg der «black-blanc-beur»-Equipe und das Gelingen der Integration sowie die Versöhnung der Nation besangen». Zwar sollten die Multi-kulti-Bleus danach noch die Europameisterschaft 2000 gewinnen, doch als im WM-Final von Berlin 2006 Zidane eines Kopfstosses wegen vom Platz verwiesen wurde, begann der Niedergang.

Im selben Jahr regte sich Georges Frêche, Oberbürgermeister von Montpellier und berüchtigt für Entgleisungen, darüber auf, dass in der Nationalmannschaft «neun von elf Spielern schwarz sind – normal wären drei oder vier; das würde die Gesellschaft widerspiegeln». Da war das Halali aufs multiethnische Nationalteam eröffnet. Bei der Weltmeisterschaft in Südafrika 2010 landeten die Bleus auf dem Boden. Der Skandal von Knysna, als sich das Kader weigerte, dem Bus zum Training zu entsteigen, markier-

te das Ende des Liebesverhältnisses mit der Nation, Integrationsträume inbegriffen.

Mögen in der Zwischenzeit zwei *sélectionneurs* versucht haben, mit ihrem Team die Herzen des Publikums zurückzugewinnen, so redet niemand mehr von Vorbildfunktion. Ärgerlich genug, dass ausgerechnet die Maghrebiner der Auswahl Unruhe auslösten. Zuerst war es der algerischstämmige Samir Nasri, der sich an der EM 2012 mit Medienvertretern anlegte und 2014 nicht mehr ins WM-Kader berufen wurde. Es folgte Karim Benzema, ebenfalls algerischer Herkunft, der 2015 in einen Erpressungsversuch gegen einen (weissen) Mannschaftsgefährten verwickelt war und deshalb beiseitegelassen wurde. Im Euro-Aufgebot von Didier Deschamps fehlt überdies der allemal torgefährliche, aber als eigensinnig geltende tunesischstämmige Hatem Ben Arfa.

Tod des Märchens

Selbst wenn der Nationalcoach, an der Heim-Europameisterschaft unter gewaltigem Erfolgsdruck, mit dreizehn dunkelhäutigen und zehn hellhäutigen Spielern, darunter einer aus dem Volk der Fahrenden (André-Pierre Gignac), ins Feld zieht, so ist das weniger ein Beweis für vorbildliche Integration als ein Spiegel des Spitzensports mit seinem hohen Anteil nichtweisser Franzosen – siehe Basketball, Judo, Fechten und so weiter, kurz: alles ausser Radsport und Schwimmen.

Ausserdem gibt zu denken, dass zum Beispiel der gebürtige Franzose Pierre-Emerick Aubameyang lieber fürs Nationalteam von Gabun, der Heimat seiner Eltern, spielt als für die Bleus. Auch Riyad Mahrez, mit Leicester City Champion der Premier League, entschied sich für Algerien. Ihm gleich tat es der bei Swansea City engagierte André Ayew, der für Ghana antritt. Ihnen schienen die Bleus nicht verlockend genug.

Vor dem Hintergrund eines durch terroristische Attentate verschreckten Landes, wo der rechtsextreme Front national sämtliche Meinungsumfragen für die im Frühjahr 2017 anstehende Präsidentschaftswahl anführt und wo die Mehrheit des Publikums nicht daran glaubt, dass es die Bleus überhaupt in den EM-Halbfinal schaffen, mag der Tod des Märchens aus dem fernen Sommer 1998 nicht erstaunen. Umso trauriger stimmt da die Erinnerung an den Mythos eines Frankreich in «black-blanc-beur». Als sich für kurze Zeit alles in den Armen lag. Als alles möglich schien. ○

Achtung, Krise!

Der italienische Fussball liegt wieder einmal am Boden, die Stimmung im Nationalteam ist mies. Das macht Italien so gefährlich.

Von Peter Hartmann

Das kennt man, die Squadra Azzurra ist ziemlich am Boden – die beste Voraussetzung, dass sie über sich selbst hinauswächst. Diesmal scheint der Pessimismus besonders erdrückend. Der *commissario tecnico*, der Nationaltrainer Antonio Conte, hat bereits gekündigt und seinen neuen Klub Chelsea im Kopf, und die Nachfolge scheint niemand zu interessieren, auch nicht den neuen alten Wundermann Claudio Ranieri von Leicester City. Der Niedergang des Calcio offenbart sich an den halbleeren Stadien. Kürzlich standen sich Udinese und Internazionale gegenüber, ohne einen einzigen Italiener in ihren Reihen. Die Mailänder Klubs Milan und Inter stecken tief im Schuldensumpf und werden von Asiaten aufgekauft. Ausser dem Meister Juventus spielt keine Mannschaft auf europäischem Niveau. Ausgezeichnet!

Fast wie 1982. Zwei Jahre zuvor hatten die Handschellen im Totonero-Skandal geklickt. Der Stürmer Paolo Rossi kehrte drei Monate nach Ablauf seiner langen Sperre zurück. Italien begann die WM in Spanien mit drei mickrigen Unentschieden und fegte dann Argentinien, Brasilien und Deutschland hinweg. Und wurde Weltmeister. Umgekehrt versagten die Italiener 1990 im eigenen Land als hohe Favoriten. Doch 2006, als der Korruptionsskandal um Juventus den Calcio erschütterte, raffte sich die Nationalmannschaft mit allen Mitteln des Widerstandskampfes zum Sieg nach Penaltys gegen Frankreich auf, auch mit den Verbalinjurien Materazzis gegen Zidane, der dann wegen seines rächenden Kopfstosses vom Platz flog.

Wetterfestes Toupet

Diesmal hat der Trainer selber mit einem Fuss im Gefängnis gesteckt. Der Prozess gegen Conte ging zurück auf Vorfälle im Jahre 2011, doch die italienische Justizmühle mahlt zermürbend langsam. Er soll damals als Trainer von Siena Mitwisser einer «Kombi» seiner Spieler gewesen sein und die Mauseheien toleriert haben: eine Resultat-Absprache in einem Kehraus-Spiel, und die Spieler hatten darauf gewettet. Nicht unüblich in Italien. Sportbetrug wird allerdings als Offizialdelikt verfolgt. Der Staatsanwalt forderte eine sechsmonatige Gefängnisstrafe. Contes Albtraum endete erst am vergangenen 16. Mai mit einem Freispruch.

Als Mittelfeldspieler – 296 Einsätze für Juventus in 13 Jahren, 20-mal in der Squadra Azzurra – war er so brennend ehrgeizig wie später als Trainer, und er sieht mit sieben-

undvierzig immer noch so unverschämt jugendlich aus wie damals, mit wehenden Stirnfransen über den stahlblauen Augen – die Erklärung ist ein wetterfestes Toupet. Conte ist einer der wenigen Fussballer mit einem Hochschulabschluss, Dottore des Fachs «Scienze motorie e sportive»: summa cum laude, mit der Höchstnote von 110 von 110 möglichen Punkten.

Wenn *commissario* Conte verspricht, seine Spieler würden wie Marines auftreten, mit der Ledernacken-Kampfmoralität und dem Messer zwischen den Zähnen, wird das in Italien kaum beachtet. Die Schlagzeilen besetzte der 39-jährige Alt-Weltmeister Francesco Totti, der ein blendendes Saison-Finale hinlegte, um seiner Zwangspensionierung bei der AS Roma zu entgehen, und der Wirrkopf Mario Balotelli, der nie den Wunderkinderschuhen entwächst und jetzt, mit 25 Jahren, ein einziges Meisterschaftstor in einer ganzen Saison für Milan erzielte. 2012 hatte er praktisch im Alleingang die Deutschen im Halbfinal weggeputzt.

Ein «Rosenkranz von Problemen», so die *Gazzetta dello Sport* mitfühlend, beschäftige Conte, wenn er über der Kaderliste brüte. Der routinierte Regisseur Claudio Marchisio, 30, von Juventus fällt mit einem Kreuzbandriss im linken Knie aus. Der Ballverteiler Marco Veratti, 23, der seine Karriere im Ausland bei Paris Saint-Germain lancierte, musste sich einer Leis-

tenoperation unterziehen. Damit verliert Conte das kreative Zentrum seiner Squadra, und der nach New York ausgewanderte Veteran Andrea Pirlo, 37, wird wieder ein Thema.

Conte hasst es, zu improvisieren. Bei Juventus führte er das 3-5-2-System ein, das er auch auf die Nationalmannschaft übertrug. Das Bollwerk bildet der Abwehrblock seines früheren Turiner Arbeitgebers, dem er drei Meistertitel in Folge beschert hatte. Sein Schlüsselspieler ist der 38-jährige ewige Torhüter Gianluigi Buffon, der Motivator und gute Geist des Teams draussen auf dem Platz, vor ihm eine Dreierkette mit den Recken Barzagli, Bonucci und Chiellini. Als Aussenläufer gelten Florenzi (AS Roma) und Candreva (Lazio Rom) als gesetzt.

Auf den fünf restlichen Posten, vor allem im Angriff, manifestiert sich die nackte nationale Personalnot. Die besten fünf Goalgetter der Serie A sind alle Ausländer (Higuain, Dybala, Bacca, Icardi, Salah). Der Stiefel ist überlaufen von zweitklassigen Gastarbeitern, die dem italienischen Nachwuchs die Jobs wegnehmen. Graziano Pellè, 31, hat sechs Jahre als Auswanderer in den Niederlanden gestürmt und seit zwei Jahren in Southampton in der Premier League. Conte entdeckte den Verkannten vor anderthalb Jahren.

Besser könnten die Voraussetzungen für ein Wunder nicht sein. ○



Brennend ehrgeizig: Antonio Conte.

Je unmöglicher, desto wahrscheinlicher

Wer wird Europameister? Welche EM-Erfahrungen machte die Schweiz? Was ist historisch interessant? Alle Teams der Europameisterschaft in einem anekdotischen Überblick.

Schweiz: Das Lama — Bei drei EM-Teilnahmen gewann die Schweiz bisher erst ein Spiel – 2008 die bedeutungslose letzte Vorrundenpartie gegen Portugal. Treffsicher war aber Alex Frei an der Endrunde 2004 mit seiner Spuckattacke gegen den Engländer Steven Gerrard. Zunächst stritt der helvetische Rekordtorschütze alles ab, doch letztlich bewies er Einsicht. Als Wiedergutmachung übernahm er die Patenschaft für ein Lama im Basler Zoo. (tre)

Rumänien: Rot zum Schluss — Gheorghe Hagi ist Rumäniens Fussballer des Jahrhunderts: 125 Länderspiele, 35 Tore – je drei WM- und EM-Teilnahmen. Doch den Schlusspunkt hätte er sich gerne erspart. Im EM-Viertelfinale von 2000 gegen Italien handelte er sich innerhalb von sechs Minuten zwei gelbe Karten ein. (tre)

Albanien: Schweiz II — Als sich Albanien im Oktober 2015 mit einem 3:0 gegen Armenien erstmals für ein grosses Turnier qualifizierte, besass die Geschichte auch eine Schweizer Dimension: In der Startformation standen Shkelzen Gashi, Taulant Xhaka und Naser Aliji (damals alle FC Basel), Berat Djimsiti (FCZ) und Migjen Basha (Luzern). Auf der Bank sassen Armando Sadiku, Burim Kukeli (beide FCZ), Arlind Ajeti (vereinslos, zuvor Basel), Ermir Lenjani (ex St. Gallen) und Amir Abrashi (ex GC). Captain war Lorik Cana vom Ligue-1-Klub Nantes. Er hatte als Junior bei Lausanne Sports gespielt. (tre)

Wales: Die Heimmacht — Wales kann an der EM auf den (angeblich) teuersten Fussballer der Welt zählen: Reals 100-Millionen-Euro-Mann Gareth Bale. Sportliche Erfahrungswerte besitzt die grosse Rugby-Nation dagegen kaum. Im Fussball qualifizierte sie sich erst ein Mal für ein grosses Turnier: die WM 1958 in Schweden. Dafür gewannen die Waliser schon zwölf Mal die British Home Championship. Sie wurde zwischen 1883 und 1984 im Jahresrhythmus unter den Teams von England, Nordirland, Schottland und Wales ausgetragen. (tre)

England: Alarmstufe Penaltyschiessen — An Endrunden klebt England das Pech an den Füssen. Kommt es zum Elfmeterschiessen, gehen die Lichter aus: An der WM 1990 verlor das Fussball-Mutterland im Halbfinal gegen Deutschland in der Kurzscheidung, 1998 im Achtelfinal gegen Argentinien, 2006 im Viertelfinal gegen Portugal. Ähnlich verheerend ist die Bilanz an der Euro: 1996 (im Halbfinal gegen



Alarmstufe Rot: Kroatien.

Deutschland), 2004 (im Viertelfinal gegen Portugal) und 2012 (im Viertelfinal gegen Italien) war nach dem Penaltyschiessen jeweils Torschluss. Als die englische Auswahl an den Olympischen Spielen 2012 in London standesgemäss im Viertelfinal nach Penaltys an Südkorea scheiterte, sagte der BBC-Reporter: «Da kann man nichts machen. Es gibt Dinge, die ändern sich nie.» (tre)

Slowakei: Die EM-Helden — Die slowakische Nationalmannschaft nimmt zum ersten Mal an einer EM-Endrunde teil. Und trotzdem können sich neun Slowaken Europameister nennen: Ján Pivarník, Anton Ondrus, Jozef Capkovic, Koloman Gögh, Karol Dobias, Jozef Móder, Mária Masny, Ján Svehlík und Ladislav Jurkemik. Sie gewannen 1976 mit der tschechoslowakischen Equipe in Belgrad den Final gegen Deutschland – im ersten Elfmeterschiessen der EM-Geschichte. (tre)

Frankreich: Die Pioniere — Die französischen Fussballer waren nicht nur sportlich oft bei den Ersten. Sie gehörten zu jenen vier europäischen Mannschaften, die 1930 in Uruguay an der ersten Weltmeisterschaft teilnahmen. Die Schiffsfahrt nach Montevideo dauerte zweieinhalb Wochen. Nicht ganz so aufwendig war die EM-Premiere 1960. Sie fand in Frankreich statt und wurde in vier Partien ausgetragen. Frankreich verlor das Spiel um Platz drei gegen die Tschechoslowakei 0:2. (tre)

Russland: Die Schwarze Spinne — Der grösste Erfolg des «russischen» Fussballs stammt aus einer anderen Zeit – aus der Ära der Sowjetunion. 1960 gewann die UdSSR die erste EM-Endrunde mit einem 2:1-Finalsieg gegen Jugoslawien im Pariser Prinzenpark. Uneingeschränkter

Held war der Mann, den sie aufgrund seines schwarzen Trikots und seiner unheimlichen Fangkünste die «Schwarze Spinne» nannten: Lew Jaschin. Der ewige Goalie von Dinamo Moskau ist eine Legende des Weltfussballs: 140 parierte Elfmeter, 70 Gegentore in 78 Länderspielen, Fifa-Torhüter des Jahrhunderts und 1963 der bisher einzige Goalie der Geschichte, der als Europas Fussballer des Jahres mit dem Ballon d'Or geadelt wurde. (tre)

Deutschland: Die Mannschaft als Star — Portugal hat Cristiano Ronaldo, Schweden hat Zlatan Ibrahimovic – doch Deutschland hat eine Mannschaft. Und im Mannschaftssport Fussball war dies noch immer das beste Argument. (Ack.)

Ukraine: Kanonenfutter — Angesichts der jüngsten Geschichte wäre es deplatziert, die Ukrainer als Kanonenfutter zu bezeichnen. Doch weil ihr ausschliesslich aus Spielern des nationalen Championships zusammengesetztes Nationalteam die Euro-Qualifikation erst auf dem letzten Drücker schaffte, nämlich in den Play-offs gegen Slowenien, dürften die Schowto-blakytyni (Gelb-Blauen) in Frankreich kaum über die Vorrunde hinauskommen. (Ack.)

Polen: Gottgesandter Lewandowski — Wer Polen sagt, sagt Robert Lewandowski. Ohne den Goalgetter von Bayern München und mehrfachen Bundesliga-Schützenkönig wäre die polnische Nationalmannschaft höchstens die Hälfte wert. Ob dem 28-jährigen Warschauer, der wie zahlreiche der im ehemaligen Ostblock geborenen Athleten einer sportlich aktiven Familie entstammt und überdies mit der Karatekämpferin Anna Stachurska (WM-Bronze 2008) verheiratet ist, in Frankreich ein ähnliches



Magnetische Füsse: Schwedens Ibrahimovic.

Kunststück gelingt wie in der Euro-Qualifikation? Dort hatte der Team-Captain im Match gegen Georgien innert vier Minuten dreimal ins Schwarze getroffen – ein einsamer Rekord. Zumindest verzichtete der gläubige Katholik darauf, seinen Hattrick der Gunst Gottes zuzuschreiben. (Ack.)

Nordirland: Nachfahren von George Best — Zweimal schon nahm die «Green and White Army» an Weltmeisterschaften teil (1958 und 1982), an einer Europameisterschaft hingegen noch nie. Vielleicht verleiht der selbstironische Song ihrer Supporter – «We're not Brazil, we're Northern Ireland» – den Nachfahren von George Best Flügel. (Ack.)

Spanien: Der dritte Streich? — Optimisten glauben felsenfest daran, dass «La Roja» nach 2008 (1:0-Finalsieg gegen Deutschland) und 2012 (4:0-Finalsieg gegen Italien) – dazwischen waren die Spanier auch Weltmeister 2010 in Südafrika – ein dritter Euro-Titelgewinn nacheinander gelingt. Sie verweisen darauf, dass «La Liga», Europas technisch tonangebende Landesmeisterschaft, exakt jene Sorte kleingewachsener, wendiger Spieler hervorbringt, die dem Gegner das Leben sauer machen – und darüber hinaus jene Art von Ideen, die zur spanischen Dominanz in der Champions League beziehungsweise der Europa League führen. Olé! (Ack.)

Tschechien: Im Zwanzig-Jahres-Rhythmus — Vierzig Jahre ist es her, seit die Mannschaft der damaligen Tschechoslowakei die Europameisterschaft eroberte – gegen Deutschland nach Elfmeterschiessen –, und zwanzig Jahre, seit die EM-Finalrevanche von den Deutschen dank Golden Goal gewonnen wurde. Sollten die Spieler um Torhüter Petr Cech diesmal ebenso weit kommen, so wäre dies ein Fussballwunder. (Ack.)

Türkei: Mit dem Imperator — Seines eisernen Führungsstils wegen «Imperator» genannt, hat Nationalcoach Fatih Terim, einst Rekordinternationaler seines Landes, eine beneidenswerte Trainer-Bilanz aufzuweisen, zugleich aber auch etliche Tolggen im Reinheft. Die Schiedsrichter sollten sich vorsehen: Terim neigt zum offenen Wort. (Ack.)

Kroatien: Rassisten und Faschisten — «Ich bin nicht glücklich über Kroatien», ereiferte sich vor zwei Jahren Michel Platini, damals noch Präsident der Uefa: «Wenn du ein paar hundert Arschlöcher im Stadion hast, so ist das nicht akzeptabel.» Infolge rassistischer und profaschistischer Ausschreitungen seiner Hooligans wurde der kroatische Fussballverband in den vergangenen Jahren denn auch wiederholt mit saftigen Geldbussen, Punkteabzügen sowie mit Geisterspielen bestraft. Jedenfalls bereiten sich Frankreichs Sicherheitsorgane bei den



Unbestrittener Superstar: Portugals Ronaldo.

Matches der Kroaten – zuvor jenem gegen die Türkei am 12. Juni im Pariser Prinzenpark – auf das schlimmstmögliche Szenario vor. (Ack.)

Schweden: Ibrakadabra — Bislang hat Zlatan Ibrahimovic, 34, die Rekordsumme von 160 Millionen Euro Transfergeld bewegt mit seinen Wechselsprüngen von der Geburtsstadt Malmö zu Ajax, zu Juventus, Internazionale, Barcelona, Milan und Paris SG. Er zieht jetzt wieder weiter und verzaubert die Stadien mit seinen fantastischen Toren aus allen Lagen seines Tattoo-verzierten Körpers. Seine magnetischen Füße garantierten zuletzt vier Mal die französische Meisterschaft, nur mit der Champions League hat es nie geklappt. Auch nicht in Barcelona, wo er den Machtkampf mit Messi («Ein Schuljunge ohne eigene Meinung») und Trainer Guardiola («Ohne Eier und feige») verlor. Auch mit Schweden wurde nie etwas, da ist er allein mit seinen 1,95 Meter Gardemass, mit Schuhnummer 47 und seinem unermesslichen Ego. «Ibra» hat in seinem Leben nur auf zwei Männer gehört, vielleicht drei mit Mourinho, für den er «rausgehen und töten» würde, vielleicht demnächst bei Manchester United: auf seinen umsatztreibenden Agenten Mino Raiola, einen ehemaligen Pizzeria-Angestellten mit dem Euro-Zeichen im Auge, der auch das italienische Sorgenkind Balotelli vermarktet. Und auf David Lagercrantz, den schwedischen Autor, der Ibras Geschichte der Jugendjahre im Einwandererviertel Rosengård aufschrieb: «Ich bin Zlatan Ibrahimovic», natürlich ein Bestseller, das meistverkaufte Buch in Schweden nach der Bibel. (P. H.)

Belgien: Reisebüro Wilmots — Belgiens Nationalcoach Marc Wilmots ist ein fliegendes Reisebüro, ständig unterwegs zwischen Manchester, Liverpool, London, St. Petersburg, Barcelona, Marseille, Neapel und Rom. Dort üben seine Spieler ihren Beruf aus, und Wilmots setzt das Puzzle zusammen, das als das belgische Wunder bezeichnet wird – eine Mannschaft, die so begeistert spielt, dass sie dem gespaltenen Land der Flamen und Wallonen immerhin wieder eine (Fussball-)Identität zurückgibt. (P. H.)

Italien: Der Skandalmeister — «Italien wird Europameister.» Je unmöglicher diese Prognose scheint, desto wahrscheinlicher wird sie. Immer wenn auf dem Stiefel Skandalstürme wüten und die Stimmung in Verzweiflung kippt, rafft sich die Squadra Azzurra zur «resistenza» auf. Trainer Conte hat schon gekündigt. (P. H.)

Irland: Grosser Aussprachepreis — Die irische Fussball-Nationalmannschaft, irisch «Foireann sacair náisiúnta Phoblacht na hÉireann»), wird glücklicherweise auch «The Boys in Green» genannt. (P. H.)

Portugal: Sterbender Schwan — Cristiano Ronaldo ist der unbestrittene Superstar dieser EM. Die Frage ist nur: Wie lange? Denn auch wenn er Blut, Schweiß und Tränen vergisst für Portugal, gegen die Melancholie des schönen Verlierens hilft alles nichts. Ronaldo bleibt die Rolle des sterbenden Schwans. (P. H.)

Österreich: Einführung des Tornetzes — Entgegen der landläufigen Meinung hat nicht Marcel Koller den Fussball in Österreich gesellschaftsfähig gemacht, sondern der britische Gentleman Magnus Douglas «Mark» Nicholson (1871–1941). Er kam als Filialleiter des Reisebüros Thomas Cook and Son an die Donau und spielte für First Vienna. Ein Ausschnitt aus Pionierzeiten (Quelle: Wikipedia): «Bei seinem ersten Antreten als Fussballspieler am 15. November 1897 im Derby gegen den Vienna Cricket and Football-Club war er auch von dem damals gefürchteten Iren William Flavin, den die Cricketer auf ihn angesetzt hatten, nicht zu stoppen. Aufgrund seiner Technik und Wendigkeit liess er seinen Gegenspieler öfter ins Leere laufen, so dass dieser dabei sogar mehrmals stürzte und sich im weiteren Verlauf bei Attacken gegen Nicholson entnervt zurückhielt. Der gelernte Verteidiger avancierte in Österreich aber auch zum Torjäger. Aus etwa 40 Meter Entfernung schoss er in diesem Spiel so scharf auf das Tor der Cricketer, dass nur wenige den Schuss verfolgen konnten. Der Referee versagte dem Treffer die Anerkennung, worauf ein wilder Streit der Vienna-Spieler mit dem Schiedsrichter ausbrach. Nicholson hingegen nahm die Entscheidung des Unparteiischen mit englischer Gelassenheit hin, stellte nach dem Spiel aber sofort einen Antrag auf Einführung von Tornetzen, wie dies in seiner Heimat bereits seit 1891 üblich war.» (P. H.)

Ungarn: Schlafmodus — Auch Ungarns Fussball lebt tief in der Vergangenheit, mit jenem Wunderteam, das England 1953 in den Grundfesten erschütterte mit dem 6:3-Sieg in Wembley. Die Magyaren blieben in 31 Länderspielen ungeschlagen – bis sie 1954 in Bern im WM-Final den Deutschen unterlagen. Seither hat selbst der wortreiche Lothar Matthäus Ungarn nicht wieder aufgeweckt. (P. H.)



Turniere

Erlauchter Kreis

Die Erweiterung der Europameisterschaft auf 24 Teams ist fragwürdig. Das Teilnehmerfeld ist zu gross, das Programm mit 51 Partien überladen. Ich befürchte eine Verwässerung der Leistungskultur.

Von Sepp Blatter

Wer über die Grösse des Teilnehmerfeldes an der Euro 2016 diskutiert, muss die globalen Zusammenhänge in die Argumentation einbeziehen und einen Blick auf die Weltmeisterschaft werfen.

Die Fifa-WM ist das Premium-Produkt im Spitzensport schlechthin. Der Wert ihrer Fernsehrechte übertrifft denjenigen der Olympischen Spiele deutlich. Die mediale Resonanz rund um den Globus ist kaum zu überbieten. An der WM-Endrunde in Brasilien 2014 wies die Fifa für die 64 Spiele kumulierte Zahlen von 40 Milliarden TV-Zuschauern aus – das macht im statistischen Mittel 625 Millionen Fernsehzuschauer pro Spiel. Eine Stichprobe während eines einzelnen Tages ergab eine Quote von 3,2 Milliarden. Phänomenal! Den Final zwischen Deutschland und Argentinien sah über eine Milliarde Menschen.

Diese Attraktivität ist auch dem Modus zu verdanken. In meiner Zeit bei der Fifa (seit 1975) haben wir die Grösse des Teilnehmerfeldes und die Verteilung der Plätze an die Kontinentalverbände immer genau analysiert und auf sportliche und geopolitische Entwicklungen reagiert. 1982 haben wir das Feld von 16 auf 24 Mannschaften erhöht – 1998 von 24 auf 32 Teams. Damals umfasste die Fifa 204 Mitgliedsverbände. Heute sind es – nach der Aufnahme von Gibraltar und dem Kosovo am 13. Mai 2016 – 211. Aus meiner Optik bleiben 32 Teilnehmer für die WM-Endrunde die goldene Grösse. Sie garantiert gleichzeitig Leistungsdichte auf höchstem Niveau und geokulturelle Vielfalt. Eine Vergrößerung des Teilnehmerfeldes würde eine zeitliche Ausdehnung des Turniers nötig machen. Eine allfällige Neuverteilung an die Konföderationen hängt von der sportlichen Entwicklung ab. Sie könnte man zu einem späteren Zeitpunkt diskutieren.

Grundlage des Spektakels

Ein Rückblick auf die WM in Brasilien macht deutlich, dass wir mit dem jetzigen Format richtigliegen. Was der Anlass an Unterhaltung, Emotionen, Leidenschaft und Drama geboten hat, ist schwer zu übertreffen. In der Vorrunde ging es Schlag auf Schlag – in der K.-o.-Phase war die Spannung kaum zu überbieten: Acht von sechzehn Spielen wurden erst in der Verlängerung oder im Elfmeter-

schiessen entschieden. Es ist nachvollziehbar, dass gewisse Konföderationen für eine Aufstockung des Teilnehmerfeldes plädieren. Doch das ist der falsche Weg. Wer über ein Produkt von höchster Qualität verfügt, sollte daran nichts ändern.

Grundsätzlich darf die Vision der Weltmeisterschaft nicht nur auf die Endrunde reduziert werden. Die Basis bleibt die Qualifikationsphase – mit über 800 Spielen, die allen Nationalverbänden eine Bewährungschance bieten und im Alltag Spektakel und Unterhaltung



Der Fussball soll entscheiden: Stade de France.

garantieren. Nur ein Festhalten am gegenwärtigen Format sichert den Stellenwert der Qualifikation.

Auf dem europäischen Parkett verhält es sich ähnlich. Die EM-Endrunde war früher einem erlauchtem Kreis vorbehalten – zwischen 1960 und 1976 vier Teams. Bis 1992 spielte man mit acht Teilnehmern, ab 1996 (nach dem Zerfall der Sowjetunion) mit sechzehn.

Dieses Format war die Grundlage des sportlichen Spektakels und einer überdurchschnittlichen Leistungskultur. Ich denke, die EM-Endrunde war neben der Copa América das Turnier mit der stärksten Konkurrenz-

situation. Mit Genuss erinnere ich mich an die Turniere von 2012 in Polen und der Ukraine sowie 2008 in der Schweiz und Österreich.

Nun wird das Feld auf 24 Mannschaften ausgedehnt – bei 55 Mitgliedsverbänden der Uefa notabene. Überträgt man diese Zahl auf die Weltmeisterschaft, müsste die WM-Endrunde mit rund 90 Teams gespielt werden.

Entwertung der Qualifikationsrunde

Mit Wohlwollen könnte man sagen, dass diese Ausdehnung der EM-Endrunde die Chancen von kleineren Verbänden erhöht und die Vielfalt des Turniers vergrössert. Doch ist die Endrunde wirklich der richtige Ort, um sportliche Entwicklung unter Wettkampfbedingungen zu ermöglichen?

Ich wage, zu behaupten, dass die Zahl von 24 Mannschaften weder der sportlichen Verhältnismässigkeit entspricht noch die Qualität des europäischen Fussballs spiegelt. Das Feld ist zu gross, das Programm mit 51 Partien überladen. Weil in der Qualifikation selbst die Gruppendritten noch die Chance auf eine Teilnahme besitzen, kann man zudem über den sportlichen Wert der Ausscheidung diskutieren. Es drohen eine Verwässerung und Aufblähung des kontinentalen Höhepunkts für die Nationalteams – und eine Entwertung der Qualifikationsphase. Das Scheitern der Niederlande ist die Ausnahme, die die Regel bestätigt.

Noch ist es zu früh, um den Stab über die Neuerung zu brechen. Die Antwort liegt auf dem Platz, und die Resultate in den sechs Vorrundengruppen ab dem 10. Juni werden sie uns schonungslos liefern. Trennt sich die Spreu vom Weizen ohne Friktionen, läuft etwas falsch. Dann müssen sich die Verantwortlichen kritische Fragen gefallen lassen. Kommt es zu Überraschungen und bestätigen die «Kleinen» ihre Ansprüche, liegen die europäischen Modus-Architekten richtig. Der Fussball soll entscheiden.

Sepp Blatter war von 1998 bis 2016 Präsident des Weltfussballverbands Fifa.

Schweizer Wunderwuzzi

Zuerst belächelt und kritisiert, jetzt bewundert und verehrt: Wie der Schwamendinger Marcel Koller zum österreichischen Nationalhelden wurde.

Von Thomas Renggli

Ein Schweizer erklärt Österreich den Erfolg – und alle hören zu. Als Marcel Koller, 56, diesen Frühling in der Raiffeisen-Zentrale in Wien sein Buch «Die Kunst des Siegens» vorstellt, lässt sich die lokale Prominenz nicht zweimal bitten: Staatsoper, Philharmoniker, Burgtheater – alle schicken sie ihre Abgesandten. «Marcel Koller ist momentan der bedeutendste Ausländer in Österreich», sagt Heimo Kofler, der Sportchef der *Vorarlberger Nachrichten*.

An Kollers Buchvernissage nimmt auch der frühere GC-Präsident Fritz Peter teil. Er kennt «Mäse» aus gemeinsamen Zeiten vom Hardturm und ist beeindruckt vom Kniefall, den die Wiener Hochkultur vor dem Schweizer Trainer macht: «Koller wird in Österreich verehrt wie ein Messias. Wer weiss, woher er stammt, reibt sich darüber verwundert die Augen.» Koller wuchs im Zürcher Arbeiterquartier Schwamendingen auf und lernte auf Strassen und in Hinterhöfen kicken. Sein Feld der Träume war die Grasnarbe des Heerenschürli und nicht das Parkett der Hofburg. «Der Adoptierte», schreibt die *Neue Zürcher Zeitung* über Kollers Status im Nachbarland. Dass der Gefeierte 2014 ein Angebot des Schweizer Verbands für die Nachfolge Hitzfelds ausschlug, verdeutlicht diese Sonderstellung. Mitte Mai erhält Koller in Wien aus den Händen von Landeshauptmann Michael Häupl das Goldene Ehrenzeichen der Stadt.

Ausgerechnet

Die Begeisterung in Österreich hatte sich allerdings in Grenzen gehalten, als Marcel Koller am 1. November 2011 zum neuen österreichischen Nationalteamchef ernannt worden war. Vor allem das moralische Gewissen des Austria-Fussballs, die medial omnipräsenten Altstars Herbert Prohaska und Hans Krankl, rümpften schnöde die Nase. «Weshalb brauchen wir einen Schweizer – wenn es genügend Österreicher gibt?», war die meistgestellte Frage. Kurt Jara, immerhin ehemaliger Teamkollege von Koller bei den Grasshoppers, lästerte auf Frühenglisch: «Da kommt ein No-Name-Trainer». In einem Antrittsinterview im ORF musste Marcel Koller erst mal erklären, weshalb jetzt ausgerechnet er der langgesuchte «Wunderwuzzi» sein soll. «Wunderwuzzi» ist österreichisch und bedeutet gemäss Duden «Alleskönner».

Bisher war ein bisschen vom legendären Schmah als Bewerbungsargument nämlich wichtiger als eine klare Strategie. Mit ernüchternden Folgen: Abgesehen von der Heim-Euro 2008 verpasste Österreich nach 1998 alle wichti-

gen Turniere. Dass es ausgerechnet ein Schweizer ist, der die ehemals stolze Fussballnation wieder auf die Beine brachte, dürfte kein Zufall sein. Koller konnte seine Arbeit unbelastet von den landestypischen Seilschaften und Interessenkonflikten antreten: «Marcel liess sich nie auf die österreichischen Familienspiele ein», sagt Martin Andermatt, bei den Grasshoppers langjähriger Klubkollege von Koller.

Die grössten Verdienste attestiert Andermatt seinem Kollegen im psychologischen und sozialen Bereich: «Er geht auf die Spieler ein, kümmert sich um ihre Bedürfnisse und pflegt die Kontakte während des ganzen Jahres.» Als früherer Trainer der liechtensteinischen Landesauswahl kennt Andermatt die Anforderungen an einen Nationaltrainer aus eigener Erfahrung: «Man muss den Spielern in der kurzen Zeit des Zusammenseins Selbstvertrauen und Teamgefühl vermitteln. Jeder muss gerne in die Nationalmannschaft kommen. Marcel hat das perfekt hinbekommen.»

Als Aktiver spielte Koller (abgesehen von seiner Zeit bei den Schwamendinger Junioren) nur für GC: 428 Nationalliga-A-Spiele, 7 Meistertitel, 5 Cup-Siege – und 55 Länderspiele. Nur wenige Schweizer weisen einen ähnlichen Palmarès auf. Als Spieler überzeugte er durch Qualitäten, die ihn nun auch als Trainer auszeichnen: «Er war immer ein Strategie und Den-

ker auf dem Platz», so Andermatt, «mit einer sehr konsequenten Arbeitsmoral, viel Fingerspitzengefühl und einem Sinn für die kleinsten Details.» Fritz Peter erinnert sich, dass Marcel Koller vor jedem Spiel seinen Fuss nach dem gleichen Prinzip akribisch mit Bandagen eingebunden hatte: «Dafür brauchte er keinen Physiotherapeuten.»

«Acht Millionen Teamchefs»

In Österreich überzeugte Koller nicht nur mit fussballerischen Erste-Hilfe-Massnahmen. Er baute langfristig etwas auf. Die Qualifikation für die WM 2014 verpasste er knapp, doch in der Qualifikation für die Euro 2016 blieb Österreich während zehn Spielen ungeschlagen und liess die höher eingestufteten Konkurrenten aus Russland und Schweden klar hinter sich.

Koller punktet auch mit Humor, Charme und geschickter Kommunikation. Einer Werbekampagne des Wettanbieters Tipp3 verhalf er zu Kultstatus und demonstrierte erfrischende Selbstironie: «In Österreich gibt es acht Millionen Teamchefs. Beweise, dass du der richtige bist», heisst es in der Sequenz. Vorderhand ist dieser Aufruf storniert. Der richtige österreichische Nationaltrainer ist schon gefunden. Er kommt aus Schwamendingen und heisst Marcel Koller. ○



Sinn für die kleinsten Details: Nationaltrainer Koller.



Ewige Dialektik: Nationalcoach Vicente del Bosque.

Spanien

Barcelona oder Madrid?

Die Spanier haben sich mit einer soliden Leistung als Gruppenerster für die EM qualifiziert. Trotzdem steht Vicente del Bosque vor einem Dilemma: Soll er die alte Garde in die Schlacht schicken oder sein Team mit hungrigen Jungstars aufmotzen? *Von Jordi Puntí*

Vor dreissig Jahren organisierte der italienische Schriftsteller Italo Calvino eine Reihe von Vorträgen über die literarische Zukunft im neuen Jahrtausend. Calvino konzentrierte sich dabei auf sechs Aspekte, welche die Szene nach seiner Ansicht revolutionieren würden: Leichtigkeit, Schnelligkeit, Genauigkeit, Sichtbarkeit, Vielfalt und Konsistenz. Drei Jahrzehnte später sind Calvinos Visionen Realität geworden – allerdings nicht primär in der Literatur und bei anderen Künsten. Vielmehr hat der Fussball unter exakt diesen sechs Gesichtspunkten eine rasante Entwicklung durchgemacht.

Erfolgreich und attraktiv

Das Publikum kommt heute in den Genuss eines schnelleren Spiels, das mehr Präzision bei den Pässen fordert. Der hohe Rhythmus verlangt von den Spielern zugleich ein hohes Mass an Leichtigkeit und Ausdauer ab. Doch was den modernen Fussball vielleicht am meisten auszeichnet, ist die Vielfalt und die Sichtbarkeit der Kombinationen. Selbst die grossartigsten Ein-

zelspieler werden ins Team-Play eingebunden, sie müssen mehrere, am besten gleich alle Facetten des Spiels beherrschen. Alle sind zugleich Verteidiger und Stürmer, beim Pressing ist die ganze Mannschaft gefordert. Auch von den Stars wird erwartet, dass sie markieren und ihre Partner decken. Am besten soll der Gegner gar nie an den Ball kommen.

Der FC Barcelona ist vielleicht das Team, das diese neue Schnelligkeit auf dem Rasen am konsequentesten gedeutet umgesetzt hat. Mit Pep Guardiola als Trainer wurde eine Philosophie weiterentwickelt, die Johan Cruyff vorgezeichnet hatte und die in den einzigartigen Multitalenten Messi und Xavi Hernandez ihre Inkarnation fand. Fast gleichzeitig schaffte es Vicente del Bosque, die spanische Nationalelf mit ihrem legendären Tiki-taka nach diesen Prinzipien zu prägen. Der neue Stil war nicht nur erfolgreich, er war auch für das Publikum attraktiv, und er verhindert langwierige fussballerischen Zyklen. Es waren die glorreichen Jahre des spanischen Fussballs: Europameis-

ter 2008 und 2012 und dazwischen: Weltmeister von 2010.

Seit ihren Anfängen im Jahr 1960 ist Spanien das einzige Team, das die EM zweimal in Folge gewinnen konnte. Doch wie stehen die Chancen auf eine Wiederholung? Der spanische Fussball scheint nach einem kurzen Durchhänger wieder auf gutem Weg zu sein. Atletico Madrid und Real Madrid bestreiten den Final der Champions League, der Sevilla FC steht im Endspiel der Europa League. Die Nationalelf unter dem nach wie vor brillanten Trainer Del Bosque hat den überwältigenden Gruppensieg in der EM-Qualifikation im Rücken: neun Siege, eine Niederlage. Was Spanien in letzter Zeit geboten hat, ist solide Kontinuität auf hohem Niveau. Und doch fehlt es an überwältigenden Highlights.

Zwar trifft es zu, dass die Spanier bei Turnieren immer wieder mässig einsteigen und sich dann steigern. Beim Start sorgt das Del Bosque-Team immer wieder für Zweifel. Wie sich in der Qualifikation gezeigt hat, kann



Del Bosque wird seinem Credo treu bleiben: Den Ball um jeden Preis halten. Doch er wird ohne seinen Top-Verteidiger und Organisator Xavi auskommen müssen. Dieser war stets ein Garant für die von Calvino geforderte Präzision und Vielfalt, sein Rückzug aus der Nationalelf hinterlässt eine Lücke. Sein natürlicher Ersatz wäre Xavi Thiago (Bayern München), dessen Leistungsbilanz zurzeit allerdings eher durchgezogen ist. Seit Monaten ist Del Bosque

Del Bosque wird seinem Credo treu bleiben: Den Ball um jeden Preis halten.

deshalb auf der Suche nach dem grossen Regisseur, eine Rolle, die allenfalls allenfalls auch Cesc, Koke (Atletico Madrid) oder Mata (Manchester United) wahrnehmen könnte. Wer die Wahl hat, hat die Qual – und damit die Unsicherheit.

Eiserne Prinzipien

Noch schwieriger ist die Frage nach der Sturmspitze. Seit ein paar Jahren, spätestens seit der WM in Brasilien, fehlt eine klare Nummer eins. Verschiedene Kombinationen drehen um Diego Costa (FC Chelsea). Sein Spiel ist mutig und resolut, aber nicht selten auch umstritten und fern vom eleganten Tikitaka. Mit ihm sind Pedro (Chelsea), Isco (Real Madrid) oder Alcacer (Valencia) sicher auch Optionen. Alle haben sie während der Qualifikation brilliert. Als Alternative bietet sich der blitzschnelle Morata (Juventus) als Sturmspitze an. Und last but not least ist nach seiner hervorragenden Saison bei Atletico Madrid auch ein Comeback von Fernando Torres nicht auszuschliessen.

Iniesta ist mittlerweile 32 Jahre alt, Sergio Ramos und David Silva sind beide 30 gewor-

den, Busquets 29. Obwohl immer noch auf einem hohen Niveau, haben sie nicht mehr jene Spritzigkeit, die sie noch bei der Euro 2008 in Österreich und in der Schweiz auf den Rasen legten. Del Bosque steht vor einem schwierigen Generationenwechsel. Dabei gilt es zu berücksichtigen, dass Erneuerungen für eine Nationalmannschaft erfahrungsgemäss schwieriger zu verdauen ist als bei den Clubs. Die Metamorphose hat bereits begonnen, im Tor, wo De Gea (Manchester United) dem gestandenen Casillas (Porto) den Rang abgelaufen hat. Dieser Prozess wird zweifellos weitergehen. Die Frage ist nur wann.

Noch ist unklar, mit welcher Besetzung Del Bosque in Toulouse zum ersten Spiel der EM gegen die Tschechische Republik antreten wird. Wird er auf ein stabiles Team in der Tradition von Barcelona setzen, das ihm bislang gute Resultate gebracht hat? Wird er etwas Neues riskieren und die EM nutzen, um ein neues Gleichgewicht suchen unter den hungrigen Talenten, die nachgerückt sind und an die Spitze streben. Del Bosque gilt als vorsichtiger Mann mit eisernen Prinzipien, der im Zweifel eher auf das Bewährte setzt. Doch der Druck der Medien – vor allem jener aus Madrid – auf Erneuerungen ist enorm. Dieses Dilemma wird spätestens virulent, wenn es im Turnier nicht zu schnellen und überzeugenden Erfolgen kommt. Im Grunde versteckt sich dahinter die ewige Dialektik, die im spanischen Fussball hinter allem steht: Barcelona oder Madrid?

Jordi Puntí ist ein katalanischer Journalist und Schriftsteller. Auf Deutsch erschien von ihm der Roman «Die irren Fahrten des Gabriel Delacruz» (Kiepenheuer & Witsch). Jordi Puntí lebt in Barcelona. Aus dem Spanischen von Alex Baur

sich der Trainer immer noch auf den Rückgrat der Nationalelf verlassen: das Trio Pique-Busquets-Iniesta. Alba und Ramos in der Verteidigung sind ein zuverlässige Rückversicherung, ebenso Cesc (Chelsea FC) und Silva (Manchester City) im Mittelfeld. Sie sind alle erfahrene Spieler, die wohl in ihrem Zenit stehen. Allerdings haben sie alle eine harte Saison mit vielen Partien und wenig Erholung hinter sich.

Volg. Im Dorf Daheim. In Agarn zuhause.

Von Berg und Tal fürs Dorf gemacht!

Alpkäse Clemens Wyssen ist einer von vielen lokalen Produzenten, die für Volg «Feins vom Dorf»-Produkte herstellen. Sein Alpkäse ist im Volg Agarn (VS) erhältlich. Entdecken Sie in jedem Volg andere «Feins vom Dorf»-Spezialitäten.



Volg
frisch und fründlich

«Bloody» Fluch

Weshalb haben die im internationalen Klubfussball hochehrgeglückten Engländer mit dem Nationalteam seit fünfzig Jahren kein Turnier mehr gewonnen? Es gibt eine rationale und eine übersinnliche Erklärung. *Von Peter Hartmann*

Die globale Fussballfamilie liebt die Premier League, die Märchen hervorbringt wie Leicester City und epische Rasenschlachten, in denen der Ball hin- und herfliegt wie in Wimbledon. Ein faszinierender Zirkus mit Artisten aus aller Welt: ein unerbittlich hartes, aber faires Spiel. Kampf vor Taktik. Fast keine Simulanten, Schiedsrichter wie Seelsorger. Für dieses Spektakel und seine Verbreitung wirft der Fernsehsender Sky Milliarden auf.

Aber was zum Teufel ist mit der englischen Nationalmannschaft los? (Mal abgesehen davon, dass sie die Ausscheidungsgruppe mit den Schweizern locker gewann.) Es erscheint wie eine unglaubliche Verwünschung: Englands Team ist schon sechs Mal aus grossen Turnieren rausgeflogen, weil es im entscheidenden Moment versagte – auf dem Elfmeterpunkt. Zuletzt 2012 im Viertelfinal der EM gegen Italien, den es 2:4 im Penaltyschiessen verlor. Der erfahrene Roy Hodgson hatte das Team damals übernommen. Er liess die Spieler im Training Elfmeter im Akkord üben. Es half nichts. Das Stigma blieb an ihren Füssen kleben.

Können sie es nicht? Zu den Nieten zählen Stars wie Waddle, Gerrard, Lampard, Beckham. Insgesamt verbuchten die «Three Lions», so



Folge einer übersinnlichen Fatalität: zaudernder Frank Lampard, 2010.

«Die Deutschen bleiben für alle Zeiten der Angstgegner der Briten.»

benannt nach dem dreifachen Löwen in ihrem Trikot-Logo, 23 Fehlschüsse in 35 Anläufen. Eine lächerliche Bilanz.

«Zu wenig Sonne»

Vielleicht liegt es einfach daran, dass Fussball in England ein Wintersport ist, gespielt bei allen Varianten von Tiefdruckzentren über dem Land. Über Weihnacht und Neujahr ist die Agenda randvoll, im Januar und Februar wird weitergebolzt. Mitte Mai sind die Spieler der Premier League allmählich ausgepumpt, gehen auf dem Zahnfleisch, zerschissen vom Mammutprogramm mit Meisterschaft, FA- und Liga-Cup, Champions League und Euroliga.

«Der britische Kalender bedeutet einen klaren Wettbewerbsnachteil im internationalen Vergleich», sagt Nicola Cortese, 48, ehemaliger CEO und Verwaltungsratspräsident des FC Southampton. «Ein Nachteil, psychisch und physisch. Die Spieler hatten in diesem Klima einfach zu wenig Sonne. Wir versuchten, den



Das war's dann: «Wembley-Tor», 1966.

Mangel mit Vitamin D zu kompensieren, aber das hatte natürlich nicht den Effekt eines Trainingslagers im Süden.»

Cortese war ursprünglich Banker und überzeigte den Schweizer Industriellen Markus Liebherr vor sieben Jahren zu diesem ungewöhnlichen Investment – damals bloss zwölf Millionen Pfund – in den Profi-Fussball. Als Quereinsteiger gelang dem Aargauer in Southampton mit einer frischen Philosophie eine Art frühes Leicester-Phänomen. Die Mannschaft drang aus der 3. Liga in die Premier vor, aus dem neugeschaffenen Nachwuchsinternat wurden in wenigen Jahren sechzehn Jungspieler in die verschiedenen englischen U-Teams berufen. Wegen unüberbrückbarer Differenzen mit der Erbin Katharina Liebherr stieg Cortese vor zwei Jahren aus.

Mit schweren Beinen traben die Besten Englands also alle zwei Jahre zur Weltmeisterschaft oder, wie jetzt, zur Europameisterschaft an. Harry Kane, der Goalgetter von Tottenham Hotspur, hat bereits fünfzig Spiele in den Knochen. Unvergessen der Umkehrbeweis: die Dänen, die 1992 im letzten Moment aus den Ferien nach Schweden gerufen wurden als Lückenbüsser für Jugoslawien, das wegen des Bürgerkriegs ausgeladen worden war, und als entspannte Urlaubskicker die Europameisterschaft gewannen, als wäre es ein Grümpelturnier. Die erschöpften Engländer waren schon nach der Vorrunde wieder nach Hause geflogen.

Das ist die schlichte physiologische Erklärung: Sie spielen zu viel in England. Sie haben zu wenig Erholungszeit, ausser im Hochsommer keine Pause. Aber viel schöner und geheimnisvoller als diese strukturelle Ursachen-deutung der notorischen Frühjahrsschwäche klingt die Geschichte als Saga – erzählt als Folge einer übersinnlichen Fatalität, als eines Fluchs.

Das Ereignis ist längst vergangen, wird aber mit altersflimmernden Schwarzweiss-Sequenzen bei jeder Gelegenheit wiederbelebt: das «Wembley-Tor» von 1966, als Geoff Hurst den Ball nach Urteil des als Heimschiedsrichter berüchtigten Schweizer Referees Gottfried Dienst und seines sowjetischen Linienrichter-Adjutanten Tofiq Bachramow in der 11. Minute der Verlängerung zum 3:2 ins deutsche Tor geschossen hatte. Oder eben nicht. Keine Fotoaufnahme und keine Kameraperspektive beweisen, dass die Kugel drin war. Der mittlerweile von der Queen zum Ritter geschlagene Hurst legte noch einen weiteren Treffer drauf, seinen dritten, und England feierte sich als Weltmeister.

Das war's dann. England ist seither ein stolpernder Riese, der nie mehr ein Turnier gewinnen konnte. Trotz seiner magnetisch strahlenden, von Fernsehmilliarden aufgepumpten Premier League, trotz des Spielerreservoirs in Grossklubs wie Arsenal, Chelsea, Tottenham in London, Liverpool, den Manchester-Flaggschiffen United und City.

Und die Deutschen bleiben für alle Zeiten der Angstgegner der Briten. (Nur nebenbei: Die Deutschen haben dafür die Italiener als Angstgegner im Nacken, letztmals 2012 den furchteinflössenden schwarzen Mann Balotelli im verlorenen EM-Halbfinal.)

Gerechtigkeit für Wembley?

The bloody Germans kickten England 1990 im Halbfinal aus der WM in Italien, als das Königreich mit dem brillanten Paul Gascoigne, dem besten Spieler des Turniers, bis in die Verlängerung mithielt, aber im Penaltyschiessen unterging. 1996 an der EM im eigenen Land dann die Schmach: im Halbfinal an Deutschland gescheitert. An der EM-Endrunde 2008 tauchte England schon gar nicht auf. An der WM 2010 die übliche Wiederholung der Geschichte, diesmal in Form einer Kanterniederlage – frühzeitig im Achtelfinal 1:4 gegen Deutschland. Alles ausgleichende historische Gerechtigkeit für Wembley?

Wie konnte England auch im neuen Jahrtausend mit einer Generation so bewunderter Spieler wie Steven Gerrard, Frank Lampard, David Beckham und Wayne Rooney das Blatt nicht wenden? Die Turnierschwäche wurde fallweise auch dem englischen Torhüter angelastet: Unglücksrabben wie Dave Seaman, David James (als «Calamity James» die Zielscheibe der Tabloids), Scott Carson, Robert Green. Der ManCity-Schlussmann Joe Hart hat dieses Dauerleck mit seinem 1,96-m-Gardemass endlich geschlossen.

Roy Hodgson, inzwischen 68, der Globetrotter, der sechzehn Teams in acht verschiedenen Ländern trainierte und in der Schweiz unvergessen ist als Nationalcoach der 94er Mannschaft, vollzog einen radikalen Wandel. Er hat Hoffnungen wie Kane und Dele Alli von Tottenham, die fabelhafte Späntdeckung Jamie Vardy von Leicester City (ist schon 29) und den Liverpool-Stürmer Daniel Sturridge, auch der Not gehorchend, ohne langes Abwägen zu den Three Lions geholt und leider Danny Welbeck von Arsenal durch einen schweren Unfall gerade verloren. Zudem spielt Kapitän Wayne Rooney mit dreissig auf kleinerer Flamme.

«Die Premier wird von erfolgshungrigen Talenten aus allen Kontinenten überschwemmt», sagt Nicola Cortese. «Das ist eine Folge des Fernsehgeschäfts. Die Spieler sind auch Marketingbotschafter. In diesem harten Konkurrenzumfeld wird es für junge Engländer immer schwieriger.»

Der Boom fordert auch seine Opfer. Das Durchschnittssalär in der Premier beträgt 2,5 Millionen Pfund (3 Millionen Franken), aber drei von fünf Spielern gehen nach ihrer Karriere bankrott. Paul Gascoigne, der Star der achtziger und neunziger Jahre, ist in einer fatalen Spirale von Alkoholabstürzen und Entziehungskuren gefangen. Er selbst ist jetzt Teil dieses Fluchs des Scheiterns. ○

Wales

«Bin ich 140 Millionen wert?»

Gareth Bale ist Wales.



Hätte alles werden können: Gareth Bale.

Er ist immer noch der teuerste Fussballer der Welt. 101 Millionen Pfund (rund 140 Mio. Franken) überwies Real Madrid vor drei Jahren für die walisische Mehrzweckwaffe Gareth Bale, heute 28, auf die Konten von Tottenham Hotspur. Er hätte alles werden können, Rugbyspieler, Ping-Pong-Champion, ein Meisterläufer über 400 Meter, aber er wurde Fussballer, und in der Schule verboten sie ihm, mit links zu spielen, weil er damit schon alles konnte. Bale ist ein Anarchist, der gegnerische Systeme und Blockaden aufreisst und hammerhart schießt, ein *unguided missile*, das sich manchmal auch gegen ihn selber richtet: Er galoppiert so schnell, dass er sich in den Abwehrfallen immer wieder verletzt.

Gegenpol zum narzisstischen Ronaldo

Nun zeigt sich Bale mit seinem modischen Samuraizöpfchen auch in einem grossen Nationenturnier. Wales ist zum ersten Mal seit der WM 1958 wieder dabei, dank Bale natürlich und einem uralten verbandsbürokratischen Zopf: dass Wales, obwohl kein autonomes Land, sondern Teil Grossbritanniens, eine eigene Nationalmannschaft stellt wie Schottland und Nordirland. Das erste Länderspiel verloren die Waliser 1876 gegen die Schotten.

Bei Real Madrid ist der bleiche, irrlichternde Brite eine Art Gegenpol zum narzisstischen Selbstdarsteller Cristiano Ronaldo, der das Stadion als persönliche Bühne nutzt. Bale lebt zurückgezogen mit seiner Schülerliebe Emma Rhys-Jones und ihren zwei Kindern in einer Villensiedlung in Madrid. Ihnen widmet er seinen Torjubel. Kein Brustgetrommel, kein Trikottom-Leib-Reissen: Er formt mit Zeigfingern und Daumen ein Herz. Eine kostbare Geste, er hat sie sogar patentieren lassen. *Peter Hartmann*

Mannschaft der Hoffnung

Das Königreich an der Nordsee ist gespalten und droht, sich aufzulösen. Einzig das National-Team vermag in der Bevölkerung eine Art Nationalstolz zu wecken. Das ist das Verdienst von Marc Wilmots.

Von Peter Hartmann

Marc Wilmots und nicht König Philippe und schon gar kein Parteipolitiker hält dieses überforderte, gesplante Land zusammen, das mit seinen historischen Spannungen zwischen Flamen und Wallonen, einer permanenten Justizkrise und dem Stigma als Brutstätte des islamischen Terrorismus auch schon als gescheiterter Staat bezeichnet worden ist.

In der Fifa-Weltrangliste steht Belgien auf Platz eins, was zwar nur eine statistische Momentaufnahme ist. Aber für Belgien spielt eine einmalige Generation von ausserordentlichen Talenten unter einem Trainer, der an seine Mission glaubt. Wilmots sass von 2003 bis 2005 im belgischen Senat und trieb in der klinisch toten Politik immerhin ein neues Sportprogramm an den Schulen und das Rauchverbot in öffentlichen Gebäuden voran.

Wilmots hat bewirkt, dass in den letzten Jahren die Hälfte der elf Millionen Belgier vor dem Bildschirm in patriotischer Aufwallung mit ihrer Fussball-Nationalmannschaft fieberten. Es regte sich sogar schadenfroher Nationalstolz darauf, dass ausgerechnet die hochmütigen holländischen Nachbarn an dieser EM nicht dabei sind. «Vor allem die Jungen stehen hinter dieser Wiedervereinigung», freut sich Wilmots.

Als sich Belgien vor zwei Jahren für die WM in Brasilien qualifizierte, feierte er die Nacht feuchtfrohlich durch, und als er zu Hause hereinschlich, fand er die Nationalflagge als Decke auf dem Frühstückstisch vor, arrangiert von seiner kleinen Tochter.

Am 22. März, dem Tag der Attentate auf dem Flughafen in Brüssel, befand sich Wilmots mit der Mannschaft in einem Vorbereitungslager, drei Kilometer von Zaventem entfernt. Sie hätten einfach weitergearbeitet, sagt er, als das Land sich in Schockstarre befand. «Wir sind nicht das kleine Belgien, das vor Angst zittert.» Sie nennen sich traditionell die «Roten Teufel».

Er war bei Schalke 04 als «Willi das Kampfschwein» ein Publikumsliebling, als Draufgänger, der nie aufgab. Ottmar Hitzfeld wollte ihn einst unbedingt zur Borussia holen, aber Marc Wilmots ist ein Mann mit Prinzipien. Dazu gehört die Verlässlichkeit. Er wollte in Lüttich wie seine Frau das Studium beenden. Aufgewach-

sen ist er auf einem Bauernhof mit 200 Kühen. Seine Frau, die er seit der Schulzeit kennt, ist Mutter von drei Kindern und als Juristin auch seine Beraterin. Sie hat für ihn vor vier Jahren den Vertrag mit dem Verband ausgehandelt, der ihm ausgedehnte Kompetenzen, faktisch Eigenmächtigkeit garantiert. Er habe, sagt er, nie Nationaltrainer werden wollen – aber wenn, dann nur nach seinen Vorstellungen. Wilmots



Jedes Training ist öffentlich: Trainer Wilmots.

selber hat die Trainer der Nachwuchs-Nationalteams berufen. Er legte das Spielsystem fest, das auch die unteren Mannschaften anwenden.

Ein kleines Land und eine derartige Weltklassebesetzung – das gab es zuletzt in den fünfziger Jahren: Ungarn, das Wunderteam um Puskás und Kocsis, das nach dem Aufstand gegen die sowjetischen Besatzer 1956 auseinanderfiel. Die Mannschaft widerspiegelt die Einwanderung. Und Wilmots' Spieler sind alle im Ausland engagiert. Er fliegt dauernd als Beobachter nach England.

Im Tor hat er die Wahl zwischen Thibaut Courtois von Chelsea und Simon Mignolet von Liverpool. Das Mittelfeld als Paraderreihe der Mannschaft, wahrscheinlich die beste der Welt momentan: mit Radja Nainggolan (Roma), einem Streetfighter mit indonesischen Wurzeln; Kevin De Bruyne (Manchester City), dem bleichen Reisser und Scharfschützen; Eden Hazard (Chelsea), dem filigranen Techniker und Improvisator algerischen Ursprungs, der launisch ist, aber bisweilen fast so gut wie Messi; Marouane Fellaini, dem Riesen von Manchester United, der als Junior noch Langstreckenläufer war. Dazu Axel Witsel von Zenit St. Petersburg und Dries Mertens von Napoli als Varianten.

Strafe für alle

Auch im Angriff präsentiert sich eine fast ausschliesslich schwarze Sturm- und Drang-Garde: Romelu Lukaku (Everton), hinter dem die halbe Premier League her ist; Christian Benteke und Divock Origi (Liverpool), dazu die Neuentdeckung Yannick Carrasco von Atlético Madrid. Einzig die Abwehr bereitet Wilmots Sorge, denn ihr Dirigent Vincent Kompany fällt für die EM verletzt aus. Belgien spielt zuerst gegen Italien, am 13. Juni in Lyon. Da wird die Marschrichtung dieser Mannschaft der nationalen Hoffnung sichtbar werden.

Wilmots ist als Spieler siebzig Mal für Belgien auf den Platz gelaufen. Als Coach hat er feste Regeln aufgestellt. Kein Handy zur Essenszeit. «Wer sich neben dem Platz nicht disziplinieren kann, hat auch im Spiel keine Disziplin.» Er appelliert an die Solidarität: Wenn einer zu spät kommt, zahlt die ganze Mannschaft bis zum Masseur

Strafe. Und jedes Training ist öffentlich. Früher kamen vielleicht 200 Neugierige, zuletzt, nach den Terroranschlägen, drängten 8000 Zuschauer aufs Übungsgelände.

Wenn sich der Teambuilder Wilmots freie Stunden und Tage nimmt, und Nationaltrainer beklagen ja ständig, dass sie zu wenig mit ihrer Mannschaft arbeiten könnten – dann macht er das Gleiche. Aber statt sich mit lebenden Figuren zu beschäftigen, restauriert er als Architekt alte Häuser, sucht herauszufinden, wie Altes mit Neuem harmoniert. ○

Muss Aschenbrödel nach Hause?

Mir imponiert das Selbstbewusstsein der Mannschaft von der Nordatlantik-Insel, deshalb will ich jetzt noch gar keinen Grund dafür suchen, warum sie vielleicht doch nicht Europameister werden könnte.

Von Hanspeter Born

Am 18. Juni um 18 Uhr werde ich, so Gott will, im Vélodrome von Marseille in der Südkurve sitzen und mir beim Spiel Ungarn gegen Island den Hals heiserschreien. Mit mir werden schätzungsweise 10 000 Isländer, die wie alle Nordländer dem Alkohol nicht unbedingt abgeneigt sind, ihre Mannschaft anfeuern. Dies sind drei Prozent der Gesamtbevölkerung des kleinen Staates im Atlantik (immerhin zweieinhalb Mal grösser als die Schweiz). Zum Vergleich: Drei Prozent der Schweizer – 240 000 nach Adam Riese – hätten in Frankreichs zweitgrösstem Stadion, von dem aus Gérard Depardieu als Maire in der Netflix-Serie «Marseille» über die Stadt hinausblickt, gar nicht Platz.

Island ist erstmals an einer Europameisterschaft dabei. Es hat sich in der schwierigsten Gruppe qualifiziert und dabei Holland, den Drittplatzierten der WM 2014, zweimal besiegt. Was ist das Geheimnis dieser fast vollständig aus Söldnern in fremden Diensten bestehenden Mannschaft? Ich habe Sigi Gretarsson, 54, gefragt, der 1989 mit Luzern und 1991 mit GC (unter Hitzfeld) Schweizer Meister wurde. «Es ist der Teamgeist, jeder kämpft für jeden. Die Mannschaft spielt immer nach dem gleichen System. Die Spieler stehen sehr kompakt und verlieren selten unnötig einen Ball.» Diese Konsistenz, so hofft Gretarsson, könnte sogar Portugal, dem Favoriten in ihrer Gruppe, ein Schnippchen schlagen. «Wie Ronaldo selber ist die portugiesische Mannschaft ziemlich launisch, und das kann ihr zum Verhängnis werden.» Aber realistischere rechnet sich Island einzig gegen Ungarn eine Siegeschance aus, vielleicht eine kleine gegen Österreich.

Einzig echter Star in der isländischen Mannschaft ist Gylfi Sigurdsson, der im Hinspiel gegen Holland beide Tore zum 2:0 schoss und bei Swansea City sein Brot verdient. Star ist vielleicht das falsche Wort. Laut Gretarsson läuft Gylfi «mehr als andere». Er ist der General im Mittelfeld, kampfstark und mit grosser Übersicht. Die Schwäche der isländischen Nationalmannschaft ist die fehlende Breite im Kader. Sollten wichtige Akteure, zu denen auch Basels Birkir Bjarnason gehört, ausfallen, wäre dies fatal.

Nationalcoach ist seit viereinhalb Jahren der 67-jährige Schwede Lars Lagerbäck, der von 2002 bis 2009 sein Heimatland und später an der WM 2010 Nigeria managte: ein sehr nüchterner Fussballlehrer, den weder Sieg noch Niederlage gross aus der Fassung bringen. Harte Arbeit ist seine Devise.

Wenn es so etwas wie einen Nationalcharakter gibt, kann man die Isländer als unheimlich fleissig, hart gegen sich selber, überhaupt nicht wehleidig bezeichnen. Noch vor hundert Jahren waren sie ein armes Bauern- und Fischervolk, das in einem garstigen Klima schlecht und recht überlebte. Kamen die Heringsschwärme, galt es, ins Meer zu stechen und zwei Wochen lang mit wenig Schlaf ununterbrochen zu *krüppeln*. Als Inselvolk mit heroischer Wikinger Vergangenheit sind sie sehr patriotisch und von einer Selbstsicherheit, die gelegentlich auch in Selbstüberschätzung übergehen kann. Sie haben es gerne gehört, als kürzlich die englische Fussballlegende Kevin Keegan in einer Talkshow am isländischen Fernsehen erklärte: «Ich sehe keinen Grund, wieso Island dieses Jahr nicht Europameister werden kann.» Schon immer sind Isländer und nicht zuletzt Isländerinnen ins Ausland gezogen, um ihr Glück zu suchen. Oft haben sie in Europa oder Amerika erstaunlichen Erfolg gehabt: siehe Björk.

Kleine Turnhallen im Winter

Es gibt verschiedene Gründe für den unerwarteten Erfolg des Fussballzweigs. Schon immer gab es eine ausgezeichnete, gezielte Jugendförderung. Was zu Gretarssons Zeiten noch fehlte, waren gute Trainingsbedingungen. Wegen des Klimas dauert die Saison nur

von Mai bis Oktober. Früher trainierte man den langen Winter hindurch in kleinen Turnhallen. Zur Zeit des 2008 abrupt zusammengebrochenen Finanzwunders wurden gigantische Sporthallen gebaut, in denen auf normal grossen Fussballfeldern gespielt werden kann.

Die grosse Wirtschaftskrise von 2008 bis 2011, in der alle drei grossen isländischen Banken zusammenkrachten, die isländische Krone die Hälfte ihres Werts einbüsste und viele Isländer, die sich in Fremdwährungen schwer verschuldet hatten, verzweifelt um ihre Existenz kämpfen mussten, hatte für den isländischen Sport auch günstige Auswirkungen. Weil die Saläre im isländischen Sport im Vergleich zu andern Ländern bescheiden waren, suchten auch kaum Spieler aus Osteuropa, Südamerika und Afrika auf der abgelegenen Insel ihr Auskommen. In der isländischen Liga spielten Isländer, was dazu beitrug, dass das Reservoir an heimischem Nachwuchs verhältnismässig gross war. Geht das Märchen am 22. Juni in Paris mit dem Spiel gegen Österreich zu Ende? Muss Aschenbrödel nach Hause? Gretarsson macht darauf aufmerksam, dass auch die beiden besten Drittplatzierten weiterkommen. Also: «Hopp Island!» Oder besser gesagt: «Afram (vorwärts) Island!»

Hanspeter Born ist ehemaliger Auslandredaktor der *Weltwoche*. Er ist mit einer Isländerin verheiratet.



Harte Arbeit ist die Devise: jugendliche Fussballer in Hofsos.



Starker Endspurt: Oleg Schatow (o.), Pontus Wernbloom im EM-Qualifikationsspiel Russland – Schweden in Moskau.



Die Fäden laufen

Russland

Schlafender Riese

Russland steht im Schatten der Favoriten. Das soll sich ändern, spätestens an der Heim-WM in zwei Jahren. Voraussetzung dafür war die Rückkehr zum sowjetischen System.

Von Thomas Renggli

Hundertvierzig Millionen Einwohner, elf Zeitzonen und noch mehr Ethnien: ein Land zwischen Westeuropa und dem Fernen Osten – so vielseitig und unergründlich wie ein ganzer Kontinent. Politisch stellt Russland die Ansprüche einer Weltmacht, und sportlich stürmt es in der gleichen Pace vorwärts. Nach den Olympischen Winterspielen in Sotschi ist die Fussball-WM 2018 der nächste prestigeträchtige Termin in der Agenda.

Doch schon in Frankreich soll das grösste Land der Welt auch fussballerisch alle Wünsche der Machthaber erfüllen. Denn unter Wladimir Putin gilt eine ähnliche Maxime wie zu Sowjetzeiten: Sport ist eines der verlässlichsten Mittel, um das Volk bei Laune zu halten und die nationale Identität zu fördern.

Letzthin geriet die Propagandamaschinerie aber ins Stocken. Ein Dopingkandal stellt die Teilnahme der ganzen russischen Delegation an den Olympischen Spielen in Rio de Janeiro in Frage – und die Fussball-Nationalmannschaft wurde in der EM-Qualifikation von Österreich auf dem heimischen Rasen des Luschniki-Stadions gedemütigt. Schon an der WM in Brasilien war sie weit hinter den eigenen Ansprüchen

zurückgeblieben und in der Vorrunde gegen Belgien, Algerien und Südkorea gescheitert.

Diese Schmach konnte Putin nicht auf sich sitzen lassen. Am liebsten hätte er sich den italienischen Nationaltrainer Fabio Capello sofort vorgeknöpft. Doch einer Entlassung des teuersten Nationaltrainers der Welt (Jahressalär: 7 Millionen Euro) stand die vertraglich festgeschriebene Abfindung von 21,6 Millionen Euro im Wege.

Emporkömmlinge aus dem Süden

So stärkte Sportminister Witali Mutko, Putins Mann fürs sportliche Tagesgeschäft, Capello den Rücken. Doch letztlich nützten alle Solidaritätsbekundungen nichts mehr. Nach der Heimmiederlage gegen Österreich im Juni 2015 lief Capellos Zeit in Moskau ab. Die Differenz zwischen der Entschädigungssumme und dem Pegelstand der Verbandskasse sollen ein paar Oligarchen ausgeglichen haben.

Sportlich wurde auf heimisches Schaffen vertraut, und der frühere Torhüter Leonid Sluzki stand danach in der Verantwortung. Der Sohn eines Preisboxers brachte die «Sbornaja» mit postkommunistischer Strenge wieder auf Kurs.

Mit vier Siegen gegen Schweden, Liechtenstein, Moldau und Montenegro schaffte Russland im Endspurt den Sprung nach Frankreich.

Nun soll es im gleichen Stil weitergehen – und die starken Auftritte an der Euro 2008 sollen wiederholt werden. Damals begeisterte Russland mit technischer Extraklasse und offensivem Spektakel und scheiterte erst im Halbfinale am späteren Turniersieger Spanien.

Anlass zur Hoffnung gibt die nationale Meisterschaft – finanziell, logistisch, strukturell. Vor allem wirtschaftlich gehört die russische Premier-Liga zur Topklasse im internationalen Vergleich. Es ist kaum ein Zufall, dass Russland an der WM-Endrunde in Brasilien die einzige Mannschaft stellte, bei der sämtliche Spieler in der heimischen Meisterschaft beschäftigt waren. Im russischen Fussball rollt der Rubel (beziehungsweise der Petrodollar) mittlerweile so schnell, dass selbst die grössten europäischen Ligen nicht mehr mithalten können.

Dabei erinnern die sportlichen Machtverhältnisse an die frühere Sowjetunion: Unter den Top Sechs befindet sich mit ZSKA Moskau (unter Trainer Sluzki), Zenit St. Petersburg, Lokomotive Moskau und Spartak Moskau prak-



beim neuen Geldadel zusammen: Präsident Putin (M., in rot), Funktionäre Mutko (l.) und Cinquanta (r.).

tisch das ganze frühere Establishment. Nur die Emporkömmlinge aus dem Süden – der FK Rostow sowie der FK Krasnodar – stören das Bild.

So oder so, die Fäden laufen beim neuen Geldadel zusammen. Im Vordergrund stehen – wie früher – staatlich gesteuerte Grosskonzerne: Lokomotive wird von der Eisenbahngesellschaft RZD alimentiert, Zenit von Gazprom, Spartak vom Ölkonzern Lukoil, Dynamo Moskau, der – weit hinter den eigenen Ansprüchen zurückliegend – im Tabellenkeller vor sich hin dümpelt, von der Kreml-nahen Bank VTB. Nur bei ZSKA, dem ehemaligen Klub der Roten Armee, sind die Besitzverhältnisse diffus.

Wirtschaftlich gehört die russische Premier-Liga zur Topklasse im internationalen Vergleich.

Zunächst engagierte sich Chelsea-Besitzer Roman Abramowitsch, dann flossen die Millionen vom baschkirischen Mineralölunternehmen Bashneft. Mittlerweile heisst es, dass sich der Klub selber finanziert. Allerdings lässt diese Aussage Interpretationsspielraum. Klubbesitzer Jewegeni Giner ist ein enger Vertrauter von Abramowitsch. Es gibt auch neue Kräfte im russischen Fussball – die im Südwesten des Landes beheimateten Klubs aus Krasnodar und Rostow. Der FK Krasnodar ist dank geschickter Transferpolitik und guter internationaler Vernetzung zur festen Grösse avanciert. Die deutsche *Zeit* schrieb von der «offenen, medienfreundlichen und kommunikativen» Ver-

einführung – und bezeichnete die Klubverantwortlichen im Vergleich zur (von Oligarchen und Staatsunternehmen geführten) Konkurrenz als «anders». Die ganze Wahrheit ist dies allerdings nicht. Klubbesitzer Sergei Galizki ist Gründer und Besitzer der Supermarktkette Magnit, eines Billiganbieters, der seinen Mitarbeitern tiefste Löhne bezahlt und von einer staatlichen Monopolstellung profitiert. Galizki wird vom amerikanischen Wirtschaftsmagazin *Forbes* mit einem Vermögen von 6,3 Milliarden Dollar zu den 300 reichsten Menschen der Welt gezählt.

Noch stärker spielt momentan der FK Rostow. Zu Sowjetzeiten hiess der Klub Rostselmasch und wurde vom gleichnamigen Landwirtschaftsmaschinen-Hersteller finanziert. Nach der Jahrhundertwende übernahm der griechischstämmige Unternehmer Ivan Savvidis den Klub. Er sass für die Putin-Partei «Einiges Russland» in der Duma. Mittlerweile wird der FK Rostow von der Verwaltung des Oblast (Bundesland) Rostow alimentiert. Das bringt ihn auch sportlich in die Gänge. Im Vorjahr um ein Haar abgestiegen, etablierte er sich in dieser Saison als Spitzenklub.

Eine der wichtigsten Zäsuren im russischen Fussball war 2006 die Verpflichtung des Niederländers Guus Hiddink als Nationaltrainer. Sie symbolisierte die Abkehr vom heimischen Trainerschaffen und eine Öffnung hin zu neuen Systemen und Ideen. Dabei wurden keine Kosten und Mittel gescheut. Roman Abramowitsch beteiligte sich nicht nur an der Finanzierung von Hiddinks Gehalt (5 Millionen Euro

pro Jahr), sondern optimierte mit einer Finanzspritze von rund 150 Millionen Euro Infrastruktur und Nachwuchsförderung.

So hat der Kapitalismus den russischen Fussball längst eingeholt. Und auch im Meisterschaftsbetrieb orientiert sich der Verband am Westen. Bis 2010 lief das Championat von März bis November. Dann passte man das System an. In diesem Frühling wurde der Titel zum vierten Mal im Mai vergeben. Nur so haben die russischen Klubs in den europäischen Wettbewerben die gleiche Ausgangslage wie die Konkurrenz aus den europäischen Top Fünf.

Das Thema, das die Weltpolitik beschäftigt, ist auch im Fussball ein massgeblicher Faktor – das Verhältnis zur Ukraine. Zu Sowjetzeiten war Dynamo Kiew der Nabel der nationalen Fussballszene – bei der Sowjet-Auswahl, die an der EM 1988 bis ins Finale vorsties, kam die Mehrheit der Spieler aus der Ukraine. Dagegen spielten nur drei Russen in jener Mannschaft.

Sprach- und Kulturbarrieren

Seither haben sich die Kräfteverhältnisse verschoben. Russland hat dem Nachbarn fussballerisch den Rang abgelaufen. ZSKA Moskau (2005) und Zenit St. Petersburg (2008) sorgten mit dem Gewinn der Europa League für Aufsehen. Die Nationalmannschaft war vor acht Jahren nahe am Coup. Ausnahmekönner wie Arschawin, Pawljutschenko oder Schirkow verströmten an der Euro 2008 schon fast brasilianisches Flair. Hiddink orchestrierte das Team von der Trainerbank aus. Mit Dick Advocaat und Fabio Capello folgten zwei weitere Gastarbeiter in der wichtigsten technischen Position.

Sie alle hatten aber mit dem gleichen Problem zu kämpfen – der Sprach- und Kulturbarriere. «Das ist die grösste Schwierigkeit», sagte Capello, «Emotionen lassen sich von keinem Dolmetscher übersetzen.» Leonid Sluzki muss sich mit solchen Sachzwängen nicht befassen. Die Spieler verstehen seine Sprache. Und er selber weiss genau, was er der heimatlichen Tradition schuldig ist. Seinen Vornamen verdankt er dem früheren sowjetischen Generalsekretär der KPdSU, Leonid Breschnew.

Apropos

Das Fussballtor

Da hilft kein Weinen und kein Flehen
Sie haben's auf mich abgesehen
Man beschiess mich volles Rohr
Da steh' ich nun, ich armes Tor

Fussball-Leben

Lustig ist das Fussball-Leben
Nach Ruhm und Ehre kannst du streben
Reichlich Geld ist schon geflossen
Und ich hab noch kein Tor geschossen

Max Wey

Top 10

Knorr's Liste

| | | |
|----|--------------------------------------|-------|
| 1 | A Hologram for the King | ★★★★★ |
| | Regie: Tom Tykwer | |
| 2 | Truth | ★★★★☆ |
| | Regie: James Vanderbilt | |
| 3 | Petting Zoo | ★★★★☆ |
| | Regie: Micah Magee | |
| 4 | Green Room | ★★★★☆ |
| | Regie: Jeremy Saulnier | |
| 5 | Everybody Wants Some! | ★★★★☆ |
| | Regie: Richard Linklater | |
| 6 | Money Monster | ★★★★☆ |
| | Regie: Jodie Foster | |
| 7 | Julieta | ★★★★☆ |
| | Regie: Pedro Almodóvar | |
| 8 | Alice Through the Looking ... | ★★★☆☆ |
| | Regie: James Bobin | |
| 9 | The Nice Guys | ★★★☆☆ |
| | Regie: Shane Black | |
| 10 | Warcraft: The Beginning | ★★★☆☆ |
| | Regie: Duncan Jones | |

Kinozuschauer

| | | |
|--------|--|-------|
| 1 (-) | The Nice Guys | 16997 |
| | Regie: Shane Black | |
| 2 (1) | Warcraft | 13836 |
| | Regie: Duncan Jones | |
| 3 (5) | Money Monster | 11263 |
| | Regie: Jodie Foster | |
| 4 (2) | Alice Through the Looking Glass | 9382 |
| | Regie: James Bobin | |
| 5 (3) | The Angry Birds Movie | 8878 |
| | Regie: Clay Kaytis, Fergal Reilly | |
| 6 (4) | X-Men: Apocalypse (3-D) | 8228 |
| | Regie: Bryan Singer | |
| 7 (6) | Bad Neighbors 2 | 4765 |
| | Regie: Nicholas Stoller | |
| 8 (8) | Julieta | 4736 |
| | Regie: Pedro Almodóvar | |
| 9 (7) | Tomorrow | 3789 |
| | Regie: Mélanie Laurent | |
| 10 (9) | The Jungle Book (3-D) | 2534 |
| | Regie: Jon Favreau | |

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

| | |
|--------|--|
| 1 (-) | The Hateful Eight (Ascot Elite) |
| 2 (1) | The Revenant (Fox) |
| 3 (2) | Die 5. Welle (Sony) |
| 4 (3) | Star Wars – Das Erwachen der Macht (Disney) |
| 5 (-) | Alvin und die Chipmunks 4 (Fox) |
| 6 (5) | Ip Man 3 (Impuls) |
| 7 (6) | Creed – Rocky's Legacy (Warner) |
| 8 (-) | Pretty Little Liars – Staffel 5 (Warner) |
| 9 (-) | Heidi (Impuls) |
| 10 (4) | The Danish Girl (Universal) |

Quelle: Media Control



Emotionales Dilemma: Nie Yinniang (Shu Qi) in «The Assassin».

Kino

Was für ein Bilderrausch

Im gängigen Krawall-Kino dürften Filme wie «The Assassin» einen schweren Stand haben. Dabei bietet das taiwanische Opus mehr: Martial Arts vom Feinsten. Von Wolfram Knorr

Der Titel verspricht Action und szenische Effekte als betörendes Gift. Und weil's ein asiatisches Opus ist, angesiedelt im China des 9. Jahrhunderts, entstehen reflexartig Bilder von dunklen Gestalten, die wie Nachtfalter aus den Bäumen schwirren und in flügel-schlagenden Gewändern durch die Luft wirbeln. Doch ein handfester Stoff für Martial-Arts-Schlemmer ist «The Assassin» des Taiwaners Hou Hsiao-Hsien nicht. Im Gegenteil: Der Mann gilt als Meister des kontemplativen Minimalismus («A City of Sadness»), dessen Besonderheit sich aus Bildkompositionen zusammensetzt, die in Stimmungstiefen gravitieren, mit hurtigen Handlungstempi geizen und deshalb wohl eher nur eine elitäre Minderheit entzücken.

Kein Wunder also, dass die feinsinnige Klientel mit Verblüffung und Neugier zugleich reagierte, als ihr zu Ohren kam, dass ihr Liebkind der leisen Töne auf einmal die Geschichte einer Auftragskillerin erzählt, die darauf spezialisiert ist, nicht ganz koschere Figuren aus dem Weg zu schaffen. Im vergangenen Jahr in Cannes war folglich das Interesse an «The Assassin» riesig, löste aber neben Begeisterung (der Film erhielt den Regiepreis) auch Ratlosigkeit aus. Nie Yinniang (Shu Qi), die als Kind von einem hohen Militär entführt, von einer Nonne erzogen und zu einer gnadenlosen Attentäterin herangezogen wurde, erhält ihren ersten Auf-

trag, der sie allerdings gleich in ein emotionales Dilemma versetzt. Sie soll den Gouverneur Tian Jian (Chang Chen) killen; doch den wollte sie einst heiraten, was üble höfische Intrigen verhinderten. Noch immer aber liebt sie ihn. Es ist nicht der einzige Stolperstein bei der Erfüllung ihres Auftrags. Nie erkennt auch die politischen Konsequenzen, die der Mord mit sich brächte. Würde ihr Ex-Geliebter getötet, käme seine skrupellose Frau an die Macht. Nie käme damit vom Regen in die Traufe.

Berufskillerin Nie ist zwar zur stahlharten Frau getrimmt worden, doch ihr Herz wurde ignoriert und bestimmt jetzt ihr Handeln. Entfernt gemahnt das an Hamlet («Der angeborenen Farbe der Entschliessung / Wird des Gedankens Blässe angekränkt»), wenn in langen Monologen die höfischen Intrigen ausgebreitet werden und Handeln erfordern würden. Doch Nies Problem ist nicht ihre Entschlusskraft – zweimal fightet sie mit wuchtigem Elan –, sondern die Leidenschaft unerfüllter Liebe, die ihr Seelengefäss, zart wie chinesisches Porzellan, zu zersprengen droht. Hou Hsiao-Hsien und sein Kameramann Ping Bin Lee («Renoir») haben dafür visuelle Analogien von enormer Magie gefunden. Bilder und Sequenzen von kraftvoller, exotischer Schönheit, manchmal auch verschwimmend wie Wasserfarben oder dick wie das satte Grün der Bambuswälder. Innen

dominieren wehende Vorhänge, flackerndes Licht, in die Unschärfe gleitende Hintergründe. Der Film ist ein einziger Bilderrausch.

Zwar gibt es in «The Assassin» auch hochartistische Martial-Arts-Szenen, doch wer nur darauf fixiert ist, wird auf eine harte Geduldprobe gestellt, aber mit Sicherheit von der Magie korruptiert werden. In einer Zeit, in der auf der Leinwand nur mehr temporeicher Krawall dominiert, ist Hou Hsiao-Hsiens Film eine wahre Labsal. ★★★★★

Secret in Their Eyes — Hollywood liebt es, aus erfolgreichen Filmen aus anderen Ländern, denen originelle Storys zugrunde liegen, seine eigenen US-Versionen zu machen. In den meisten Fällen geht das nicht unbedingt schief, wirkt aber meistens schief, unglaublich, aufgesetzt. Ein besonders kurioser Fall war «Der Himmel über Berlin», der mit Nicolas Cage und Meg Ryan zu «City of Angels» wurde, eine Art Plastikversion von Wim Wenders' Kultfilm. Ähnlich schlimm ist es bei Juan José Campanellas «El secreto de sus ojos» (2009) aus Argentinien. Darin geht es um einen Mordfall, dessen Aufklärung durch politische Machenschaften mitverhindert wird. Die Angehörigen des Opfers bleiben auf sich allein gestellt. Das ist sozialpolitisch präzise verortet. In der US-Version von Billy Ray kann davon keine Rede mehr sein. Dafür war sie teurer und wurde



Auf Spurensuche: «Secret in Their Eyes».

Fragen Sie Knorr

Jodie Foster ist eine Klassenchauspielerin und -regisseurin, die angekündigt hat, sie wolle nur noch Regie führen. Wie ist sie einzuordnen? B. C., Grenchen



Das ist gar nicht so einfach. Die Fotokünstlerin Annie Leibovitz, die sie natürlich auch mal vor der Linse hatte, gestand, dass sie «von einer leicht arroganten, auch süffisanten und überlegenen Haltung» geprägt sei. Das trifft meiner Ansicht nach auch ziemlich gut ihr Rollenprofil. Sie verkörpert eine Figur, die kaum durch Sex-Appeal, sondern durch In-

– um das Manko mangelnder sinngebender Motivation zu kompensieren – hoch besetzt mit Julia Roberts, Nicole Kidman und Chiwetel Ejiofor. Der FBI-Ermittler Ray (Chiwetel Ejiofor), Jess (Julia Roberts) und die Bezirks-Staatsanwältin Claire (Nicole Kidman) sind ein prima



Ikone: «Peggy Guggenheim: Art Addict».

Team, bis die Tochter von Jess Opfer eines brutalen Mordes wird und der Täter aus Mangel an Beweisen freigelassen werden muss. Das reisst das Team auseinander, Ray wird versetzt, und Jess wendet sich vom FBI ab. Dreizehn Jahre später wird Ray von dem Fall immer noch umgetrieben und macht sich hartnäckig auf neue Spurensuche, bis er eine schauerliche Entdeckung macht. Routiniert läuft das ab, und die gedrückte Stimmung, mit der rumsomnambuliert wird, soll Tiefe signalisieren. Was das Remake soll, bleibt schleierhaft. Das ist TV-Krimi-Routine-Niveau. ★★★★★

Peggy Guggenheim: Art Addict — Sie war die zentrale Figur in der Europa- und US-Kunstszene. Eine umtriebige Ikone der Sammler- und Museumskreise mit sagenhaftem Einfluss auf Künstler und Mäzene. Nicht weniger aktiv war ihr Sexleben, und dort, aber leider nur dort, an der Schnittstelle zwischen Profession und exzessiver Promiskuität, ist die konventionelle Dokumentation spannend und aufschlussreich. ★★★★★

telligenz provoziert, den männlichen Blick herausfordert, den das Kino ja grundsätzlich einnimmt. Besonders typisch dafür war ihre Rolle als FBI-Ermittlerin in «Silence of the Lambs», den teuflischen Blicken von Hannibal Lecter ausgesetzt. Diese Grundhaltung hatte sie schon immer, selbst als Kinderstar, etwa in Martin Scorseses «Taxi Driver».

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Jazz

Gilde des Understatements

Von Peter Rüedi

Eine Reihe hervorragendster Jazzmusiker, durchaus Originale, würde niemand «originell» zu nennen wagen. Sicher nicht in dem Sinn, dass ihre Kunst dauernd auf sich selbst weisen würde. Namentlich eine Reihe von Pianisten stehen so im Zentrum dieser Musik, dass das, was sie sich anverwandelt haben, ihrer Eigenständigkeit die Waage hält, anders gesagt: Sie haben ihre eigene Sprache in einem langen Prozess aus einem kollektiven Fundus herauskristallisiert, so sehr, dass aus ihnen ihre Vorläufer, Vorbilder (und Nachfolger) herauszuhören sind wie sie selbst. Der grosse, elegante Teddy Wilson gehört zu dieser Spezies, Hank Jones mit seinem unvergleichlichen *touch*, einer Anschlagetechnik, die noch in schnellen Läufen jede Note einzeln portiert. Tommy Flanagan mit seinem glänzenden Timing und seiner atmenden Dynamik war ein Maestro dieser Gilde des Understatements, die allzu oft vorschnell und missverständlich in der Schublade «Mainstream» abgelegt wurde. Sie sind alle tot. So ist heute Kenny Barron unzweifelhaft der erste Vertreter dieser raren Spezies, als Klavierspieler zu musikalisch, als dass er seine Brillanz in anhaltendem Feuerwerk abbrennen müsste; ein Improvisator, der weiss, dass er mit Einfällen sparsam umgehen, Kompositionen auf ihre interpretatorische Tauglichkeit anlegen und Improvisationen immer auf ihren Ausgangspunkt rückbeziehen muss. Ein grosser Melodiker, ein heisser Swinger, ein toller Rhythmiker, seit seiner Zeit mit Dizzy Gillespie mit einer Vorliebe für gebrochene, lateinamerikanische Metren. All dies fliesst zusammen in seiner jüngsten CD, der ersten mit seinem regulären Trio, dem Bassisten Kiyoshi Kitagawa und dem Drummer Johnathan Blake. Sie ist ein Querschnitt durch Barrons jüngeres und älteres kompositorisches Schaffen: lauter Originale, darunter eine funkelnde Reverenz an den auch ihn prägenden Bud Powell («Bud Like»). Und zwei Titel seines anderen *touchstone* Thelonious Monk, nebst dem eines alten Partners und Friends, Charlie Hadens Ballade «Nightfall». Jazz ohne Anführungszeichen in vollendeter Klassizität.



Kenny Barron Trio:
Book of Intuition:
Impulse/Universal
0602547778024

Falscher Alarm

Jubiläum im Haus Konstruktiv; neuer Künstler-Hotspot in Zürich; Firmenfest in Knies Kinderzoo. *Von Hildegard Schwaninger*



«Um die Ecke denken»: Kunst-Aktion «Smoke Bombs» im Haus Konstruktiv.

Überraschungseffekte sind in der Kunst wichtig, und so war es super, dass beim Fest zum dreissigjährigen Bestehen des Hauses Konstruktiv die Feuerwehr anrückte. Der Künstler **Olaf Breuning** zeigte seine Performance «Smoke Bombs»; der riesige Feuerball beim Bahnhof Selnau hatte den Brandalarm ausgelöst. Das Haus Konstruktiv musste den üblichen Feuerwehreinsatz von 2000 Franken berappen. Kein Wahnsinnsbetrag, aber für ein Haus, das finanzielle Engpässe kennt, doch eine Summe. Mit 67 Prozent Eigenfinanzierung legt das Haus Konstruktiv eine beachtliche Leistung hin; seit 2013 ist **Sabine Schaschl** Direktorin, vorher leitete die Österreicherin elf Jahre lang das Kunsthaus Baselland in Muttenz; an Wochenenden findet ihr Privatleben nach wie vor in Basel statt, wo ihr Lebenspart-



Beachtlich: Sabine Schaschl (l.), Sylvie Fleury.

ner, ein Immobilienkaufmann, lebt. Dreissig Jahre Haus Konstruktiv war ein sehr farbiger Anlass. **Andreas Durisch**, Präsident des Stiftungsrats, begrüßte die Gäste, sein Vorgänger **Hans Ulrich Schweizer** (früher Werber) war auch da, wie auch Kunstsammler und Anwalt **Peter Nobel** mit Frau **Annette**. **Josef Estermann**, Ex-Stadtpräsident, hielt eine philosophische Rede zum Thema «Um die Ecke denken» (so heisst die gegenwärtige Ausstellung, die ausschliesslich Werke aus dem Sammlungsbestand, also keine Leihgaben, zeigt), und dann sprach – in einem ausgesucht schönen schwarzen Kleid – Sabine Schaschl. Auf unbequemen, improvisiert aufgestellten Klappstühlen und Stehplätzen lauschten die Gäste den langen Ansprachen.

Es war ein buntes Künstlervolk. Ausser dem «bösen Buben» **Olaf Breuning**, dem der Brandalarm zu verdanken ist, war **Yves Netzhammer** da, der in der Ausstellung mit einer raumfüllenden Installation vertreten ist, die gerade an der Kiew-Biennale gezeigt wurde, und **Sylvie Fleury**. Man sah die Künstlerin **Caro Niederer**, die früher mit **David Weiss** (Fischli/Weiss) verheiratet gewesen war, **Eugenia A. Burgo** und Verlagsmanager **Tobias Trevisan**, Kunsthändler **Nicola von Senger**, Kunsthändlerin **Jamileh Weber** und ihren Nachfolger **Roman Plutschow**, der ihre Galerieräume an der Waldmannstrasse übernommen hat.

Künstlerin **Silva Preiss** war mit Ehemann **Thomas Preiss** (Ex-Chirurg und einst GC-Torhüter) da, ihre Tochter **Joy Neri-Preiss** ist für die Kommunikation (unter anderem, weil die Mitarbeiter bei dem Minibudget auch «Mädchen für alles» sind) im Haus Konstruktiv zuständig. Viele junge Künstler, Galeristen, Kunstschafter und *starving artists* waren da: Das Buffet mit den gutgefüllten Laugenbrötli war in Windeseile leergefegt.

Da dürfte sich **Beat Curti** freuen! Der Multi-Unternehmer (Goldbach Media) hat Immobilien an der Marktgasse und Münsterergasse erworben und sorgfältig restaurieren lassen, um die Attraktivität der Zürcher Altstadt zu erhalten. Eines dieser Gebäude (dort, wo früher der Lustpalast «Red House» war) ist das Hotel «Marktgasse», das im Herbst 2015 eröffnet wurde. Das Hotel wird von der Ospena Group (CEO: **Ueli Santschi**) geführt, Hoteldirektor ist **Olivier Gerber**. Bereits wurde das Hotel im Hotel-Rating von Karl Wild unter «Die 150 besten Hotels der Schweiz» eingereiht: unter «Trouvaillen». Das Hotel entwickelt sich zum Hotspot für Künstler. Kürzlich fand dort ein Fest für und mit **Pipilotti Rist** statt, und das «Markt-gasse» ist auch eines der offiziellen Hotels des Zurich Film Festival. Im Restaurant «Baltho» (benannt nach Balthasar, dem Schutzheiligen der Gastronomie) sieht man Hausbesitzer Curti manchmal beim Jassen.



Eröffnung: Katharina und Richard J. Wuermli.

Man begegnet ihnen an Bällen, Galas und in Glamour-Zentren wie St. Moritz: **Richard J. Wuermli** und seiner Frau **Katharina**, einer blonden Beauty, die ihren Ehemann um zwei Köpfe überragt. Beide sind Dr. iur., sie haben drei Wohnsitze (Zug, Zürich, Rüslikon) und drei Kinder. Richard Wuermli ist als Steuerexperte Teil der Financial Expert Global AG; mit seinen Partnern **Flavio Costantini** und **Thomas Tschirky** feierte er das 15-Jahr-Jubiläum der Firma und die Eröffnung eines Sitzes in Rapperswil. Und zwar in der «Himmaban Lodge», dem Thai-Restaurant im Elefantengehege, das **Franco Knie** und seine Frau **Claudia** in Knies Kinderzoo in Rapperswil betreiben.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Trendfarbe Nackt

Die Stylistin Erica Wark, 29, und der Geschäftsmann Corey Laurysen, 31, haben kürzlich geheiratet. Ein Grund für die Entscheidung? Kleider kaufen.



Ohne Schnickschnack: Ehepaar Wark-Laurysen.

Erica: Corey ist weniger modebewusst als ich. Das ist normal: Er ist ein Mann. Wir sind seit vielen Jahren zusammen, und als wir beschlossen haben, zu heiraten, geschah dies aus Liebe, aber vor allem auch, weil sich die Möglichkeit eines durchgestylten Fests bot, in das ich mein professionelles Wissen und mein Talent als Trendsetterin einfließen lassen wollte.

Corey: Erica wollte eine Silhouette aus Wolkenkratzen, und der Rest sollte auch nicht extrem romantisch sein, sondern eher ein glamouröser Laufsteg-Event – falls ich es richtig verstanden habe.

Erica: Zur standesamtlichen Trauung trug ich ein kurzes Kleid im Stil der vierziger Jahre, es war mit Tausenden goldenen und silbernen Perlenschnüren verziert. Die Haare waren zu einem unkomplizierten Pferdeschwanz gebunden. Rüschen, Hochsteckfrisuren und die Farbe Weiss sind langweilig geworden. Der Trend geht bei den Hochzeiten in Richtung *nude* – was so viel wie nackt bedeutet.

Corey: Damit ist das Entrümpeln von überflüssigem Schnickschnack gemeint, der bloss plumpe Romantik bezweckt. Auf die Hochzeitstorte kann man ganz verzichten. Oder: Man wählt ein mehrstöckiges Werk ohne

zuckrigen Überzug, dafür mit vielen Details wie echten Früchten und Blumen.

Erica: Das Wichtigste ist natürlich das Hochzeitskleid. Noch vor kurzer Zeit waren trägerlose Kleider, tiefe Ausschnitte und Tonnen von Tüll und Glitzer der ultimative Trend. Er entsprach den Bedürfnissen der Frauen, als romantische Prinzessinnen, aber auch als sexy Bräute vor den Traualtar zu treten. In der Zwischenzeit sind subtilere Entwürfe angesagt: Körpernah, oft hochgeschlossen, aber im eigentlichen Sinn transparent, zeigen diese Kleider den gesamten Körper, ohne dass es billig oder aufdringlich wirkt. Sie sind nicht für jede Frau geeignet, was die Kreationen zusätzlich exklusiv macht. Auch wenn man Zehntausende von Franken für eine solche Robe ausgeben kann: Wenn der Körper nicht top ist, sieht es halt nicht gut aus. Der Nude-Look ist nichts für Bräute mit Problemzonen. Letztere können mit bauschigen Röcken und hohen Tailen kaschiert werden.

Corey: Wochenlange Diäten und ein striktes Workout sind der Laune nicht unbedingt förderlich. Doch als ich Erica am grossen Tag sah, war alles vergessen. Sie sah einfach umwerfend aus.

Erica: Das Kleid war mit Steinen bedeckt, die wie Hagelkörner oder Champagnerblasen aussahen. Kim Kardashian und Jennifer Lopez trugen solche Kleider, welche die israelischen Designer Inbal Dror und Galia Lahav berühmt gemacht haben. Ihre Kreationen sind nicht nur extrem auffällig und schön. Durch die elastischen Unterkleider sind sie viel bequemer als enggeschnürte Oberteile und sperrige Reifröcke, in die sich immer noch viele Bräute zwingen.

Corey: Bei meinem Outfit verfolgte Erica die Devise: Der perfekte Schnitt muss zum perfekten Mann passen. Oder war es umgekehrt? Egal. Jetzt sind wir verheiratet, und ein Vorteil davon ist, dass ich wieder tragen werde, was Männern Spass macht und was mir bis anhin verboten wurde: Sandalen mit Socken, Shorts, kurzärmelige gemusterte Hemden.

Protokoll: Franziska K. Müller

In der Schule

Von Andreas Thiel — Nachdem die Anwesenheitskontrollen abgeschafft wurden.

Rektor: Entschuldigen Sie bitte die Störung, wir machen eine Stichprobe. Ist Ihre Klasse vollzählig?

Lehrerin: Das ist schwierig zu sagen. Seit wir offene Schulen haben, kann ja jeder zur Schule gehen, wann und wo er will.

Schulpsychologin: Auch in einer offenen Schule erwarten wir von den Kindern, dass sie Klassen besuchen, die ihrer Stufe entsprechen. Aber seit wir die Anwesenheitskontrollen abgeschafft haben, häufen sich die Missbrauchsfälle. Viele schwache Oberstufenschüler besuchen wieder die Unterstufe, weil sie dort dann die Stärksten sind. Es gibt auch Fälle von Schülern, die Jahr für Jahr bessere Noten nach Hause bringen, weil sie immer die gleiche Klasse wiederholen. Zudem gibt es Unterstufenschüler, die Klassen der Oberstufe besuchen, nur weil der Schulweg kürzer ist.

Polizist: Und wir greifen täglich rumlunggernde Schüler auf der Strasse auf.

Schulhausabwart: Ich treffe hier immer wieder auf Schüler, die mir für die Schule etwas zu alt erscheinen. Der da hinten scheint mir ein solcher Kandidat zu sein. Was macht der hier?

Schülergratisanwalt: Ich mache Sie darauf aufmerksam, dass Sie ohne begründeten Verdacht keine Schüler überprüfen dürfen.

Schuldetektiv: Dieser Schüler steht bereits unter Beobachtung, weil er die Turnstunden verschiedener Klassen besucht und nachher immer mit den Schülern duschen geht.

Lehrerin: Aber der ist ganz nett. Er hilft seinen kleinen Mitschülern sogar bei den Hausaufgaben.

Lehrerinnengratanwältin: Sie sind nicht gezwungen, die Leistungen Ihrer Schüler zu bewerten.

Schulhausabwart: Sind Sie überhaupt Lehrerin? Sie sehen mir etwas zu jung aus.

Polizist: Können Sie sich ausweisen?

Rektor: Das ist ja eine Schülerin!



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Neues vom Vulkan

Von Peter Ruedi



Im Weinbau sind es oft Zugewanderte, die Paradigmenwechsel einleiten. Sie haben häufig die bessere Nase für die Charakteristiken und das Potenzial eines Terroirs als die Einheimischen, die der alten Väter Tramp als gottgegebene Selbstverständlichkeit fortsetzen. Bei der Renaissance der Weine vom Ätna ist es nicht anders. Die Pioniere, die am Vulkan die Sensationen der autochthonen Sorte Nerello Mascalese (wieder-)entdeckten, waren die Toskaner Marco de Grazia und (der vor allem) Andrea Franchetti sowie der Querdenker Frank Cornelissen, ein Belgier. Die junge Tenuta Terrazze dell' Etna gründete 2008 zwar ein Sizilianer. Aber Nino Bevilacqua kam immerhin aus Palermo (vom Ätna aus gesehen eine andere Welt) und aus einem anderen Beruf. Er war Ingenieur, bevor er sich berufen fühlte, über die Nordosthänge des Vulkans weitversprengte, vernachlässigte alte Weinberge zu restaurieren und nach und nach zu einem Flickenteppich von 28 Hektar Rebge-lände zusammenzuführen. Heute produziert er mit seiner Tochter Alessia etwas über 120 000 Flaschen, drei Rote, einen Weissen aus Nerello Mascalese (eine Rarität) und zwei Schaumweine. Auch sein Önologe ist ein Zugereister, der *flying winemaker* Riccardo Cotarella, der hier mit viel Feingefühl dem Nerello Mascalese seinen Charakter belässt, den Fussabdruck des wirklich besonderen vulkanischen Terroirs. Alle drei Rotweine stammen aus nordöstlichen Hochlagen über 600 Metern über Meer, der finessenreichste, «Cirneco», gar aus solchen über 750 Metern. Die günstigeren «Carusu» und «Cratere» (Letzterer mit ein paar beigemischten Prozenten Petit Verdot) sind fabelhaft direkt, der «Cratere» beeindruckt mich noch etwas mehr mit seinem changierenden Bouquet (Rosmarin, Eukalyptus, etwas Holunder, Tabak und Leder). Primus ist zweifellos der «Cirneco», ein Nonplusultra an vulkanischer Raffinesse, tänzerisch und substanziell, auch hier neben roten und blauen Früchten Holunder, Tabak. Pikante Mineralität. Viel Wein zum vernünftigen Preis.

Terrazze dell'Etna: Cratere Etna Rosso 2010. 13,5 %. Fr. 22.50; Carusu Etna Rosso 2011. 13,5 %. Fr. 22.50; Cirneco Etna Rosso 2009. 13,5%. Fr. 31.90. Brancaia, Zürich. www.vinothek-brancaia.ch

Felix Austria

Diese Woche geht es um ein Restaurant, das es leider nicht gibt: jenes von Christian Geisler. Von David Schnapp



Österreichische Wurzeln, moderner Auftritt: Christian Geisler.

Der erst 32-jährige Österreicher Christian Geisler gehört zu den talentiertesten Köchen der Schweiz. Seit aber der «Kunsthof» in Uznach, wo er zuletzt gearbeitet hat, schliessen musste, gibt es kein Restaurant, wo man erfahren könnte, was das Werk Geislers ausmacht.

Eine kleine Kostprobe davon gab der Koch ohne Restaurant vor kurzem im Zürcher «Mesa», das nach zumindest kulinarisch erfolgreichen Jahren zurzeit gerade auf der Suche nach seiner Identität ist. Geisler, der seine Lehrjahre in einem gutbürgerlichen Betrieb in Salzburg absolvierte, bevor er in die Sphären der höheren Kochkunst aufstieg («Ikarus», Salzburg, «Heimberg», Zermatt), kochte «österreichische Schmankerl».

Rindermark und Rhabarber

Dass die Küche unseres Nachbarlandes nicht bei Wiener Schnitzel und Kaiserschmarrn aufhört, war einigermaßen klar, aber der «Aufsteiger des Jahres 2015» im «Gault Millau» schaffte es, mit aufs Wesentliche konzentrierten Gerichten bekannte Produkte und Geschmäcker zu erweitern und so in neue aromatische Spannungsfelder zu setzen: Waller (Wels) mit Gurke und Dill zum Beispiel oder das Backhendl, bestehend aus saftigen, zarten Sot-l'y-laisse-Stücken und knuspriger Haut, begleitet von einer aromatischen Brathähnchen-Sauce und Nussbutter.

Grandios das Rindermark – eine Kindheits-erinnerung, wie Geisler sagt –, das er mit der fruchtigen Säure von Rhabarber und grilliertem weissem sowie kurz gegartem Hopfen-Spargel überraschend kombiniert und so dem mundfüllenden Fett des Marks einen geschmacklichen und textuellen Antagonisten entgegengesetzt. Während die Arrangements im früheren «Kunsthof» manchmal etwas unübersichtlich wurden, sind sie hier auf den Punkt gebracht. Trotzdem gibt es geschmackliche Tiefe – Säure, Süsse, Schärfe, Bitterkeit und Umami werden je nach Bedarf und Gericht schön ausbalanciert.

Das Mittagessen endet mit zwei Desserts: zunächst ein Basilikumsorbet, darauf ein Alpenmilch-spoom (fester Schaum) sowie Walderdbeeren und gefrorene Erdbeer-Perlen – ein schönes Spiel mit Temperaturen und Texturen. Es folgt ein dekonstruierter Topfenknödel aus Creme und Brösel, der mit grünem Apfel und Sauerklee eine frühlingshaft-frische Verbindung eingeht. Geisler, zuletzt mit 17 Punkten und einem Stern ausgezeichnet, beherrscht die modernen Küchentechniken und setzt sie gewinnbringend ein.

Mit einem gewissen Bedauern verlasse ich das Lokal. Die Art von Küche, die ich gerne öfter essen würde, gibt es zurzeit leider kaum in der Schweiz: österreichische Wurzeln, moderner Auftritt.



Motorrad

Mein Roller (I)

Langzeittest auf einem Zweirad: Wie bewährt sich der BMW C650 GT in der Stadt, über Land, bei Sonne und bei Regen? *Von David Schnapp*

Leser mit ausgeprägtem Erinnerungsvermögen wissen noch: Im vergangenen Jahr erweiterte der Autoberichterstatte seinen Führerausweis um die Kategorie A, «Motorräder mit einer Motorleistung von mehr als 35 kW und einem Verhältnis von Motorleistung und Leergewicht über 0,20 kW/kg» (Zürcher Strassenverkehrsamt). Die Mühen – ein Töff ist nun mal kein Auto – wurden mit ganz neuen Möglichkeiten der Fortbewegung belohnt.



Die Kraft eines schweren Motorrads ist ein besonderes Erlebnis, das allerdings auch ein Mindestmass an Konzentration, Fitness et cetera benötigt. Nicht, dass mir das fehlen würde, aber als Liebhaber eines gewissen Komforts und des entspannten Vorankommens gibt es weitere Möglichkeiten. Deshalb erweitert während der nächsten Monate ein sogenannter Maxi-Scooter meinen Fuhrpark – ein Roller von einer gewissen Grösse, der erfreulich flott loslegen kann: ein BMW C650 GT.

Wer von einem Roller ein etwas biederes Verkehrsmittel für eine ältere Kundschaft erwartet, den überrascht der C650 mit einer einmaligen Mischung aus Kraft und Komfort. Die massige Erscheinung, ein Gewicht von über 260 Kilogramm, technische Errungenschaften wie ein LED-Tagfahrlicht, eine verstellbare Frontscheibe und ein Toter-Winkel-Assistent sowie schliesslich ein Design, das teilweise näher am Auto als an einem Motorrad ist, sind die eine Seite. Die andere ist die Art, wie der Grossroller loslegt, wenn man will. Mit einem überraschend kernigen Sound aus den doppel-

ten Endrohren beschleunigt der Reihen-Zweizylinder-Motor so vehement, dass es einen unvorbereitet in den breiten, bequemen Lederfauteuil drückt, der hier den meist mässig komfortablen Töffsitz ersetzt.

Die Füsse strecken

Der Fauteuil ist auf Wunsch beheizbar, sowohl für den Fahrer als auch für den Sozius, bei unangenehmen Temperaturen – zum Beispiel in diesem Frühjahr – lassen sich auch die Lenkgriffe wärmen, und die Füsse stehen auf soliden Trittbrettern, selbst wenn man sie weit nach vorne streckt. Die Zeit wird es zeigen, aber ich kann mir nach den ersten paar Dutzend Kilometern nur schwer vorstellen, dass man auf diesem Roller irgendwann in die Situation kommt, dass man nicht mehr weiss wie sitzen.

Und Leistung ist etwas, was auf diesem Maxi-Scooter einfach zur Verfügung steht, aber keineswegs unangenehm vordergründig zur Schau gestellt werden muss. Hier geht es um die Kunst der gepflegten Fortbewegung auf zwei Rädern. In zwei Monaten werde ich hier berichten, wie langstreckentauglich der Premium-Roller von BMW ist. Zurzeit sind wir noch in der Kennenlern- und Aufwärmphase, aber die Idee einer grösseren Reise wächst stetig.

BMW C650 GT ABS. Leistung: 60 PS/44 kW, Hubraum: 647 ccm, Höchstgeschwindigkeit: 175 km/h, Preis: Fr. 12 350.–



«Halt nicht mein Stil»: Künstler und Manifesta-Kurator Jankowski, 48.

MvH trifft

Christian Jankowski

Von Mark van Huissing — Ein Gespräch mit dem Kurator der Manifesta, der Kunstbiennale, die diese Woche in Zürich beginnt.

Was machen Sie für Geld?» – «Kunst.» – «Und was machen Sie nicht für Geld?» – «Schlechte Kunst.» («What People Do for Money», etwa: «Was Leute für Geld tun», ist der Titel der Manifesta, die übermorgen in Zürich beginnt.) «In der *Süddeutschen Zeitung* stand: «Der Künstler als Kurator riskiert nicht nur seinen Ruf als Person, sondern zugleich auch den seines eigenen künstlerischen Werks.» Was halten Sie davon?» – «Stimmt, das ist alles miteinander verwoben, ist ein guter Spruch.» – «Dann haben Sie also ein Risiko auf sich genommen, als Kurator der Manifesta.» – «Es ist nicht nur ein Risiko, es ist auch eine wahnsinnig tolle, einmalige Chance, die ich gerne nutze.» – «Aber ohne grosse Not, Sie sind erfolgreich als Künstler, nicht wahr?» – «Doch, für mich ist das eine ganz wichtige Haltung des Künstlers: ein Risiko einzugehen. Mit einem Risiko geht einher, dass man neue Erfahrungen macht, statt immer die gleiche Routine zu wiederholen.

Sein Weltbild nicht in Frage zu stellen, ist halt nicht mein Stil – dieser Akademismus, dass man immer das Gleiche macht, wie Gerhard Richter. Ich fand eher Sigmar Polke lustig, der auch mal zwei Jahre in den Orient fährt und 'ne neue Lebenserfahrung für sich macht und zu Exzessen bereit ist.»

Christian Jankowski, 48, ist ein deutscher Aktions- und Konzeptkünstler (Quelle: Wikipedia); er fiel bisher vor allem durch Videoinstallationen und Inszenierungen auf. Bei der Manifesta, deren elfte Ausgabe vom 11. Juni bis 18. September in Zürich stattfindet, handelt es sich um eine europäische Wanderbiennale für zeitgenössische Kunst (www.manifesta.org), und er ist der Kurator der gegenwärtigen Schau. Dabei geht es zur Hauptsache um sogenannte «Joint Ventures», Zusammenarbeitsstücke, von Künstlern und Vertretern anderer Berufe – der Schriftsteller Michel Houellebecq etwa lässt sich von einem Arzt des Hirsländenspitals un-

tersuchen, oder der Italiener Maurizio Cattelan, der Skulpturen entwirft, erarbeitete mit Edith Wolf-Hunkeler, einer Sportlerin, eine Performance, bei der eine Frau in einem Rollstuhl übers Wasser fährt. Jankowski ist verheiratet, hat ein Kind und lebt in Berlin; dieses Gespräch fand im Café Lang in Zürich statt.

«Sie wollen also scheitern dürfen – wenn auch vielleicht nicht grad bei so einer grossen Sache wie Ihrer Manifesta, oder?» – «Ja, aber die hat ja so viele Facetten: Ich bin mit 'ner grossen Organisation verbandelt, die hat einen Haufen Mitarbeiter, tolle Kunstwerke... Und ausserdem, was ist schon «scheitern»? Oder scheitern für wen? Die ganze Welt ist ja nicht ein einziger Rezipient, der entweder Pommes mit Mayo mag oder Pommes mit Ketchup, es gibt viele Leute, die beides mögen, jeder Rezipient denkt anders. Und in den Augen aller kann man eben nur komischen Mainstream fabrizieren, der nicht mein Anliegen ist. Ich hoffe, dass ich Leute einnehme und komplett für mich gewinne; und andere Leute werden sich vielleicht auch mal vor den Kopf gestossen fühlen. Aber wir haben sympathische Werke produziert und sind publikumsfreundlich – die kann gar nicht scheitern, die Biennale.» – «Ein Schreiber der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* bezeichnete Sie als «Till Eulenspiegel [der deutschen Kunst], als «Hofnarr» oder «Chefroniker». Was halten Sie davon?» – «Das sind alles tolle Schubladen, da hört eben die Sprache auf irgendwo, und das Werk fängt an; deswegen gibt's Wortkünstler und Künstler, die sich eher in bildender Kunst ausdrücken. Und es ist auch nicht besonders förderlich, [um] einfach mal frisch draufzugucken [auf ein Werk]. Die grösste Qualität, die Kunst meines Erachtens erreichen kann, ist, Wahrhaftigkeit und das Schöne darzustellen und das, woran man glaubt. Kunst angucken bedarf des eigenen Denkens.»

«Die Quader aus achtzig Tonnen Klärschlamm [ein Werk des Amerikaners Mike Bouchet] – ist das Provokation, oder was soll das?» – «Es ist ein fantastisches Kunstwerk. Wahnsinnig schön, es zu sehen. Alleine schon wenn man sich überlegt, was da für eine Energie drinsteckt [es handelt sich dabei um eine Monatsproduktion von «Reststoffen» – Manifesta-Beschreibung – der Einwohner Zürichs; zur Verfügung gestellt von den Verantwortlichen des Klärwerks Werdhölzli]. Dieses Vordergründige, dass da Scheisse ausgestellt wird – Zürich ist ja eine wahnsinnig saubere Stadt –, ist schon ein Spiel mit Extremen, ein hochirritierendes und verstörendes Werk. Aber auch ein Kreislauf, wenn man sich überlegt, wie viele tolle Gerichte davor gekocht worden sind. Und sich vorzustellen, dass die Zürcher zu einer Gesamtskulptur verarbeitet worden sind, das sprengt Grenzen, finde ich.»

Sein liebstes Restaurant: Maison Manesse, Hopfenstrasse 2, Zürich Tel. 044 462 01 01

| | | | | | | | | | | | | | | |
|----|----|----|----|----|----|----|----|----|----|----|----|----|----|----|
| | 1 | 2 | | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 | | 8 | 9 | 10 | | |
| 11 | | | | 12 | | | | | | | | | | 13 |
| 14 | | | | | | | | | 15 | | | | 16 | |
| 17 | | | | 18 | | | | | | | | | | |
| | | 19 | 20 | | | | | | | | 21 | | | |
| 22 | 23 | | | | | 24 | 25 | | | 26 | | | | |
| 27 | | | | | 28 | | | | | | 29 | 30 | | 31 |
| | | | 32 | 33 | | | | | | 34 | 35 | | | |
| 36 | | 37 | | | | | 38 | 39 | | | | | 40 | |
| 41 | | | | | | | | | | 42 | | | | |
| 43 | | | | | | | 44 | | | | | | 45 | |
| 46 | | | | | | | | | | | 47 | | | |

| | | | | | | | | | | | | | | |
|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|
| | | | | | | | | | | | | | | |
|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|

Lösungswort — Formelhaft althergebrachte Wortverbindungen
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Ein beiliegendes zusätzliches Blatt. 8 Der US-Bundesstaat ein Bienenstaat? Mormonisch-symbolisch betrachtet ja. 11 Der Fluss markiert ein Stück deutsch-belgische Staatsgrenze. 12 Sich in eine vorhandene Umgebung gut einfügen. 14 Besser konnte Beni nicht sein als in jener TV-Sendung. 15 Brauchen Kinder, Künstler und Ganoven. 17 Von der Flut zur Ebbe, aber eben nur fast. 18 Eine Gehilfin, doch keineswegs kriminell. 19 Eric, Musikkollege von Claude (Debussy) und Maurice (Ravel). 21 Sie, genau wie die Insel in Schottland. 22 Gedankenstütze, zu vielem nütze. 24 Peleus nahm sich die Schönste der Nereiden. 27 Schweinisch, was andersherum zu Wein verarbeitet wird. 28 Zwischen Himmel und Hölle, das war er. 29 Beim Zupfen gibt er schöne Töne von sich. 32 Der Alt-Bundesrat und er: ergibt einen flämischen Dichter. 34 The Project, und zwar jenes Parsons – ein Ohrenschmaus. 36 So dann nicht entschieden. 38 Spieren, Blöcke, Beschlüge etc. ergeben eine, wie Segler wissen. 41 Menschenkind, das ist ja ein Druckmesser! 42 Gehört er zum Woody, macht er es denen meistens recht. 43 Der regelmässige Bezug einer Leistung ist klar beschränkt. 44 Farbe, nicht für Schwarzseher sondern für Glücksspieler. 45 Beim Dolcefarniente geniesst man die Stunde. 46 Wo eine Schraube ist auch es. 47 Wie Waldmäuse auch genannt werden.

Senkrecht — 1 Den Knaben haben Schweizer ins Herz geschlossen. 2 Ein Ernst, wie in der Romandie verbreitet. 3 Beim Getreide unerwünscht bis ungesund. 4 Sie und der wilde Kaiser, total animiert. 5 Berausches Anisaroma, süss und schmackhaft. 6 Jean-Thomas kennen wir als Illustrator so dann besser. 7 Wie Seemänner die Schiffsbefestiger der robusten Art benennen. 8 Das Tier mit dem schlechten Ruf kennen wir auch von Grimm. 9 Federer und Nadal kennen ihn besonders gut. 10 Ein Berg, kein Zwerg für spanische Verhältnisse. 11 Wir sehen sie oft bei Fussballern. 13 Sie mit ihren Luftballons, war ein Hit. 16 Wo Äolus, Gott der Winde, das Licht der Welt erblickte. 20 Ort: seit jeher vom Verkehr über den Gotthard geprägt. 23 Bei ihm sind die Asse die höchsten Stechkarten. 25 Nicht nur Hamstern bekanntes Tun. 26 Zwei Hälften auswechseln, und schon wird Holz zu Schriftstück. 28 Bei belgischem Monarchen geziemende Anrede. 30 Fast schon museal weil nicht digital. 31 Schauplatz und Handlung lassen sich auch so benennen. 33 Kind, kindisch dazu, stammt bestimmt aus Frankreich. 35 Lernen lässt es sich auch in den USA, wie auch immer. 36 Von Venedig ostwärts landet man in dieser Stadt. 37 How im Anhang und alles ist klar. 39 Dem Geschmack fehlt je nach Geschmack etwas. 40 Ein Richard als berühmter American Gigolo.

©Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 470

| | | | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| H | B | G | U | S | L | A | B | A | R | D | E | | |
| U | N | I | O | N | O | E | L | E | B | O | A | T | |
| G | E | S | T | A | E | N | G | E | B | E | S | E | N |
| H | U | E | T | E | N | A | C | H | N | E | N | A | |
| N | E | G | G | E | F | R | D | E | | | | | |
| S | T | E | R | I | L | O | R | O | S | S | U | | |
| C | E | R | N | E | I | N | S | A | M | V | A | R | |
| U | N | L | I | N | D | A | A | D | E | L | N | | |
| A | D | E | R | S | T | A | U | B | E | R | L | E | |
| L | A | S | U | R | E | D | A | I | L | I | E | | |
| E | N | T | F | A | E | R | B | E | R | O | G | E | R |
| N | E | E | D | N | I | B | S | E | N | | | | |

Waagrecht — 3 GUSLA 7 BARDE 12 UNION
15 OELE 16 BOAT (people) 17 GESTAENGE
18 BESEN 19 HUETE 20 NACH 22 NENA
23 EGGE 25 ERD (-e) 27 STERIL 30 (Kübler-)
ROSS (war berühmte Sterbeforscherin)
33 CERN 34 EINSAM 37 VAR (ung. f. Burg)
39 LINDA (port. f. schön, weibl; Kartoffelsorte)
40 ADELN 42 ADER 45 STAUB 47 (P-)ERLE
48 LASUR 50 DAHLIE 51 ENTFAERBER
52 OGER 53 NEED (engl. f. Nachfrage)
54 IBSEN (norw. Dramatiker, Die Frau... ist ein Werk von ihm)

Senkrecht — 1 HUGH 2 BISE 3 GNAEGI (Gnagi: Schweinshaxe) 4 SONNE 5 LEGA 6 ALEC (brit. Schauspieler, 1914-2000; Filmtitel) 8 ABENDS
9 ROSE 10 DAENE 11 ETNA (ante, v. hinten: etna) 13 NEUNTE 14 OTTERN (gehören zur Überfamilie der Hundartigen) 21 HERA (Gemahlin des Zeus, Attribute) 24 GLEIS
26 ROMA 27 SCHALE 28 ERNESTE (franz. f. Ernst, auch Ernest) 29 ONDA (span. f. Welle)
31 SVERIGE 32 URNE 35 INTERN 36 SAUDE (port. f. Prosit, zum Wohl!) 38 ALLEEN
41 DELOS 43 DANN 44 RUF 46 BARI 49 RAD

Lösungswort — **BASTELSTUNDE**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

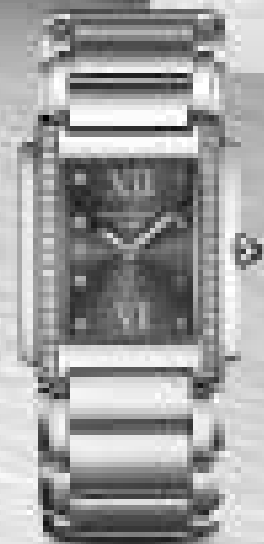


BATEK PHILIPPE
GENÈVE

**Erleben Sie die
eigene Tradition.**

**Ein Batek Philippe gebietet einem
ein gutes Leben.**

**Man sollte sich ein Leben lang an das
eigentlich bewährt man
nie schenkt für die nächste Generation.**



Batek Philippe Boutique

BEYER

**Stadelhofenstr. 10 - 1010 Wien, Österreich
Karl-Ludwig-Str. 10 - 1010 Wien, Österreich
Karl-Ludwig-Str. 10 - 1010 Wien, Österreich**

Erleben Sie die eigene Tradition.